

clv

Runa

**OBWOHL
ER GESTORBEN IST**

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 1995

© 1995 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

mit freundlicher Genehmigung der Agentur des Rauhen Hauses

Übersetzung aus dem Schwedischen: M. E. Fischer

Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt

Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld

Druck und Bindung: Ebner, Ulm

ISBN 3-89397-354-0

Inhalt

KAPITEL 1:	Elisa und Mutter Inga	7
KAPITEL 2:	Sven-Rise	20
KAPITEL 3:	Gustav Adolf	40
KAPITEL 4:	Abschied	65
KAPITEL 5:	Irenes Weltfahrt	80
KAPITEL 6:	Ein düsterer Gast	127
KAPITEL 7:	Kommen und Gehen	145
KAPITEL 8:	Am Wendepunkt	169
KAPITEL 9:	Kind und Kindeskind	197
KAPITEL 10:	Er redet noch	208

KAPITEL 1 --- Elisa und Mutter Inga

Die Fenster an der Vorderseite des Herrenhauses zu Elghyttan warfen an einem schönen Spätsommertag das Licht der aufgehenden Sonne golden zurück, als ein junges Mädchen, Elisa Gyllenborg, aus der Tür trat. Ihre Gestalt und ihre Gesichtszüge drückten altnordische Kraft und Willensstärke aus; wer sie sah, in dem erwachten Zutrauen und Achtung. Sie war eine ganze Persönlichkeit und hatte etwas Jugendliches und Gereiftes zugleich, und das wirkte anziehend.

Elisa zerkrümelte den Sperlingen, die zwitschernd herbeiflogen, eine Semmel. Zutraulich kamen die Tierchen ganz nahe heran, um die letzten Krümchen zu erhaschen. Eine Brotkrume lag nahe vor ihren Füßen; auch die wurde von einem Spatzen weggeholt. Elisa blieb stehen, bis das Tier wegflog; es war ihr zuwider, ein lebendes Wesen zu erschrecken.

Große, ausgedehnte Wälder, reich an Wild und an Poesie, gehörten zu dem Gut und nahmen einen großen Teil der Fläche ein. Nur an einer Stelle hatte der Wald Äckern und Wiesen Platz machen müssen; hier floß ein Bach langsam und ruhig dahin, bis er den See erreichte. Sein Wasser spiegelte den Himmel wider und trug die Kähnen, die die Kinder auf seine Wellen setzten. Aber wartet nur, wenn ihr dem Bach erst eine Strecke in den Wald hinein gefolgt seid, dann erkennt ihr ihn kaum mehr; das Rauschen des Windes in den Baumkronen muß die Sehnsucht in ihm geweckt haben, denn ungestüm will er jetzt weiter; seine Ufer werden höher und steiler und drängen sich näher aneinander; es wird ihm zu eng und seine Sehnsucht weiterzukommen, wächst mit den Schwierigkeiten. So kommt es, daß das vorher so stille Gewässer zu tosen beginnt, und das Brausen seines Wasserfalles übertönt das Rauschen des Windes im Wald.

Horchend stehen die Bäume auf den hohen Ufern, einige neigen sich über das Wasser und beschatten es. Wenn sich hier und da zwischen ihren Zweigen ein Stückchen Himmel in der Tiefe widerspiegelt, dann gedenkt der Strom seiner Kindheit, da er als Bächlein zwischen Äckern und Wiesen hinfloß, und schwermütig tönt das Lied seiner Sehnsucht. Zurück kann er nicht mehr, nur vorwärts; und vorwärts

geht es, immer rascher, immer ungestümer dem geahnten See entgegen. Dort kann er dann den Himmel widerspiegeln, klarer, reiner und umfangreicher als zwischen den engen Ufern seiner Kindheit.

Auf schmalen Steg überschritt Elisa den Bach. Am jenseitigen Ufer begann der Wald. Sie folgte einem Fußweg. Drinnen war es dämmerig; der junge Tag hatte seine Herrschaft hier noch nicht geltend gemacht. Wenn der Wind durch die Baumkronen fuhr, fielen Taupfropfen auf das Haar des jungen Mädchens; denn ihrer Gewohnheit gemäß ging sie ohne Hut; sie dachte nicht daran, ihr Gesicht zu schonen; das war von der Sonne gebräunt, frisch und rein wie das Quellwasser, in dem sie es badete.

Nach einer halbstündigen Wanderung durch den Wald kam sie an ein kleines Haus, auf dessen Dach hohes Gras wuchs; die Wände waren aus unbehauenen Baumstämmen. Im Inneren des Häuschens war nur ein Raum, der aber beherbergte viele Wesen: zwei Ferkel, drei Schafe, eine Katze, vier Hühner und die Besitzerin, eine alte Frau. Diese lag in einem ärmlichen Bett.

Elisa bahnte sich den Weg durch die zwei- und vierbeinige Gesellschaft zu der alten Frau hin. „Wie geht es Euch, Mutter Inga?“

„He?“ brummte die Alte und sah den Eindringling mit stumpfen Blicken an.

Elisa wiederholte die Frage. Ihre leise, aber deutliche Stimme rief nach und nach die Kranke zu klarem Bewußtsein zurück; sie erkannte das junge Mädchen und antwortete. Elisa sah sich um. Die Tiere schienen tagelang ungestört hier gehaust zu haben. Die Luft war so dick, daß Mut dazu gehörte, sie zu atmen. Und das war ein Krankenzimmer.

Inga war seit vielen Jahren gewöhnt, mit ihren Haustieren zusammen zu leben. Alt und einsam wie sie war, verlangte sie Gesellschaft, aber Tiere zog sie den Menschen vor; sie schienen ihr anhänglicher und widersprachen nicht; und diese Eigenschaft schätzte die Alte besonders. Solange Inga gesund war, pflegte sie die Tiere in den Wald zu treiben und dort zu hüten; jetzt konnte sie das nicht mehr, aber allein ließ die Alte die Tiere nicht hinaus, sie wollte sie um sich haben, teils aus Furcht, jemand könnte sie ihr stehlen, teils auch,

weil sie dazu beitragen, den Raum zu erwärmen. Die Alte fror so sehr, seitdem die böse Gicht ihr in die Glieder gefahren war.

Elisa hatte erst am vorhergehenden Abend von Ingas Krankheit gehört; nun war sie sogleich heute hergekommen, um zu sehen, ob alles so wäre, wie man ihr berichtet hatte. Die Wirklichkeit übertraf noch ihre schlimmsten Befürchtungen.

Ohne zu fragen, öffnete sie die Tür. Die Tiere liefen hinaus; die Alte aber, die bisher den Eindruck gemacht hatte, als wäre sie schon halbtot, gewann plötzlich Leben, richtete sich im Bett auf und widersprach heftig. Aber das half ihr nichts. Erst als sich das behagliche Grunzen der Schweine und das Blöken der Schafe draußen vernehmen ließ, trat Elisa zu der erzürnten Alten, um sie zu besänftigen. Das war nicht leicht, aber das Mädchen hatte eine wunderbare Macht über Menschen und Tiere. Man erzählte sich auf dem Gut, daß sie, ehe sie erwachsen war, einen wildgewordenen Stier, vor dem alle sich gefürchtet hatten, nur durch eine Handvoll Salz beruhigt hatte. Von dem Tag an glaubten die Leute, daß sie im Besitz einer besonderen Zähmungsgabe sei.

Diese zeigte sich auch hier. Die alte Inga schwieg und beruhigte sich allmählich; nicht weil sie einen einzigen der Gründe, die Elisa anführte, gelten ließ, sondern weil sie dem freundlichen und zugleich festen Blick und dem überzeugenden Ton der Stimme nicht widerstehen konnte. Der Alten wurde klar, daß das Fräulein seinen Willen haben mußte, solange es anwesend war; so schwieg sie denn und ergab sich in ihr Schicksal.

Elisa öffnete das Fenster, nahm einen Besen zur Hand und fegte aus. Dann machte sie Feuer und kochte Kaffee. Etwas Eßbares fand sich in einem Schrank, und so nahm die Alte, halb wider ihren Willen, eine Mahlzeit. Der Kaffee regte sie an und gab ihr so viel Kraft, daß sie, sobald das Fräulein sich entfernt hatte, deren Werk zum Teil zunichte machen konnte. Sie kroch aus dem Bett, öffnete mit Mühe die Tür und rief ihre Lieblinge herbei. Als die Tiere alle nach und nach gehorsam zurückgekommen waren, schloß sie die Tür und die Fenster und legte sich dann wieder in ihr Bett. Damit war ihre Kraft erschöpft; sie war nicht mehr imstande, dem Schweinchen ein Wort zu sagen, als es sich an dem Bettgestell rieb, daß es zitterte. Dies Zittern verursachte ihrem gebrechlichen Körper Schmerzen, aber es

freute sie doch, einen fühlbaren Beweis davon zu haben, daß ihre lieben Tiere wieder bei ihr waren. Sich im Stübchen umsehen konnte sie nicht mehr; sie fühlte nur, daß die Luft reiner war, als sonst; aber hü, wie sie fror!

Elisa kehrte auf einem Weg, der über die Wiesen führte, nach Hause zurück. Es war die Zeit der Heuernte und die Arbeit drängte, doch sah man das den arbeitenden Leuten nicht an. Als Elisa vorüberging, rissen die Arbeiter die Mützen vom Kopf und schwangen sich zu etwas schnelleren Bewegungen auf. Sie fragte nach dem Großknecht und erhielt die Antwort, er wäre noch nicht zur Stelle. Die Leute hatten die Arbeit nach eigenem Gutdünken begonnen.

Schweigend ging Elisa weiter. Nach einer Weile begegnete sie dem Großknecht. „Hat es nicht schon längst zur Arbeit geläutet?“ fragte sie.

„Ja, das hat es gewiß“, erwiderte er, „aber sehen Sie, Fräulein, ich habe die rechte Zeit verschlafen und meine Frau hat mich kräftig rütteln müssen, um mich noch wach zu kriegen.“

„Haben Sie denn wieder zuviel getrunken, Andersson?“

„Ne, ne, nicht eigentlich“, erwiderte er zögernd.

Sie sah ihn ernst an, aber ihr Blick verriet mehr schmerzliche Teilnahme für ihn als Ärger über seine Nachlässigkeit. Er bemerkte das mit einem Gefühl der Erleichterung und sagte in einem Anfall von Edelmut: „Ich verspreche Ihnen, nie mehr zu trinken, Fräulein.“

„Solche Versprechungen sind leichter zu geben als zu halten“, sagte sie.

„Ja, ja, Fräulein Elisa kennt das menschliche Herz. Wenn ich den Branntwein sehe, dann ist mir zumute, wie einer alten Schute, wenn sie wieder ins Wasser kommt; sie hat lange auf dem Trockenen gelegen und ist leck geworden. Es ist genau so, wie in der Geschichte des Oberlotsen –“

„Ja, ja“, unterbrach ihn Elisa, die keine Zeit hatte, sich länger aufzuhalten, „ich kenne die Geschichte. Schicken Sie bitte einen Knecht zu der alten Inga im Hanebyer Wald; die Frau ist krank und kann

ihren Schweinen und Schafen kein Futter geben. Die Tiere müssen aufs Gut gebracht und gefüttert werden. Sorgen Sie dafür, daß das bald geschieht.“

„Jawohl“, erwiderte der Großknecht.

„Und noch eins: Könnte nicht Ihre Brita zu der Alten gehen und ihr ein wenig helfen?“

„Ich weiß nicht, ob sie Zeit haben wird; sie hatte, glaube ich, heute irgend etwas vor“, erwiderte er zögernd.

„Wissen Sie vielleicht sonst jemand? Ich werde natürlich diese Dienstleistungen bezahlen.“

„Nein, ich weiß sonst niemand, aber vielleicht hat Brita nichts besonders Wichtiges vor; sie wird schon gehen können.“

„Schön. Kann ich mich aber auch darauf verlassen?“

„O gewiß, Fräulein.“

„Und so bald als möglich wird sie gehen?“

„Augenblicklich“, erwiderte der Großknecht und kehrte wieder nach seiner Wohnung um, aber so langsam, daß sein Schritt jedenfalls nicht seiner Zusage entsprach.

Als Elisa zu Hause angelangt war, versammelte sich die Familie zum Frühstück. Major Gyllenborg war ein stattlicher Herr mit ergrauendem Haupt- und Barthaar. Die Augenbrauen waren buschig und gaben ihm zusammen mit der großen Nase ein grimmiges Aussehen, was bei dem sonst ausgeprägt gütigen Gesicht fast komisch wirkte. Der Major war immer bei guter Laune, wenn er nicht zornig war. Wehmut und Schwermut waren ihm durchaus fremde Gefühle. Seit er seinen Abschied genommen hatte, bewirtschaftete er sein Gut Elghyttan und war ringsum als Original bekannt.

Von der Frühstücksglocke gerufen, trat er ins Eßzimmer, mit sich und der ganzen Welt zufrieden. Aus Scherz verbeugte er sich tief vor Elisa, küßte ihr die Hand und fragte, wie die Königin von Elghyttan

sich zu befinden geruhte. Elisa entzog ihm langsam die Hand. Es peinigte sie, daß ihr Vater nicht verstand, seine Würde einem Fremden gegenüber zu wahren. Neben ihr stand nämlich ein junger Mann, der Kandidat Sven Rise, der vor wenigen Tagen als Hauslehrer nach Elghyttan gekommen war. Er sollte die beiden jüngsten Kinder des Majors, die vierzehnjährige Irene und den zwölfjährigen Thorwald unterrichten.

Ohne sich durch die stumme Mißbilligung der Tochter stören zu lassen, wandte sich der Major mit unverminderter Liebenswürdigkeit an den Kandidaten. „Sehen Sie, Elisa hat eine etwas strenge Art“, sagte er vertraulich, „sie macht uns alle zittern, eben dadurch, daß sie ein Engel ist.“ Halb schelmisch, halb abbittend sah er dabei seine Tochter an und küßte sie herzlich auf den Mund. Als er Irene und Thorwald die gleiche Zärtlichkeit erwiesen hatte, setzte man sich zu Tisch.

„Tante Cilla und Christian sind unpünktlich wie immer“, bemerkte der Major, indem er nach den leeren Plätzen hinsah.

„Papa“, sagte Elisa, „ich möchte dir sagen: Andersson taugt nicht zum Großknecht.“

„Hast du das erst jetzt herausgefunden, mein Liebling? Das habe ich schon längst gewußt“, erwiderte der Major sorglos. Der Kandidat machte ein erstauntes Gesicht, und der Major lachte laut auf.

„Der Mensch hat auch seine Vorzüge“, versicherte er. „Niemand kann Seemannsgeschichten so erzählen wie er. Sehen Sie, Herr Kandidat, er war Seemann, ehe er herkam, und ich nahm ihn in meinen Dienst in der Meinung, er würde den Acker ebensogut durchfurchen wie das Meer; und darin habe ich mich geirrt.“

„Wenn er aber seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, so müßte er doch entlassen werden“, meinte der Kandidat.

„Gewiß müßte er das“, gab der Major bereitwillig zu, „aber wer hat dazu das Herz? Ich jedenfalls nicht. Als ich einmal darauf anspielte, jammerte er so, daß ich meine Drohung sogleich zurücknahm. So wird er wohl auf Elghyttan bleiben, bis einer von uns stirbt. Mir ist das recht. Wenn ich mir einmal eine vergnügte Stunde machen will,

dann gehe ich zu ihm aufs Feld und lasse mir von ihm Geschichten erzählen; das beruhigt mich ungemein. Nichts ist so schlecht, daß es nicht wenigstens zu etwas gut wäre, sagt das Sprichwort. Der Großknecht ist mir insofern von Nutzen, als er mich herauslockt, viel häufiger nach den Feldarbeiten zu sehen, als ich das sonst tun würde.“

„Während du seine Geschichten anhörst, Papa?“ rief Thorwald lachend.

„Sei nicht naseweis, Junge!“ sagte der Major mit geheucheltem Grimm.

„Aber Papa“, sagte Elisa, „du kannst das nicht so weiter gehen lassen.“

„Warum nicht?“ fragte der Major ein wenig ungeduldig. Jede Veränderung war ihm unangenehm, besonders wenn sie ein Eingreifen erforderte.

„Der Mann ist ein Trinker. Vielleicht würde es helfen, wenn du ihm Nüchternheit zur Bedingung machtest.“

„Dann predige du ihm Enthaltbarkeit, meine Liebe; wenn ich damit anfangen werde, wird er vielleicht denken: Kehren Sie erst vor Ihrer eigenen Tür, Herr.“

„Heute ist er zu spät aufs Feld gekommen, weil er sich gestern betrunken hatte.“

„Arbeiteten die Leute denn nicht ohne ihn?“

„Doch.“

„Nun, dann hat es ja keine Not. Gönn doch dem Mann sein Morgenschläfchen.“

„Die Arbeit geht aber nicht vorwärts, wenn keine Aufsicht da ist.“

„O, sie geht schon; sprechen wir jetzt von etwas anderem.“

„Sie waren heute früh draußen, Fräulein?“ fragte der Kandidat Elisa.

„Ja, beim Sonnenaufgang.“

„Hu! Und was hattest du denn mitten in der Nacht draußen zu tun?“ fragte eine Stimme hinter ihr. Ihr Bruder Christian war endlich erschienen. Er stand als Leutnant bei einem Regiment in der Provinz und hatte jetzt viel Zeit zum Bummeln. Elisa war froh, wenn er sich herabließ, seine müßige Zeit auf Elghyttan zuzubringen und nicht anderswo.

„Ich habe nach der alten Inga im Hanebyer Wald gesehen, sie ist krank.“

„Bringe ihr eine Flasche Portwein“, sagte der Major gutherzig.

„Danke, Papa, der wird ihr guttun. Was die Alte aber noch nötiger braucht, das ist frische Luft und Reinlichkeit“, erwiderte Elisa und erzählte, in welcher Verfassung sie die Frau und deren Umgebung gefunden hatte.

Alle waren entsetzt, nur der Major nicht; er hatte Verständnis für das Leben der Alten. „Man hat es gern so, wie man es gewohnt ist“, sagte er, „und es ist immer bitter, sich von dem trennen zu müssen, was man lieb hat, sei es Geld und Ehre oder Schmutz und Schweine.“

„Wenn sie stirbt, muß sie sich aber doch davon trennen“, sagte Elisa.

„Dann laß ihr wenigstens solange ihr Vergnügen und pfusche dem Tod nicht ins Handwerk, Herz.“ Dabei warf er seinen beiden Lieblingskatzen, die neben seinem Stuhl saßen, einige Leckerbissen zu.

„Ich möchte der Frau doch wenigstens ihre Wohnung reinigen lassen; in solcher Umgebung kann niemand leben.“

„Die stirbt viel früher, wenn du ihr den lieben Schmutz wegnimmst“, sagte der Major, auf seine Meinung beharrend. „Laß sie doch.“

„Es ist aber wirklich entsetzlich, den Schmutz zu lieben. Das Volk braucht Erziehung. Es müßten Vorträge über Hygiene gehalten werden“, sagte Christian, indem er einen Anlauf nahm, energisch zu scheinen. Er konnte ganz tatkräftig auftreten, wenn es etwas zu tun

galt, wobei er selbst nicht in Frage kam. „Möchtest du keinen solchen Vortrag halten, Rise?“

„Ich glaube, Fräulein Elisa würde mehr Erfolg haben“, erwiderte der Gefragte.

„Elisa? Nein, ich danke, meine Schwester soll keine Vorträge halten“, sagte der Leutnant. „In dieser Hinsicht halte ich es mit der Bibel. In der Versammlung sollen die Frauen schweigen.“

„Ich glaube nicht, daß alle hygienischen Vorträge der Welt imstande sein würden, Mutter Ingas Wohnung zu reinigen“, sagte Elisa, „dazu bedarf es einer kräftigen Frau mit Besen und Scheuerbürste; die helfen mehr, als die beredten Zungen der gelehrtesten Herren.“

„Sie haben recht“, gab der Kandidat lachend zu. „Es wird zu viel geredet und zu wenig getan.“

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, und mit der Miene einer Märtyrerin kam Tante Cilla hereingesegelt. „Verzeihe, meine Gnädigste, daß wir schon angefangen haben“, sagte der Major; „aber siehst du, dein Morgenschlaf und unser Appetit sind beide zu gut, um sich vertragen zu können – gerade wie die Pastoren in unserer Gemeinde.“

„Mein Morgenschlaf“, wiederholte Tante Cilla in klagendem Ton, „ist in Wahrheit nicht gut. Ich schlafe nie, Herr Kandidat, aber das glaubt mir niemand.“

Tante Cilla war eine Schwester des Majors. Beim Tode seiner Frau war sie zu ihm gezogen, um sich seines Hauswesens und seiner Kinder anzunehmen. Tatsächlich aber war Elisa diejenige, die für alles – Tante Cilla mit eingeschlossen – Sorge trug.

Die alte Dame war der Meinung, daß ihre Leiden bei niemand das gebührende Mitleid fänden; trotzdem trug sie sie jedem Fremden vor, mit dem sie in Berührung kam. Auch der Kandidat Rise erhielt genaue Auskunft über die vielen Gebrechen, an denen ihr armer Körper litt.

Er hörte ihr mit ehrlicher Teilnahme zu, und die Tante war überglücklich. Gerührt, jemand gefunden zu haben, der sie verstand, ver-

goß sie eine Träne; denn erst seine Teilnahme ließ sie recht erkennen, wie bedauernswert sie war.

„Ich bedauere dich, Rise“, sagte Christian nach dem Frühstück; „du hast dir Tante Cilla auf den Hals geladen. Denke an meine Worte; sie wird dich nun nie mehr in Frieden lassen. Du bist ihr Günstling, Sorge also dafür, daß du bald in Ungnade fällst, denn auf die Dauer hältst du ihr Gestöhn nicht aus.“

„Fräulein Gyllenborg tut mir leid, besonders ihrer Schlaflosigkeit wegen“, sagte der Kandidat. Er selbst litt daran, obgleich das niemand erfuhr.

„Ach was, gewiß schläft sie; sie ist die gesündeste von uns, obgleich sie sich einbildet, sterbenskrank zu sein.“

„Eingebildete Leiden sind oft schwerer zu tragen als wirkliche“, bemerkte der Kandidat und ging die Treppe zur Schulstube hinauf.

Leutnant Christian blickte ihm nach. Die kleine, hagere Gestalt mit den vorgebeugten Schultern und der schmalen eingedrückten Brust bildete einen scharfen Gegensatz zu seiner eigenen kraftvollen Erscheinung.

„Rise!“

Der Kandidat wandte sich um und sah ihn fragend an. Christian bemerkte die dunklen Schatten unter den sanften blauen Augen und einen Zug stillen Duldens um die dünnen Lippen. „Du, nicht Tante Cilla, hast diese Nacht nicht geschlafen, wie?“

„Es war gewiß nur Einbildung, wenn ich nicht geschlafen habe“, erwiderte Sven Rise mit feinem Lächeln.

„Komm, laß uns fischen gehen und gib den Kindern einen freien Tag“, schlug Christian vor.

„Nein, das geht nicht.“

„Warum nicht? Die Kinder werden über einen freien Tag entzückt sein. Niemand mischt sich ein, wie du den Unterricht gibst.“

„Doch, meine Grundsätze mischen sich ein“, erwiderte der Kandidat.

„Hier im Haus hat niemand Grundsätze, also häng die deinen möglichst an den Nagel.“

Der Kandidat schüttelte lachend den Kopf und stieg rasch die Treppe hinauf. Die Stunde, in der der Unterricht beginnen sollte, hatte bereits geschlagen, und Pünktlichkeit gehörte zu den Grundsätzen des jungen Mannes.

Im Laufe des Vormittags wurde Elisa gemeldet, daß bei der Inga im Hanebyer Wald nichts auszurichten wäre. Sie wolle sich unter keinen Umständen von ihren lieben Haustieren trennen, und niemand hielte es bei ihr aus; sie wäre zu böse und ließe sich nicht pflegen. Der Mann, der die Botschaft brachte und auf weitere Anweisungen wartete, versicherte: „Ich konnte die Tiere durchaus nicht ins Freie bringen. Wenn ich es versuchte, lockte die Alte sie zu sich hin und schließlich wurden alle wild.“

„Mag sie denn die Tiere behalten“, sagte Elisa nach kurzem Nachdenken. „Ich danke Ihnen.“

Mit Suppe und Wein versehen, begab sie sich nach einer Weile selbst wieder zu der Kranken. Kurz ehe sie das Häuschen erreichte, begegnete sie der Mutter Brita. „Gehen Sie weg, Brita?“

„Ich habe keine Zeit länger zu bleiben. Mutter Lena, die gerade vorbeiging, hat versprochen, eine Weile bei der Kranken zu bleiben.“

„Und dann?“ fragte Elisa.

„Ich werde wohl kaum wiederkommen können“, sagte Brita zögernd. Sie spürte augenscheinlich kein Verlangen, noch einmal zu Inga zu gehen, aber es wurde ihr nicht leicht, dem Fräulein etwas abzuschlagen. „Ich habe den Fußboden gescheuert und es drinnen so ordentlich, wie möglich, gemacht.“

Nun fiel es Elisa ein, daß sie versprochen hatte, die Frau für ihre Mühe zu bezahlen und sie zog ihre Geldtasche heraus. Aber Brita weigerte sich, etwas anzunehmen. Das Fräulein verabschiedete sich

freundlich und redete sich ein, daß Brita nicht ungefällig sein wollte, sondern wirklich keine Zeit hätte.

Als Mutter Inga Elisa kommen sah, rüstete sie sich zu heftigem Widerstand. Der war aber unnötig; sie erhielt die Versicherung, daß die Tiere nicht weggeschafft werden sollten. „Ich werde jemand herschicken, der Euch und sie versorgen kann“, sagte Elisa freundlich.

Gerührt dankte die Alte dem jungen Mädchen; sie wünschte ihr Gottes Segen und weinte still vor sich hin. Elisa erkannte, daß die vorausgegangenen Zornausbrüche der Alten auf die Rechnung derjenigen kamen, die durch ihr Eingreifen die Kranke aufgeregt hatten. „Ich habe es aber doch gut gemeint“, entschuldigte sie sich ihrem Gewissen gegenüber.

Jetzt galt es, jemand zu finden, der die Alte samt ihren Freunden pflegen und versorgen wollte. Elisa sann nach, und plötzlich kam ihr ein lichter Gedanke. Als sie sich von der Alten verabschiedete, versprach sie ihr, Signe von der Feldhütte zu schicken. Und Signe kam strahlend und froh, ihrem geliebten Fräulein Elisa einen Dienst erweisen zu können.

Vor einigen Jahren hatte Elisa Signes Herz gewonnen durch eine Tat, an die sie selbst kaum mehr dachte. Eines Tages, als einige Mädchen über Signes ärmliche Kleider spotteten und über ihr häßliches Gesicht, daß damals noch durch Ausschlag entstellt war, ging Elisa gerade vorbei und hörte das Gespött. Ohne die anderen Mädchen eines Blickes zu würdigen, trat sie zu Signe und gab ihr trotz ihres Ausschlages einen Kuß. Von der Stunde an hatte Elisa keine ergebeneren Freundin als Signe.

Und das kam jetzt der kranken Inga zugute. Bei allem, was das junge Mädchen für die Alte tat, dachte sie, daß sie es für Fräulein Elisa täte, und darum tat sie alles gut und gern.

Signes Dienste waren nicht mehr lange erforderlich. Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich rasch. Elisa bat sowohl den Arzt als auch den Pfarrer, nach der Alten zu sehen; sie kamen auch, aber der eine konnte sowenig ausrichten wie der andere. Der Arzt zuckte mitleidig die Achseln; er erklärte, es wäre bald aus und ging davon. Der Pastor tat sein Bestes und sprach zu der Kranken von ihrer Sün-

de, vom Heiland und von der Ewigkeit. Aber diese Dinge waren der Alten fremd, und ihre Sinne verdüsterten sich immer mehr.

Am letzten Abend war Elisa lange bei der Sterbenden. Es war die vierte Nacht, nachdem Signe gekommen war. Elisa beabsichtigte, statt ihrer zu wachen, davon aber wollte Signe nichts hören; sie erklärte, die vorige Nacht ziemlich viel geschlafen zu haben und gar nicht müde zu sein. „Wenn nur die Schweine nicht wären“, sagte sie, „die riechen so abscheulich.“

„Laß sie hinaus. Schaden kann ihnen das nicht, und auch weglaufen werden sie nicht.“

Signe zögerte, weil sie fürchtete, die Alte könnte zornig werden.

„Sie liegt ja schon im Sterben“, sagte Elisa indem sie die Sterbende mitleidig ansah. „Unmöglich kann sie noch hören, was um sie her vorgeht.“

Die Ferkel hatten sich ruhig hingelegt und schliefen. Elisa weckte sie und versuchte sie hinauszuschaffen. Die wollten aber nicht und gaben ihrer Unzufriedenheit durch ärgerliches Gurren Ausdruck.

Da vernahm man eine schon gebrochene Stimme vom Bett her: „Laßt doch die Viecherle in Ruhe!“

Elisa und Signe sahen einander an. Wenn ein Toter angefangen hätte zu sprechen, sie hätten kaum bestürzter sein können. Daß die „Viecherle“ nun ungestört blieben, versteht sich von selbst.

Elisa versuchte zu der Alten zu reden, fand aber kein Gehör mehr. Es war ihr seltsam zumute, als sie auf dem Heimweg Betrachtungen anstellte. Soeben hatte sie die Erfahrung gemacht, daß man auch an wertlose Dinge das Herz so sehr hängen kann, daß das Scheiden aus dem Leben einem schwer wird. Rührend war ihr aber doch die treue Fürsorge der Alten für ihre Tiere. Inga hatte keine anderen Geschöpfe gefunden, die sie ihr eigen nennen durfte und die von ihrer Liebe und Fürsorge abhängig waren. Und Liebe bleibt Liebe, auch wenn sie dem lieben Vieh gilt.

Während der Nacht starb Mutter Inga. „Laßt doch die Viecherle in Ruhe“, das waren ihre letzten Worte gewesen.

KAPITEL 2 Sven Rise

In der Dämmerung des folgenden Tages, als Elisa von Mutter Ingas Häuschen, wo sie verschiedenes geordnet hatte, zurückkehrte, begegnete ihr im Wald der Kandidat Rise. Sie gingen zusammen weiter und sprachen von der Verstorbenen.

Als sie sich der Planke näherten, machte der Kandidat den Vorschlag, lieber über die Brücke zu gehen, die weiter oben über den Bach führte. Elisa erklärte, sie hätte keine Zeit, einen Umweg zu machen.

„Die Planke ist so schmal und das Wasser ist tief und reißend“, wandte er ein.

„Ich bin unzählige Male hinübergegangen und habe nie daran gedacht, daß ich hineinfallen könnte“, erwiderte sie, ohne daran zu denken, daß er wegen seiner selbst besorgt sein könnte; und rüstig überschritt sie das Wasser.

Jetzt, als sie sich umwandte, wurde ihr klar, was er gemeint hatte. Er stand noch an derselben Stelle wie vorhin; zögernd und ganz blaß setzte er den einen Fuß auf die Planke und startete ins Wasser.

Sie traute ihren Augen kaum. Fürchtete er sich? Von dem Verkehr mit ihren kecken Brüdern her war sie gewohnt, daß Männer keine Furcht kennen; die Feigheit des Kandidaten erschien ihr eines Mannes recht unwürdig. Nichtsdestoweniger ging sie zurück, nahm ihn bei der Hand und half ihm hinüber. Seine Blässe machte jetzt einem lebhaften Erröten Platz. Sie sah das und suchte nach einem Wort, daß ihm über das Gefühl der Verlegenheit hinweghelfen könnte, fand aber keins.

„Ich bin ein Schwächling und es peinigt mich, Ihnen das so deutlich gezeigt zu haben“, sagte er endlich. Der Ton seiner Stimme verriet, daß er seiner Verwirrung Herr geworden war.

Sie fühlte sich erleichtert. „Es muß unangenehm sein, an Schwindel zu leiden“, sagte sie.

„Leider kann ich meine Schwäche nicht einmal damit entschuldigen“, sagte er, „denn schwindelig bin ich nie gewesen.“

Jetzt stieg ein Gefühl des Unwillens in Elisa auf, weil er gleichsam ihre Verachtung herausforderte; doch schwieg sie, und schweigend durchschritten sie den Garten. „Wollen Sie behaupten, daß Sie sich fürchteten?“ fragte sie, als sie vor der Haustür standen.

„Ich habe nicht viel kräftigen Mut“, entgegnete er.

Sie sah ihn erstaunt an. War er feige oder im Gegenteil ungewöhnlich mutig? Er wagte nicht über eine Planke zu gehen, aber er zögerte nicht, sich ganz so zu zeigen, wie er war, selbst auf die Gefahr hin, verachtet zu werden. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Kandidat“, sagte sie kopfschüttelnd, aber das edle Lächeln, das ihr eigen war, erhellte ihre Züge. Von dem goldenen Glanz der Abendsonne beleuchtet, stand sie in ihrer frischen jugendlichen Schönheit vor ihm wie eine Lichterscheinung.

Sein Blick wurde träumerisch und wehmütig. Er vergaß zu antworten, als sie aber ins Haus trat, zog er ehrerbietig den Hut und lenkte dann seine Schritte in den Garten zurück, wenn auch nach einer anderen Seite als derjenigen, von wo beide soeben gekommen waren.

Sven Rise liebte die Einsamkeit und suchte sie häufig auf; doch dachte er in solchen Stunden nicht an seine Sorgen und sein Mißgeschick, obwohl er dazu mehr Grund gehabt hätte als andere Menschen.

Frühzeitig verwaist, hatte er schon als junger Mann den Kampf des Lebens aufnehmen müssen. Ein kleines Kapital und eine schwache Gesundheit war alles, was er sein eigen nannte, aber sein Inneres barg eine unsichtbare, ihn tragende Kraft.

Er wollte Arzt werden und hatte gemeint, sein kleines Erbgut würde zu den Studien ausreichen, wenn er recht sparsam und fleißig wäre. Diese beiden Tugenden aber zehrten an seiner Gesundheit, so daß diese nach einigen Jahren angestrenzter und erfolgreicher Arbeit ganz gebrochen war. Er fiel in eine schwere, langwierige Krankheit, und als er nach der langen Zeit der Erholung endlich für einiger-

maßen gesund erklärt wurde und mit seinen geringen Kräften die Arbeit wieder aufnahm, waren seine Mittel so ziemlich erschöpft. Voll Hoffnung griff er seine Studien wieder auf, merkte aber gar bald, daß er noch viel zu schwach war, um ihnen regen Eifer zu widmen. Die Ärzte erklärten ihm nun, daß ein mehrjähriger Aufenthalt in gesunder Waldluft bei mäßiger und anregender Arbeit ihm unbedingt notwendig wäre. Und das war der Grund, warum er die Stelle als Hauslehrer auf Elghyttan angenommen hatte.

Aber seinen Schmerz über die Unterbrechung seiner Laufbahn verbarg er so sorgfältig, daß er selbst ihn fast vergaß. Gewissenhaft widmete er sich seinem neuen einstweiligen Beruf, obgleich er bald gewahr wurde, daß niemand Leistungen von ihm forderte oder auf ihn achtgab.

Seine Zöglinge liebte er vom ersten Augenblick an. Sie gaben sich, wie sie waren, weil sie von keinem Zwang behindert aufgewachsen waren. Die einzige, die ihnen einige Aufsicht angedeihen ließ, war Elisa; sie hatte aber so viele andere Obliegenheiten, daß die Zeit, die sie ihren jüngeren Geschwistern widmen konnte, viel zu knapp war, um die Erziehung der Kinder zu beeinflussen. Tante Cilla beschränkte sich darauf, den Kindern zu befehlen, still zu sein und sich von ihr fernzuhalten; ihre Nerven vertrugen kein knabenhaftes Ungestüm. Dazwischen bekamen sie zu hören, was für ein Musterkind sie selber gewesen war, und daß jetzt in der Welt das Unterste zuoberst gekehrt wäre.

Der Major war allen seinen Kindern gegenüber sehr schwach und ließ sie tun und lassen, was ihnen beliebte, vorausgesetzt, daß sie ihn in seinen Gewohnheiten nicht störten. Er hatte sein Leben lang niemals eine Arbeit ernstlich angegriffen, und so fiel ihm auch nicht ein, daß andere das tun möchten. Seinetwegen hätten die Kinder recht wohl ganze Tage den Unterricht versäumen können, wenn der Hauslehrer das gewollt hätte. Er war somit kein schwieriger, aber auch kein aufmunternder Hausherr. Es kümmerte ihn nicht im geringsten, ob jemand im Hause seine Pflicht tat oder nicht.

Das war eine Versuchung zur Nachlässigkeit. Sven Rise hätte ganz gut seinen eigenen Studien auf Kosten des Unterrichts der Kinder nachgehen können, ohne das jemand dies beachtet oder dagegen

Einspruch erhoben hätte. Doch unterlag er dieser Versuchung nicht, weil er wußte, daß Gottes Auge auf seiner Arbeit ruhte.

„Aber Irene, bist du noch nicht fertig? Unsere Gäste können jeden Augenblick hier sein“, sagte Elisa vorwurfsvoll, als sie in der Dämmerung in die Wohnstube trat und die Schwester mit einem Buch am Fenster stehen sah, den letzten Schimmer des erlöschenden Tageslichts ausnutzend.

„Gleich“, antwortete Irene, ohne aufzusehen.

Elisa, die einsah, daß Worte hier nicht ausreichten, nahm der Schwester kurzerhand das Buch weg.

„Bitte, laß mich nur noch das Kapitel auslesen. Es ist gerade jetzt so schrecklich spannend. Die Kannibalen wollen soeben Sir Reginald auffressen.“

„Damit werden sie bis morgen warten müssen“, erwiderte Elisa. „Beil dich. Ich höre schon einen Wagen über die Brücke fahren. Du kannst heute Abend dein weißes Kleid anziehen.“

„Glaubst du, daß sie ihn auffressen werden?“ fragte Irene besorgt.

Christian, der in einem Lehnstuhl hingestreckt lag, lachte laut auf. „Sei nur ruhig, Kleine“, sagte er; „du hast ja das Buch noch nicht halb durchgelesen; noch nie ist es vorgekommen, daß ein Romanheld in den ersten Kapiteln aufgeessen wurde. Wenn es durchaus sein muß, dann kommt das erst auf der allerletzten Seite.“

„Bitte, laß mich da geschwind gucken, liebste, beste Elisa“, sagte Irene schmeichelnd.

Die „liebste, beste Elisa“ ließ sich wirklich erbitten, doch gab sie das Buch nicht aus der Hand; sie kannte ihr Schwesterlein. Sie schlug die letzte Seite auf und ließ Irene einige Zeilen lesen. Sir Reginald feierte da seine Hochzeit; das war ja allerdings tröstlich. Aber Irene konnte sich trotzdem noch nicht völlig beruhigen, die Lage in dem Kapitel, bei dem sie gestört worden war, schien so entsetzlich, daß Rettung ihr ganz unmöglich schien.

An diesem Abend war der Major ganz in seinem Element. Besuch zu haben machte ihm sehr viel Freude.

Die Gäste kamen von weit her, die meisten hatten ein paar Meilen zu fahren, denn Elghyttan lag einsam. Das lange Gebäude sah einladend aus, Lichtschein strahlte aus allen Fenstern, die Gäste an diesem Herbstabend willkommen heißend. Die Einladungen nach Elghyttan waren sehr geschätzt. Einen liebenswürdigen Wirt, eine ebensolche Wirtin, ungezwungenen Gesellschaftston, gutes Essen und feine Weine, was kann man besseres haben?

Tante Cilla erklärte immer die Tage vorher, daß sie nicht imstande sein würde, dabei zu sein, aber wenn der festliche Abend da war, erschien sie, fein und vornehm, mit einem Widerschein ihrer früheren Schönheit. Allerdings machte sie den Versuch, leidend auszusehen, doch gelang es ihr nicht recht zu verbergen, wie vergnügt sie in Wirklichkeit war. Wenn aber zufällig jemand ihr frisches, gesundes Aussehen rühmte, dann nahm sie ohne Umstände die Miene an, die deutlicher als Worte sagte: Niemand außer mir weiß, wie krank ich bin.

Sven Rise sah an diesem Abend Elisa zum ersten Mal in einer größeren Gesellschaft, und er erkannte sie kaum wieder. Stattlicher als gewöhnlich sah sie aus in ihrem geschmackvollen, einfachen Anzug. Trotz ihres freundlichen Wesens schien sie unnahbar. Er wußte kaum, ob diese Veränderung ihm gefiel oder nicht. Alle diese Menschen konnten sie ja natürlich nicht nach Verdienst würdigen, andererseits fand er es umso wertvoller, wirkliche Liebenswürdigkeit von ihr zu erfahren, da sie solche nicht jedem Beliebigen angedeihen ließ.

Irene sah in ihrem weißen Kleid, daß volle Haar aufgelöst, allerliebtest aus. Sie hatte ihre Sorge um Sir Reginald bei den Kannibalen völlig vergessen und ließ sich mit dem höchsten Wohlbehagen von den vielen „Tanten“ lieblosen und bewundern.

Thorwald langweilte sich eigentlich. Er stand in dem Alter, in dem den Knaben eine gewisse Unbeholfenheit eigen ist, in den sogenannten Flegeljahren. Er tröstete sich damit, so viele Leckereien zu vertilgen, wie er irgend erlangen konnte, und deren waren nicht wenige, denn niemand dachte daran, ihm zu wehren.

Elisa entdeckte überraschende Eigenschaften bei Sven Rise. Sie hatte nicht anderes erwartet, als daß er bei seiner stillen, in sich gekehrten

Art in Gesellschaft unbeholfen und wenig unterhaltend sein würde. Das war aber nicht der Fall. Er hatte die Gabe, die Leute gesprächig zu machen, denn er verstand die Kunst, sich für andere zu erwärmen, und was er selbst sagte, war immer gediegen. Er sah angeregt aus, und das stand ihm gut. Seine Wangen hatten Farbe bekommen, und seine Augen strahlten. Dies erschien Elisa so unnatürlich, daß sie sich fragte, ob er wohl zu viel getrunken hätte, doch hatte sie nicht ein einziges Mal gesehen, daß er die oberen Räume verlassen hatte, um in die Stube des Majors hinunterzugehen, wo die starken Getränke angeboten wurden und wo das Kartenspiel in vollem Gange war. Dort waren fast alle anderen Herren gewesen und dann mit geröteten Gesichtern und mehr oder weniger heiter zurückgekehrt.

Die Röte auf den Wangen des Kandidaten war anderer Art, mehr ätherisch und seelisch, wenn man so sagen darf.

Alles nimmt ein Ende, auch das Fest auf Elghyttan. Die Sterne funkelten am wolkenlosen Himmel, und die Nacht hatte bereits angefangen sich zu lichten; wie eine Ahnung des grauen Morgen lag es über der Landschaft, als der letzte Wagen davonrollte und die Lichter auf Elghyttan allmählich erloschen.

Der Herbst wurde vom Winter abgelöst, die Tage wurden kürzer und Weihnachten stand vor der Tür. Auf Elghyttan hatte man die Entdeckung gemacht, daß der Kandidat Rise kein Heim hatte, wo er seine Weihnachtsferien hätte zubringen können. Selbstverständlich mußte er auf Elghyttan bleiben, eine Aussicht, über die sich alle freuten.

Der Major konnte gar nicht zu viele Menschen um sich haben, je mehr ihrer da waren, desto lieber war es ihm. Christian verkehrte gern mit dem jungen arglosen Mann, und bei der Tante stand er immer noch in hoher Gunst. Elisa, die längst bemerkt hatte, welchen guten Einfluß er auf seine Schüler ausübte, war froh, daß er blieb, denn sie befand sich in seiner Gesellschaft wohl. Es geschah mitunter, daß sie sich ungestört miteinander unterhalten konnten; sie merkte mit Freuden, daß ihr Gesichtskreis in solchen Stunden erweitert wurde, und sie lernte den Wert dieses Mannes, den sie anfangs gering geachtet hatte, immer mehr schätzen. Vieles an ihm

erschien ihr allerdings noch eigentümlich, aber sie verstand es im allgemeinen, die Leute zu nehmen, wie sie waren und nicht zu verlangen, daß sie so waren, wie sie sie sich wünschte.

An einem trüben Dezembertag finden wir Elisa in einem großen Zimmer, dessen Fenster nach Süden gingen. Alles war hier fein und geschmackvoll eingerichtet und alles sorgfältig geordnet. Sie sah zum Himmel auf und erwartete, die Sonne durch die Wolken brechen zu sehen. Das mußte sicher erfolgen, denn Gustav Adolf wurde erwartet und konnte jeden Augenblick kommen.

Gustav Adolf, ihr Lieblingsbruder, war an der Sonnenseite des Lebens geboren; im Sonnenschein mußte er immer leben. Sonnenschein lag in seinem Blick und die Sonne pflegte immer über Elghyttan zu leuchten, wenn er dort eintraf.

Es war lange her, seitdem er zu Hause gewesen war, seine Freunde rissen sich förmlich um ihn. Im Frühjahr war er auf Elghyttan gewesen, um sich mit seiner eben erworbenen Studentenmütze vorzustellen; dann ging es in das frische, fröhliche Leben hinaus. Der Sommer verging ihm in ungetrübtem Glück. Kurze, fröhliche Briefe, frisch wie das blaue Meer, überschäumend von den halb schwärmerischen Sommerträumen eines jugendlichen Herzens, waren hin und wieder an Elisa gelangt. Von Marstrand war er nach Upsala auf die Universität gegangen. Mit den Studien nahm er es leicht; das Studentenleben war ja so neu und lustig. Seine Briefe, die nie etwas verschwiegen, hatten Elisa beunruhigt, sie tröstete sich aber bei dem Gedanken, daß die lebenslustige Jugend Zeit braucht, sich die Hörner abzulaufen. Solange er offen und aufrichtig schrieb, bestand keine Gefahr.

Der letzte Brief, in dem er den Tag seiner Ankunft angab, hatte sie beunruhigt, denn er war nicht so klar wie sonst; er enthielt einen Satz, den sie nicht begriff. „Ich habe eine neue Erfahrung gemacht, die mein ganzes Leben umgestalten wird. Ich sehne mich danach, mit dir darüber zu sprechen, mein Herz ist zu voll, als daß ich schriftlich mehr sagen könnte.“

„Was kann er nur meinen?“ dachte Elisa, als sie am Fenster stand und die Blumentöpfe zurechtstellte, damit die Pflanzen genug Licht fänden. War eine gekommen, ihr das Recht an Gustav Adolfs Liebe

und Vertrauen streitig zu machen? Elisa stellte hohe Ansprüche an diese Unbekannte. Wer konnte ihres Bruders würdig sein?

Es war gewiß nicht von ungefähr, dachte Elisa, daß dieser ihr Bruder den Namen des Heldenkönigs trug; etwas von dessen Heldengeist beseelte ihn, er mußte etwas Großes werden; das wollte sie der Unbekannten sagen. Aber wie, wenn diese das nicht begriff? Elisa fühlte sich beklommen, sie empfand etwas wie Unwillen gegen die eingebildete Nebenbuhlerin, die sich vielleicht nur zu bald als wirklich erweisen würde.

Jetzt brach die Sonne hell und klar durch die Wolken und schien blendend auf den Schnee. Elisa horchte auf, sie vernahm Schlittengeläut vom Wald her; das war ein gutes Zeichen. Sie eilte hinunter und hinaus, den Bruder willkommen zu heißen. Es machte ihr nichts aus, daß der Schnee ihr die Füße kalt machte und die frische Luft ihr durch die Kleider drang. Bald begegnete sie dem Schlitten; sie sprang hinein, während Gustav Adolf sie mit jugendlichem Entzücken begrüßte. Vor dem Hof kamen Irene und Thorwald angestürmt, so daß der Schlitten vollgepfropft war, als er vor der Haustür hielt.

In der Haustür erschien auch Christian, den Bruder zu begrüßen. Die Geschwister standen in lebhafter Unterhaltung, als ein dröhnendes Klopfen an der Tür, die zur Wohnstube führte, zu erkennen gab, daß der Major ungeduldig wartete. Er fürchtete sich so sehr vor der Kälte, daß er sich ohne Überzieher und Hut nicht in den geheizten Hausflur traute; vor Zug hatte er eine solche Angst, daß er sogar sämtliche Schlüssellöcher mit Watte verstopfte.

„Papa wartet; mach' schnell“, sagte Elisa, und Gustav Adolf kam ihrer Weisung nach, doch im Vorbeigehen riß er übermütig die Watte aus dem Schlüsselloch.

„Hu, wie es zieht! Fühlst du es nicht, Papa?“ fragte er, als er den Vater begrüßt hatte.

„Zieht es? Wo kommt der Zug her? Schnell alles zu!“ rief der Major eifrig.

„Das Schlüsselloch ist ja offen“, sagte Gustav Adolf und hielt ihm die Watte hin.

„Sofort stopfst du sie wieder hinein, du Schlingel! Du bleibst dir doch immer gleich“, sagte der Major und lachte über den Scherz des Sohnes.

Erst am Abend, als man sich gute Nacht gesagt hatte und Elisa und Gustav Adolf nach stillschweigender Übereinkunft zurückgeblieben waren, hatte sie Gelegenheit, ihn nach der geheimnisvollen Äußerung in seinem Brief zu fragen. „Mir ahnt, daß du eine neue Liebe gefunden hast, die mich verdrängen wird“, sagte sie.

„Ja, ich habe eine neue Liebe gefunden, aber sie wird dich nicht verdrängen“, erwiderte er.

Mit Wehmut bemerkte sie, daß er sie zwar ansah, aber doch so, als sähe er den unbekanntem Gegenstand seiner neuen Liebe. „Wie heißt sie denn?“ fragte Elisa.

„Sie? Es handelt sich um keine sie.“

„Wirklich nicht? So sprich nun offen. Warum hältst du mich so in Spannung?“

„Elisa, ich habe Frieden mit Gott gefunden“, sagte er feierlich, „ich habe Christus als meinen Heiland lieben gelernt.“

Sie merkte ihm die Freude an, dieses klare Bekenntnis ablegen zu dürfen und fühlte sich zugleich erleichtert und enttäuscht. Das Wunderbare, das in sein Leben eingetreten war, löste sich jetzt in Nichts auf, so meinte sie; wenn sie ihm aber in die Augen sah, strahlte ihr etwas Neues und unstreitig Wirkliches entgegen. „Wie bist du denn dazu gekommen?“ fragte sie wider Willen ein wenig kühl.

„Vor einiger Zeit kam ich durch Zufall, nein, durch den Zug des Geistes Gottes – wenn ich ihn damals auch noch nicht verstand – in eine Kirche und hörte eine Predigt, die mich ins Herz traf. Ich fand erst Ruhe, als ich den Frieden Gottes fühlen durfte. Elisa, hast du Frieden mit Gott?“

„Mein Herz lehnt sich nicht wider Gott auf.“

„Liebst du Ihn?“

„Ich empfinde Ehrfurcht vor Ihm und suche Seinen Willen zu tun, so gut ich kann.“

„Das ist nicht genug; du mußt Ihn lieben, du mußt die Seinige werden und Er der Deinige.“

„Ich mag nicht vom Heiligen so menschlich reden“, erwiderte sie, und ihre Stimme klang gezwungen.

Er dagegen sprach mit Wärme. „Ist es menschlich, Gott zu lieben, dann will Er nichts lieber, als so menschlich von uns geliebt zu werden“, sagte Gustav Adolf im Ton der Überzeugung.

Elisa gab keine Antwort; sie dachte an die verschiedenen Eindrücke, die ihr die sogenannten Frommen hinterlassen hatten. Im allgemeinen stand sie ihnen innerlich ferner als anderen. Kam das daher, daß sie wirklich schlimmer waren, oder kam es daher, daß man an sie höhere Ansprüche stellte? Der Probst ihrer Gemeinde war in hochkirchlichem Wesen erstarrt und verwechselte Gott und die Kirche. Seiner Meinung nach drohte der christlichen Gemeinde größere Gefahr durch Sektiererei als durch die Trunksucht und durch andere offenkundige Laster. Der Hilfsprediger war ein wohlmeinender aber schwacher Mann voll Menschenfurcht. „Was werden die Leute dazu sagen?“ Das war stets sein erster Gedanke, darum hatte er keine Kraft. Die beiden geistlichen Herren verstanden es, in ihrem gegenseitigen Verhältnis den Schein zu wahren, aber doch war allgemein bekannt, daß es ihnen in Wirklichkeit schwer fiel, an dem gleichen Joch zu ziehen. Noch weniger waren die freien Gemeinden nach Elisas Geschmack; sie hatte verschiedene ihrer Prediger gehört und einzelne hatten ihr gut gefallen, im allgemeinen aber kamen sie ihr wie geistliche Schacherer vor, die miteinander wetteiferten, das Heil zu dem wohlfeilsten Preis anzubieten. Wollte ihr Gustav Adolf ein solcher Prediger werden?

„Tut die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, dir leid?“ fragte er.

„Ich fürchte nur, du gerätst in eine ungesunde Richtung; bisher warst du gesund und natürlich“, entgegnete sie.

„Durch und durch krank bin ich gewesen, ohne es zu wissen; jetzt aber bin ich gesund“, sagte er.

Elisa schüttelte den Kopf. „Ich glaube, manche Leute nehmen es mit dem Heil ihrer Seele zu leicht“, sagte sie. „Wie viele halten sich für besser, als andere, weil sie es verstehen, mehr fromme Worte zu machen, und wenn sie dann auch noch fleißig in die Kirche gehen, meinen sie, es könnte ihnen für Zeit und Ewigkeit nichts fehlen.“

„Natürlich genügt das Bekenntnis der Lippen nicht, das Herz muß dabei sein“, entgegnete Gustav Adolf.

„Viele halten aber an ihrer irrigen Meinung fest und geraten in gefährlichen Selbstbetrug.“

„Ich glaube nicht, daß ich in Selbstbetrug gefangen bin“, sagte er.

„Und wenn du es bist, dann hoffe ich, daß du wieder herauskommst. Sei mir nicht böse, Lieber, aber ich bin deinetwegen unruhig, ich habe kein Vertrauen zu einer so plötzlichen Erleuchtung und Begeisterung.“

„Du verstehst nicht, zwischen Begeisterung und Schwärmerei zu unterscheiden“, sagte er. „Die Schwärmerei führt leicht irre, die Begeisterung aber ist eine Kraft.“

Sie sah ihn liebevoll an. Das Gespräch peinigte sie, weil es eine Verschiedenheit zwischen ihnen offenbarte, und sie ertrag seinen tiefen Ernst nicht länger. „Ich hoffe“, sagte sie mit einem Versuch zu scherzen, „daß deine Begeisterung dich nicht zu verkehrten Ideen verleiten wird, wie ein herumreisender Prediger sie diesen Sommer hier entwickelt hat. Ihm war klar geworden, daß die Welt an einem bestimmten Tag untergehen würde, ich glaube, es war am 27. Juli. Die Leute waren sehr aufgereggt. Einigen nahm der Schreck die klare Besinnung, andere hörten auf zu arbeiten, es lohne sich ja nicht, noch etwas zu tun, da alles ja doch bald ein Ende haben würde; und wieder andere arbeiteten sich in eine ungesunde Verzückung hinein, indem sie auf das Kommen Christi warteten. Sind das nicht Torheiten?“

„Ganz gewiß; diese Menschen haben die Worte des Herrn vergessen, daß von dem Tage und der Stunde niemand weiß“, sagte Gustav Adolf und, den Arm um die Schwester schlingend, fügte er hinzu:

„Es tut mir leid, daß du meine Freude über das, was mit mir geschehen ist, nicht teilen kannst.“

Sie küßte ihn. Ihre Zärtlichkeiten waren nie stürmisch, auch ging sie nie verschwenderisch mit ihnen um, aber sie waren innig und echt. „Ich kann nicht leugnen, daß ich mich ein wenig enttäuscht fühle. Siehst du, ich hatte so Hohes von dir erwartet, hatte geglaubt, du würdest etwas Großes und Edles werden.“

„Glaubst du, das würde dadurch verhindert, daß ich zu der Fahne des Siegesfürsten geschworen habe?“ fragte er mit warmer Begeisterung.

Eines Abends, einige Tage nachdem Gustav Adolf angekommen war, geschah das Ungewöhnliche, daß der Major allein in seiner Stube saß und eine Patience legte. Um diese Zeit pflegte er sonst immer in der Wohnstube bei den anderen zu sein und entweder mit ihnen Whist zu spielen oder auch, wie jetzt, eine Patience zu legen.

Als er draußen Schritte vernahm, lauschte er ängstlich wie ein Kind, das sich fürchtete, bei irgend etwas Unerlaubtem ertappt zu werden, und atmete erleichtert auf, als Christian eintrat. „Du bist es, mein Junge“, sagte er vergnügt. „Komm her und gib acht, wie es mit meinem ‚Diplomaten‘ geht.“

„Warum sitzt du hier, Papa, und nicht in der Wohnstube, wie sonst?“ fragte Christian und machte es sich in der Sofaecke so bequem, als dächte er nicht daran, vorläufig wegzugehen.

Das versetzte den Major in die beste Stimmung. „Ja siehst du, *variatio delectat*“, erwiderte er ausweichend. Mit dem eigentlichen Grund wollte er nicht heraus.

„Das ist mir bei dir neu“, bemerkte Christian; „Ich habe jedenfalls nie gesehen, daß du zum Beispiel eine Veränderung mit deiner Patience vorgenommen hast; du hast den ‚Diplomaten‘ all die Jahre gelegt, solange ich das Vergnügen habe, dich zu kennen.“

Der Major gab keine Antwort. Der ‚Diplomat‘ war wohl jetzt ganz besonders verwickelt.

Christian entsandte gewaltige Rauchwolken aus seiner Zigarre und ließ sich herab, einen Rat zu geben, über den der Vater erst ungedul-

dig wurde, den er aber schließlich doch befolgte. Er wollte, daß man ihm aufmerksam zusehen, ihm aber nicht raten sollte.

„Es ist jetzt nicht angenehm, mit Gustav Adolf zusammen zu sein, weil er so harmlose Sachen für Sünde hält“, sagte Christian nach einer Weile.

Der Major blickte auf, dankbar, den Gedanken aussprechen zu hören, den zu äußern er selbst nicht gewagt hatte. „Du findest das auch?“ fragte er, und als ob er ein Geheimnis verriet, fügte er hinzu: „Siehst du, offen gestanden, ist das der Grund, warum ich meine Patience hier lege.“

„Das habe ich sofort begriffen. Hat Gustav Adolf etwas zu dir geäußert?“

„Ja, er behauptet, man dürfe keine Karten anrühren, weil sie so vielen zum Fluch gereichen und das Patience-Legen scheint ihm Zeitverschwendung. Aber sage mir, was soll man sonst den langen Winterabend anfangen?“

„Aus Rücksicht auf ihn legst du also deine Patience im geheimen“, sagte Christian lachend.

„Ja, siehst du“, verteidigte sich der Major ein wenig verlegen, „ich möchte ihn nicht ärgern. So sieht er's nicht, und ich brauche meine Patience nicht dranzugeben.“

„Ich glaube gar, du trinkst an einem gewöhnlichen Wochentag Punsch“, rief Christian plötzlich lebhaft beim Anblick eines Glases und einer Punschflasche, die zwischen verschiedenen anderen Gegenständen halb verborgen auf einem Tischchen neben dem Sofa stand.

„Ja, siehst du, es war mir so einsam. Das bin ich nicht gewohnt, und darum mußte ich etwas tun, um es mir ein bißchen gemütlich zu machen“, sagte der Major.

Ganz beruhigt fühlte er sich aber erst, als Christian, anstatt ihn zu tadeln, ein Glas füllte und es sich wohlschmecken ließ.

„Gib mir auch ein Gläschen“, bat der Major. Sie stießen miteinander

an. Plötzlich sagte der Major: „Gustav Adolf meint, man soll mehr an seine Seele denken.“

„Ich finde, da ist nicht viel nachzudenken“, sagte Christian.

„Es versteht sich von selbst, daß man sich als armer Sünder erkennt; aber Gustav Adolf sagt, man hat eine Seele, die bei Gott teuer geachtet sei.“

„Es ist früh genug, an seine Seele zu denken, wenn man sterben muß“, meinte Christian.

„Mutter Inga im Hanebyer Wald hat sich im Herbst keine Zeit dazu genommen; sie dachte bis in ihre letzte Stunde nur an ihr Vieh“, sagte der Major. Ihm war nicht wohl zumute, doch tröstete er sich bald wieder. „Gott ist gnädig und barmherzig, sagt Gustav Adolf, und vergilt uns nicht nach unseren Taten, darum darf man gewiß hin und wieder tun, was einem zusagt. Gustav Adolf sagt auch: Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden.“

„Mich dünkt, es ist eher so: Wo die Gnade mächtig ist, da wird die Sünde noch viel mächtiger“, bemerkte Christian trocken.

„Was sagst du? Das war nicht dumm gesagt; du bist ein kluger Kopf, Christian. Witz liegt in der Familie, Witz und Rheumatismus. Du hast den Witz bekommen und ich den Rheumatismus. Aber es klang garstig, was du sagtest. Satan ist klug, siehst du.“

„So weit wie er, habe ich es doch noch nicht gebracht, weder an Klugheit noch an Bosheit“, beruhigte ihn Christian.

„Das sollst du auch nicht. Du sollst so werden wie Gustav Adolf, das sollen wir beide. Er ist besser dran als wir. Aber es scheint schier unmöglich; es gibt so viel, dem man entsagen, das man aufgeben müßte, alles, was kurzweilig ist. Was soll man statt dessen tun?“

„Ja, das sage du mir.“

In diesem Augenblick trat Gustav Adolf ein. Christian betrachtete seinen Bruder mit einem halb belustigten, halb ernsten Blick. „Hier

siehst du, wie es geht, wenn man anfangen will, die Schüsseln auswendig zu reinigen“, sagte er. „Mache uns erst zu anderen Menschen, ehe du unseren Zeitvertreib verdammt.“

Am Sonntag wollte Gustav Adolf zur Kirche und Elisa, Irene und der Kandidat fahren mit. Rise war sehr froh, die Kirche einmal wieder besuchen zu können. Die Mitglieder der Familie fuhren nur selten hin, es schien gar nicht in Frage zu kommen, daß jemand Verlangen danach verspüren könnte.

Der Kandidat wollte für sich kein Gespann verlangen, und zu Fuß war der Weg zur Kirche zu weit, als daß er ihn hätte zurücklegen können. Einmal hatte er den Versuch gewagt, aber nicht zum zweitenmal.

An diesem Sonntag war klirrender Frost. Man fuhr in einem großen verdeckten Schlitten. Irene jubelte; Fahren war ihre Lust, und wie eine Erwachsene neben Elisa sitzen zu dürfen, Gustav Adolf gegenüber, der voll Leben und scherzhafter Einfälle war, und vor dem Kandidaten ein wenig wichtig zu tun, das war einfach entzückend. Frisch war der Morgen, und die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne glitzerten auf dem bereiften Wald. Die Pferde trabten ruhig dahin, und lustiges Schellengeläut begleitete sie im Takt.

Man hatte sich zeitig auf den Weg gemacht. Die vier Insassen des Schlittens unterhielten sich vortrefflich, auch der Kandidat; anfangs schien er ungewöhnlich aufgeräumt, nach und nach aber wurde er schweigsam. Elisa, die die Veränderung bemerkte, sah ihn ein paar Mal fragend an, worauf er einen Versuch machte, sich aufzuraffen und wieder mitzuplaudern; das wollte ihm aber nicht gelingen.

„Sie vertragen gewiß das Rückwärtsfahren nicht, Herr Kandidat?“ fragte Elisa plötzlich, indem sie sich erhob. „Bitte, nehmen Sie meinen Platz ein.“

„Unter keinen Umständen, ich kann mich ja auf den Bock setzen“, sagte er, während eine schwache Röte seine blassen Wangen färbte.

„Nein, da ist es zu kalt, und Sie sind schon erkältet“, sagte Elisa. „Tauschen Sie mit mir den Platz; Irene verträgt es ebenfalls nicht,

rückwärts zu fahren, mir aber schadet es nichts. Ich sitze ebenso gern dort, ich versichere es Ihnen.“

Elisa bat so dringend und war offenbar entschlossen, ihren Willen durchzusetzen, Gustav Adolf unterstützte sie, und Sven Rise fühlte sich zu schlecht, um Widerstand zu leisten. Auf den Bock zu klettern wäre er jetzt kaum imstande gewesen. Aber demütigend war es, mit Elisa den Platz wechseln zu müssen. Körperliche Schwäche empfand er als ein schweres Kreuz, und er fühlte den Druck in diesem Augenblick schmerzlicher als damals, als er seine Studien unterbrechen mußte. Es wurde ihm schwer, Mitleid in Elisas Blick zu lesen.

Für den Nachmittag hatte Gustav Adolf eine Bibelstunde auf Elghyttan angekündigt. Der große Saal im unteren Stock wurde ausgeräumt und Bänke und Stühle hineingestellt.

„Ich glaube kaum, daß ich es wagen werde, dabei zu sein; der Junge könnte stecken bleiben“, sagte der Major und trank hastig Wein, um sich zu beruhigen.

Tante Cilla empfand dieselbe Unruhe wie ihr Bruder, nahm aber Bromkali. Christian war neugierig und gespannt. Er lachte über die Unruhe der anderen. „Was schadet es, wenn er stecken bleibt?“ sagte er. „Er predigt ja nur vor seinen nachsichtigen Verwandten und den Leuten; da ist das nicht so ängstlich.“

Als die festgesetzte Stunde herannahte und der Saal sich mit Menschen füllte, in deren Zügen Andacht und neugierige Erwartung zu lesen war, da fing selbst Christians Herz an, um des Bruders willen rascher zu schlagen. Er war froh, daß er es nicht war, der alle diese Menschen zusammengerufen hatte, um zu ihnen zu reden. Warum mußten auch so viele kommen? Sie kamen natürlich nur aus Neugierde. Wie unangenehm, wenn Gustav Adolf stecken blieb! Er war ja so jung und hatte noch niemals öffentlich geredet. Er ging hinauf, um dem Bruder nach seiner Weise Mut zu machen. Er wollte ihm raten, sich einzubilden, daß er Holzpuppen und keine Menschen vor sich hätte.

Als er aber Gustav Adolfs Zimmer betrat, fand er den Bruder kniend. Rasch schloß er die Tür wieder, entfernte sich und behielt

seinen Rat für sich. Gustav Adolf suchte, das wurde ihm jetzt klar, ein anderes Stärkungsmittel. Hätten die Angehörigen des jungen Studenten geahnt, wie ihm zumute war, als er hier vor Gott kniete, ihre Unruhe würde noch größer geworden sein. Er erfuhr, daß es kein Kinderspiel ist, zu einem Werkzeug Gottes erzogen zu werden.

Als es sechs Uhr schlug, erhob sich Gustav Adolf vom Gebet. „Nun gilt es, Herr“, seufzte er, „verlaß mich nicht.“ Und dann betrat er den hell erleuchteten Saal. Er war blaß, als er an dem Tisch stand und fühlte, wie die Augen aller auf ihm ruhten. In dem überwältigenden Gefühl, der Hilfe Gottes zu bedürfen, schloß er die Augen und fing an, in Worten des Gebets den Empfindungen seines Herzens Ausdruck zu geben.

Und die Hilfe blieb nicht aus. Niemals hatte sein Herr und Meister so lebendig vor seinen Glaubensaugen gestanden, wie in dieser Stunde. Die Gewißheit, hier auf Gottes Geheiß und nicht in eigener Anmaßung zu stehen, erfüllte ihn und gab ihm große Kraft. Nur eins hatte er zu verkündigen, aber es war das Höchste, was genannt werden kann, die Liebe Gottes in Christus. Seine Rede war durchdrungen von jugendlicher Begeisterung und Liebe zu Gott und den Menschen.

Alle lauschten. Es lag etwas seltsam Ergreifendes in dem Vortrag. Der Klang war echt, das fühlten alle. Die Ansprache war nicht lang, und das Amen kam wie eine Überraschung. Manche arbeitsharte, schwielige Hand legte sich vor dem Nachhausegehen mit festem Druck in Gustav Adolfs Rechte, und viele feuchte Augen strahlten ihm dankbar entgegen.

Der Major war gerührt und stolz zugleich. „Mein geliebter Junge“, sagte er und umarmte Gustav Adolf, „du bist ein Wahlredner ersten Ranges, du kannst Bischof werden, wenn du willst. Von dieser Predigt kann ich ein ganzes Jahr zehren.“

„Du hattest es gewaltig eilig“, sagte Christian, „die Worte überstürzten sich ja förmlich. Hättest du noch ein wenig fortgefahren, ich glaube fast, du hättest mich bekehrt.“

„Du warst so schön in deiner Begeisterung, sie stand dir so gut“, rühmte Tante Cilla.

„Dich anzuhören lasse ich mir gefallen, das ist zum Aushalten“, meinte Thorwald; „du verstehst die Kunst, dich kurz zu fassen.“

„Ich habe jedes Wort verstanden“, sagte Irene und schmiegte sich liebkosend an den Bruder. Er beugte sich zu dem Schwesterchen herab und küßte sie. Ihr Urteil war ihm das liebste.

Elisa stand schweigend da. Es war ihr, als hätte sie Gustav Adolf auf leuchtende Höhen steigen sehen, wohin sie ihm nicht folgen konnte. Er war von einer Liebe beseelt, die sie nicht kannte. Weil ihr aber alles daran lag, daß sie sich innerlich nicht noch weiter voneinander entfernten, sollte er ihre Teilnahme jetzt nicht missen. „Wie wunderbar muß es sein, vor einer Menge Menschen das auszusprechen, wovon das Herz erfüllt ist!“ sagte sie zu ihm, als die anderen sich entfernt hatten und nur Kandidat Rise zurückgeblieben war.

„Ja, es ist großartig“, erwiderte Gustav Adolf und seine Augen strahlten. „Aber das Beste dabei ist, sich als ein Werkzeug Gottes fühlen zu dürfen. Es mag wunderbar klingen, aber ich habe mir selbst gegenüber ein anderes Gefühl als zuvor. Es ist, als wären meine Lippen geheiligt dadurch, daß sie die große Botschaft verkündigen dürfen. Es wäre mir jetzt eine zweifache Sünde, sie durch heftige, unwahre und verleumderische Worte zu entweihen.“

„Die Gewißheit, ein Kind Gottes zu sein, ist etwas Großes“, sagte Sven Rise.

Gustav Adolf wandte sich rasch um. „Sie kennen dies Glück?“ fragte er herzlich. „Vom ersten Augenblick an habe ich das gehaut. Laß uns Brüder sein.“

Sven Rise legte seine schmale Hand in die große, starke Gustav Adolfs. Elisa stand dabei und freute sich. Es gibt Freundschaften, die im Himmel geschlossen werden, ehe die Menschen auf Erden daran denken, sich zur Stärkung auf dem Weg zum Himmel zu verbinden. Ein solches Freundschaftsband wurde in dieser Stunde geknüpft.

In der ganzen Weihnachtszeit ruhte Frieden auf Elghyttan. Keine Spaltung herrschte in der Familie, trotzdem ein neues Etwas hereingekommen war. Zuweilen fühlten der Major und Christian sich

allerdings unbehaglich, wenn Gustav Adolfs ernste Worte sie trafen, aber sie hatten ihn viel zu lieb, als daß sie hätten ärgerlich werden können. Doch nahmen sie seine Abreise, als er wieder nach Upsala zurückkehrte, gelassener auf als sonst.

Für Elisa entstand eine große Leere. Sie vermißte ihren Lieblingsbruder mehr als je, es war ihr unbefriedigend, daß er abgereist war, ehe sie sich an das Neue in seinem Wesen gewöhnt hatte. Sven Rise stand neben ihr auf dem Hofplatz und sah dem abfahrenden Schlitten nach. „Ihr Bruder geht einer lichten Zukunft entgegen“, sagte er.

„Es war immer mein Lieblingstraum, Gustav Adolf einst groß und berühmt zu sehen“, gab sie zur Antwort.

„Zu große Erwartungen sind gefährlich“, entgegnete Sven Rise leise. Er dachte mit Wehmut an die Zeit, da er Neigung und Kraft verspürt hatte zu einem Beruf, der ihn mehr befriedigt hätte als derjenige, den er jetzt erfüllte. „Es ist aber etwas Großes, sich schon in jungen Jahren dem Dienst im Reich Gottes widmen zu dürfen“, fügte er hinzu.

„In diesem Dienst darf man aber nicht nach Ehrenplätzen streben“, sagte Elisa.

„Man muß aller Diener sein. Und ich kann mir nichts Schöneres denken, als vor der großen Menge von seinem Glauben Zeugnis ablegen zu dürfen, wie er dies einst tun wird“, sagte Sven Rise. Ihm selbst unbewußt hatte er während dieses Gesprächs in dem Ton seiner Stimme etwas von dem Schmerz verraten, den er bei dem Gedanken an die Zurücksetzung in seinem Leben empfand.

Elisa verstand ihn und ahnte jetzt die Größe seines Mißgeschicks. Ihr Mitgefühl steigerte sich noch, als sie inne wurde, wie ergeben er sein Los trug, ohne Klage und ohne Neid gegen den, der glücklicher gestellt war. Mitunter hatte sie gemeint, er wäre eine kleine, anspruchslose Seele, weil er sich so gut in kleine Verhältnisse finden konnte, jetzt aber begriff sie, daß diese seine Genügsamkeit erkämpft war, und daß er den Sieg so völlig errungen hatte, daß alle meinten, die Genügsamkeit läge in seiner Natur. In dieser Stunde erschien ihr Sven Rise größer als Gustav Adolf in seiner jugendlichen Kraft und Begeisterung. „Wer vollbringt wohl größeres, der mit Begeisterung zu einer großen Menge spricht und ein oder ein

paar Herzen trifft, oder der sein Leben still unter einer geringen Anzahl von Menschen verbringt und diesen durch seinen Wandel predigt?“ sagte sie langsam und sinnend wie zu sich selbst.

Sven Rise betrachtete sie mit frohem Staunen. Niemals hätte er solche Worte von ihren Lippen erwartet. Sie klangen ihm wie aus einer anderen Welt, und er glaubte sie sich als einen gottgeschenkten Trost aneignen zu dürfen. Auch seine Arbeit hier war vielleicht ein Dienst im Reich Gottes. Kommt doch alles auf die Treue an. Sven Rise erkannte heute deutlicher denn je, daß es seine Aufgabe war, sein Licht leuchten zu lassen an dem Platz, an den ihn Gott gestellt hatte. Das Feuer durfte nicht erlöschen durch seine vergebliche Sehnsucht nach einem anderen Beruf.

KAPITEL 3 --- Gustav Adolf

Es war Frühling geworden, alles grünte und blühte, der Sommer nahte und Gustav Adolf wurde wieder erwartet.

Sven Rise war noch immer auf Elghyttan. Thorwald und Irene sollten auch während der Ferienzeit täglich einige Unterrichtsstunden haben. Das hatte Elisa so angeordnet; sie sagte, es sei für die Kinder nicht gut, den ganzen Tag müßig zu gehen. In Wahrheit dachte sie dabei mehr an Sven Rise. Sie hatte seinen Charakter durchschaut und wußte, daß er nicht eingewilligt haben würde, den ganzen Sommer zu bleiben, wenn er sich nicht hätte nützlich machen dürfen. Er sollte die gesunde Waldluft auf Elghyttan nicht verlassen, ehe er hinreichend gestärkt war, seine unterbrochenen Studien wieder aufnehmen zu können.

Elisa und Sven Rise freuten sich beide auf Gustav Adolfs Kommen. Der abwesende Bruder und Freund war während der verflossenen Wintermonate oft der Gegenstand ihres Gesprächs gewesen und war ein starkes Bindeglied zwischen ihnen geworden. Elisa erzählte gern von ihrem Bruder, wie er vor seiner durchgreifenden Umwandlung gewesen war. Sven Rise hörte ihr mit Teilnahme zu und sprach dann mit ihr von Gustav Adolfs neuem Leben, mit dem er aus Erfahrung vertraut war. Elisa lauschte seinen Worten. Wenn manches ihr auch noch dunkel war, so hätte sie doch immer zuhören mögen. Sie hoffte, ihren Bruder besser verstehen zu lernen.

Gustav Adolf kam. Wie gewöhnlich strahlte die Sonne an diesem Tag vom wolkenlosen Himmel. Heiter und fröhlich erschien auch der Ankömmling und voll harmlosen Scherzes. Nur Elisas scharfer Blick entdeckte, daß abermals eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Sie vermißte bei seiner Fröhlichkeit die Begeisterung, die bei seinem letzten Besuch aus seinen Augen geleuchtet hatte; sie fand sogar, daß sein natürlicher Frohsinn durch etwas getrübt worden war, das er ihr verbarg; das fiel besonders auf bei dem von Natur so sonnigen Wesen des jungen Mannes.

Am Abend kam der Major zögernd mit seinen Karten herauf, bereit, sie wieder hinunterzutragen, falls Gustav Adolf etwas dagegen sagen

würde. Das tat dieser aber nicht; im Gegenteil, er erbot sich, bei einer Whistpartie als vierter mitzuspielen. Der Major äußerte froh-gelaunt sein Erstaunen und seine Zufriedenheit.

„Ich bin wieder freisinnig geworden“, sagte Gustav Adolf gleichgültig.

In dem Ton seiner Stimme lag etwas, das Elisa und den Kandidaten veranlaßte, einen Blick zu wechseln. Sie hielten die Patienzen und Whistpartien des Majors nicht für ein Unrecht; die Karten waren für ihn ein verhältnismäßig unschuldiger Zeitvertreib. Sie hatten daher Gustav Adolfs Strenge bei seinem letzten Besuch nicht gebilligt und würden sich jetzt über seinen Fortschritt in der Freisinnigkeit gefreut haben, wenn sie nicht gefühlt hätten, daß Gustav Adolf etwas dahinter verbarg.

„Die Leute haben sich auf dein Kommen gefreut“, sagte Tante Cilla; „alle wollen dich wieder predigen hören.“

„Sie haben Kirchen und Versammlungshäuser und brauchen mich nicht“, erwiderte Gustav Adolf.

Jede seiner Äußerungen vermehrte die Befürchtungen der beiden. Dazu kam, daß er Sven Rises und Elisás Blicken auswich, während er mit den anderen scherzte und plauderte. Als man sich gute Nacht sagte, machte er keine Miene zurückzubleiben, um ungestört mit der Schwester zu reden, wie er das sonst am ersten Abend nach seiner Ankunft immer getan hatte. Elisa blieb einige Augenblicke unschlüssig stehen, als er das Zimmer verlassen hatte, dann aber entschloß sie sich rasch und ging ihm auf seine Stube nach.

„Was willst du?“ fragte er kurz und verlegen.

Sie schlang die Arme um seinen Hals und fragte liebevoll, wie es ihm ginge.

„Es geht mir gut“, erwiderte er in demselben kurzen Ton und versuchte, ihrem Blick auszuweichen. Als ihm das nicht gelang, lachte er. „Du siehst Gespenster am hellen, lichten Tag; mir geht es gut.“

Sie ließ sich aber nicht hinters Licht führen. „Warum willst du nicht mehr predigen?“

„Ich habe nichts mehr zu sagen.“

„Wirklich nicht?“

„Tut dir das leid? Du schienst doch bisher mit meinem Predigen nicht einverstanden zu sein; sollte es dich schmerzen, daß ich damit aufgehört habe? Du bist inkonsequent wie alle Frauen. Ich glaubte dich über die Schwächen deines Geschlechts erhaben, Elischen. Meine religiöse Schwärmerei, die dich zu Weihnachten beunruhigte, ist dahin. Freust du dich nicht darüber?“

„Aber wie ist das gekommen?“ fragte sie überrascht.

„Ich bin der Fahne des Siegesfürsten untreu geworden und habe eine Niederlage erlitten.“

Sie hätte die Hälfte ihres Lebens dafür gegeben, wenn sie ihm jetzt den Glauben hätte zurückgeben können, den sie einst Schwärmerei genannt hatte. Die fröhliche, gewisse Zuversicht war in ihren Gedanken von ihrem Bruder so unzertrennlich geworden, daß es sie doppelt schmerzte, zu sehen, wie viel er durch den Verlust eingebüßt hatte. „Gustav Adolf, bin ich daran schuld?“ fragte sie, von einer plötzlichen Unruhe ergriffen.

„Du?“ fragte er erstaunt zurück.

„Ja, durch das Mißtrauen, das ich damals deiner neuen Richtung entgegenbrachte?“

„Beruhige dich, Liebes, die Schuld liegt ganz allein bei mir.“

„Glaubst du nicht mehr an Gott?“

„Doch, aber wie die bösen Geister, die glauben und zittern.“

Sie schüttelte den Kopf. „Du machst dich schlimmer als du bist.“

„Nein, das tue ich nicht“, erwiderte er und wandte sich ab. Dies Wesen war ihm so unähnlich.

„Ich glaube es dennoch.“

„Du glaubst es, weil du nur das siehst, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an.“

Sie fühlte, daß er allein zu sein wünschte und gab ihm einen zärtlichen Gutenachtkuß. Es tat ihr weh, ihn nicht trösten zu können.

Als sie ihn verlassen hatte, schritt er lange auf und ab und rang nach Frieden. Sven Rise lag schlaflos in dem Zimmer unter dem seinigen; er hörte die Schritte und fragte sich, was diese Ruhelosigkeit zu bedeuten hätte. „Du hast diese Nacht nicht gut geschlafen“, sagte er am Morgen zu Gustav Adolf.

„Habe ich dich gestört? Du wohnst ja unter mir, ich habe nicht daran gedacht, ich Tor.“

„Laß dich das nicht kümmern, ich würde auch sonst nicht geschlafen haben. Es tut mir aber herzlich leid um dich.“

„Mit der Zeit wird es schon besser werden, jedenfalls will ich daran denken, daß du durch mein Hin- und Hergehen nicht wieder gestört wirst“, erwiderte Gustav Adolf leichthin.

Nach dem Abendessen benutzte Sven Rise gern die lichte Dämmerung der nordischen Sommernacht zu einer einsamen Wanderung durch Wald und Feld. Er folgte auch darin gern dem Beispiel seines Meisters. Die Nähe Gottes ist ja besonders fühlbar in der großen Tempelhalle der Natur.

„Wohin gehst du?“ fragte Gustav Adolf.

Sven Rise blieb stehen. „Spazieren. Der Abend ist so herrlich. Gehst du mit?“

Ihre Stimmen klangen hell durch die Abendstille. „Gern. Ich habe ja kaum mit dir gesprochen, seitdem ich hier bin, immer hatte ich etwas anderes vor.“

Gustav Adolf schien heute abend ganz wie sonst, sorglos und heiter. Sie gingen durch den Garten auf die Landstraße und betraten einen

kleinen Fußweg, der am Waldrand entlang führte. Halbdunkel und geheimnisvoll war es nach dieser Seite hin. Das reiche mannigfaltige Leben im Wald schlief, man hörte die Stille fast atmen. An der anderen Seite breiteten sich Wiesen aus, durch die sich wie ein silbernes Band ein Bächlein schlängelte. Lichte, schattenlose Dämmerung lag über der ganzen Gegend, über die der Wald Wache hielt.

„Gehen wir nicht zu schnell?“ fragte Gustav Adolf und mäßigte seine Schritte, indem er auf seinen Begleiter blickte.

„Es wird mir immer noch ein wenig schwer, bergan zu gehen“, erwiderte dieser und versuchte zu verbergen, wie sehr er außer Atem geraten war.

„Bergan?“ wollte Gustav Adolf fragen, hielt aber noch zeitig genug inne. Die Steigung war so gering, daß er sie gar nicht bemerkt hatte; für Sven Rise aber war sie beträchtlich. Das ließ auf nichts Gutes schließen. Fast gedemütigt durch das Gefühl der Kraft und der Gesundheit, das ihn durchströmte, betrachtete Gustav Adolf seinen gebrechlichen Freund.

Sven Rise gehörte nicht zu den Menschen, die sich gern bedauern lassen. Er machte seine Leiden nie zum Unterhaltungsstoff und suchte sie zu verbergen. Die Hilfe, die er von anderen begehrte, war die, von sich selber abgelenkt zu werden dadurch, daß er an ihrem Ergehen Anteil nehmen durfte. „Wollen wir uns nicht ein wenig setzen? Es ist so schön hier, und die Luft ist lau“, sagte er.

Gustav Adolf war sogleich bereit. Er verstand, daß sein Freund nicht von seiner Schwäche reden wollte und ging nicht weiter auf die Sache ein. Er streckte sich, so lang er war, auf dem Moos aus, schob die Hände unter seinen Kopf und sah zum Himmel auf, dem wunderbaren nordischen Sommernachtshimmel. Ringsum war es still, nur von fern hörte man das dumpfe Brausen der Wasserfälle im Wald. Gustav Adolf war keine träumerische Natur, zudem fürchtete er sich in der letzten Zeit, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, darum wandte er den Blick bald vom Himmel ab und Sven Rise zu.

Der hatte sich auf einen großen Stein gesetzt. Die Beine übereinander geschlagen, die Hände auf dem Knie gefaltet, so saß er etwas nach vorn gebeugt; er nahm so rührend wenig Platz in der Welt ein.

Dies Bild würde einen mitleiderregenden Eindruck gemacht haben, wenn die Gesichtszüge und vor allem die blauen Augen, die über die Gegend hin blickten, diesen Eindruck nicht gemildert hätten.

„Rise, ich möchte mit dir tauschen“, sagte plötzlich Gustav Adolf. „Nimm meine Gesundheit, meine Arbeitskraft und meine Zukunft und gib mir dafür deinen Seelenfrieden.“

Sven Rise wandte sich um. „Du brauchst nichts zu geben, um Seelenfrieden zu erlangen“, sagte er. „Deine Kraft und deine Gesundheit stehen ihm nicht hindernd im Wege.“

„Ich weiß, du brauchst es mir nicht zu sagen“, entgegnete der andere bitter.

„Doch scheinst du vergessen zu haben, daß wir den Frieden unserer Seele der freien Gnade zu verdanken haben, nicht unserem Willen.“

„Du weißt nicht, was du sprichst. Ich bin von Gott abgefallen.“

„Dann kehre zu Gott zurück!“

„Das ist unmöglich. Zwischen mir und Ihm steht eine Scheidewand, aufgerichtet durch begangene Sünden.“

„Die stärkste Mauer kann niedergerissen und ins Meer versenkt werden, wenn du Glauben hast wie ein Senfkorn.“

„All mein Glauben und Hoffen ist dahin. Was du da sagst, mag für alles begangene Unrecht gelten, aber nicht für das meinige“, sagte Gustav Adolf ungeduldig. „Wie du weißt, gibt es eine Sünde, die nicht vergeben werden kann, weder in diesem Leben, noch im zukünftigen; die habe ich begangen.“

„Nun, dann bist du wohl froh, von Gott getrennt zu sein?“

„Wie kannst du dergleichen voraussetzen?“

„Wenn du die Sünde zum Tode begangen hättest, dann begehrtest du nichts so sehr, als von Gott fern zu sein, Sein Joch abgeschüttelt zu haben.“

„Wie sonderbar du redest!“

„Sehnst du dich denn nach dem Glauben und dem Frieden, den du hattest, ehe du abfielst?“

„Natürlich, aber ich kann sie nicht wiedererlangen.“

„Warum nicht?“

„Gott hat mich verstoßen.“

„Woher weißt du das?“

„Ich fühle es.“

„Du glaubst, dein innerer Unfriede und das niederdrückende Gefühl der Verschuldung vor Gott sei ein Beweis, daß Gott dich verworfen hat? Wisse, das Gegenteil ist der Fall. Daß du keine Ruhe finden kannst, daß du dein Unrecht als Sünde erkennst und bereust, gerade das zeigt, daß Gott dich hält.“

Gustav Adolf versank in tiefes Sinnen. War das möglich? Gab es wirklich noch Hoffnung für ihn? Nein, auch die Gnade Gottes hat ihre Grenzen. „Ich habe gesündigt, soll ich nun um Vergebung bitten, um von neuem zu sündigen? Sage, Sven, heißt das nicht die Gnade billig achten?“

„Und um das zu vermeiden, willst du nun auf die Gnade verzichten?“

„Was nützt es, das Unkraut abzuschneiden? Die Wurzel bleibt doch stecken.“

„Das nützt nichts, da hast du recht. Die Wurzel muß heraus; dein Sinn muß verändert werden, so daß er sich von der Sünde ab- und der Heiligung zuwendet. Das kannst du aber nicht selber tun.“

„Nein, das weiß ich.“

„Aber Gott kann es“, sagte Sven Rise.

„Nun, warum tut Er es dann nicht?“

„Du fliehst Ihn ja, statt Ihn zu suchen. Vielleicht verstehst du eher, was ich meine, wenn ich dir eine Geschichte erzähle, die mich einst tief ergriffen hat. Ein kleines Kind wurde einst verfolgt und stand vor der offenen Falltür im Fußboden. Aus dem tiefen und dunklen Keller unten vernahm das Kind die Stimme seines Vaters, die ihm zurief: Springe herunter, ich werde dich fangen. Das Kind sah den Vater nicht, es sah nur die Finsternis, es gehorchte aber der Weisung und hatte es nicht zu bereuen. Mancher muß an Gottes Verheißung glauben, ohne etwas zu fühlen oder zu sehen; er muß gleichsam einen Sprung ins Dunkel wagen; aber keiner, der das getan hat, hat es je bereut. Die Gefahr liegt nur im Zögern.“

Gustav Adolf fühlte sich ergriffen. Würde Gott wirklich auch ihn aufnehmen, wenn er den Sprung wagte? „Es gab eine Zeit, in der ich glücklich war, weil ich glaubte“, sagte er, „da war alles Licht um mich. Aber die Sünde wurde übermächtig, und jetzt ist alles Finsternis. Ich hasse die Sünde, und keine Strafe scheint mir so schwer zu tragen, wie sie selbst, und doch kann ich mich nicht von ihr losmachen.“

„Möchtest du es von Herzen?“

„Natürlich.“

„Nun, dann willst du ja dasselbe, was Gott will. Warum fliehst du vor deiner eigenen Rettung?“

Gustav Adolf lehnte sich zurück und blickte zum Himmel auf; widerstreitende Gedanken und Gefühle kämpften in ihm. „Wenn ich mich Gott gänzlich überließe, dann müßte ich sündlos werden. Das glaubte ich Weihnachten zu können, jetzt aber bin ich, Gott sei's geklagt, eines anderen belehrt worden“, sagte er.

„Ein großer Unterschied liegt darin, ob ich mich in der Sünde wohlfühle oder ob ich sie als meine schwere Plage empfinde.“

„Was hilft es mir, das zu wissen, wenn ich unter der Sünde seufze und leide?“

„Das treibt dich zum Erlöser, der die Sünde überwunden hat. Um über die Sünde Herr zu werden, mußt du den Kampf mit ihr in der

Gewißheit beginnen, daß ihre Herrschaft vernichtet ist. Der Kampf gegen die Sünde endet erst mit dem Leben.“

„Ja, ja“, fiel Gustav Adolf lebhaft ein, „da gerade ist es, wo der Krebsgang anfängt.“

„Doch nicht. Die Liebe Gottes in Christus kann unser Herz umwandeln. Ihr wollen wir uns hingeben, dann werden sich Segensströme über uns ergießen. Wohl will vieles uns hindern, uns Gott zu nahen, aber es gilt, vorwärts zu dringen und treu zu sein bis in den Tod. Und dann – ohne Gebetsleben kann ein Christ nicht werden und wachsen.“

Diese letzten Worte klangen lange nach, das merkte man an dem nachdenklichen Schweigen, das nun folgte. Endlich erhob sich Gustav Adolf und sagte: „Es ist spät, laß uns nach Hause gehen.“ Der Ton seiner Stimme sagte dem Freund viel.

Gustav Adolf hatte seinen Beruf erkannt. Pastor wollte er werden, um sich ganz dem Dienst des Herrn zu widmen. Bisher hatte er Philosophie studiert, um darin sein Staatsexamen zu machen, diesem wollte er sich nun sogleich unterziehen und dann zur Theologie übergehen.

„Das ist schön; du wirst mit der Zeit Erzbischof“, sagte der Major. Er hörte den Sohn gern reden und war bald zu Tränen gerührt, aber aus Furcht zu tief ergriffen zu werden, ging er schnell von geistlichen Dingen zu weltlichen über und prophezeite dem Sohn eine glänzende Zukunft.

Elisa freute sich über die Wandlung in dem Gemütszustand des Bruders. Sie konnte aber nicht umhin, sich zu fragen, wie lange das wohl andauern möge. Dieses neue Leben mit seinem Wechsel und seinen Kämpfen verwirrte sie. Dann dachte sie, es müßte vielleicht so sein, wenn eine starke und lebhaftere Natur für die Ewigkeit umgestaltet werden soll. Von Gustav Adolf wandte sie den Blick auf Sven Rise. Hier war Ruhe. Hatte auch er diese wohl erst nach durchkämpften Stürmen erlangt? Sie hatte Sven Rise nie erregt gesehen, obschon sie Beweise genug hatte, wie tief und lebhaft seine Empfindungen waren.

Gustav Adolf und Sven Rise studierten während der Sommermonate fleißig, letzterer mehr zum Vergnügen. „Wie leicht dir alles wird!“ sagte Gustav Adolf, „es scheint dir das reinste Kinderspiel zu sein, trotzdem du doch nur zuhörst. Du würdest mich bald weit überholen, wenn du im Ernst anfingst.“

Sven Rise lächelte. „Es ist sehr schade, daß du deine Studien hast abbrechen müssen“, fuhr sein Freund fort.

„Ich habe nie ganz aufgehört; ich studiere, so gut ich kann, für mich weiter.“

„Du beabsichtigst also deine Studien wieder ganz aufzunehmen?“

„Ja, wenn ich dazu kräftig genug sein werde.“ Das klang hoffnungsvoll.

„Gib deine Hauslehrerstelle hier auf und geh im Herbst mit mir nach Upsala. Wir wohnen dann zusammen und wollen es uns gemütlich machen. Ich werde dafür sorgen, daß du dich nicht überarbeitest, verlaß dich darauf.“

Sven Rise schüttelte den Kopf; Gustav Adolf aber, der über seinen Vorschlag entzückt war, malte ihr gemeinsames Studentenleben in den lichtesten Farben. Sven Rise lauschte seinen Worten wie einer lieblichen Musik. Wie gern hätte er es gewollt!

„Du mit deiner ruhigen, vertrauenerweckenden Art bist zum Arzt wie geschaffen. Wie sehr brauchen wir gläubige Ärzte an Kranken- und Sterbebetten! Warum zögerst du? Fehlt es dir an Geld?“

„Ich muß mit dem Studieren warten, bis ich kräftig genug bin, um mich recht ins Zeug zu legen. Wenn ich noch ein Jahr hier bleibe, werde ich vielleicht gesund genug sein. Im nächsten Herbst werde ich dann vielleicht mit dir gehen können. Schon der Gedanke an diese Möglichkeit macht das Leben schön und licht.“

„So lange sollst du nicht warten“, sagte Gustav Adolf in jugendlichem Eifer. „Begnüge dich nicht damit, unsere reine Luft einzuzatmen, sondern frage einen Arzt deines ewigen Hüstelns wegen; er wird dir etwas Stärkendes verschreiben; du mußt deine ganze Wil-

lenskraft aufbieten, um bald gesund zu werden, damit du noch diesen Herbst mit mir gehen kannst. Wenn du nicht genug Geld hast, ich habe desto mehr. Papa gibt mir, soviel ich will. Und du gehörst jetzt zu uns, siehst du; du stehst mir näher als ein Bruder.“

Diese herzlichen Worte taten Sven Rise wohl, obgleich ihm nicht in den Sinn kam, das edelmütige Anerbieten anzunehmen. Der Major gab gern, solange er etwas zu geben hatte, und die Söhne nahmen, ohne an irgendwelche Schwierigkeiten zu denken. Diese kannte nur Elisa. Sie sprach zwar mit niemand darüber, aber Sven Rise hatte einen scharfen Blick für alles, was Elisa anging. Er hatte bemerkt, wie schwer es ihr mitunter wurde, es so einzurichten, daß es reichte. Um keinen Preis wollte er ihre geheimen Sorgen vermehren. Gustav Adolf mußte sich also darein finden, auf seinen Plan zu verzichten. Auch einen Arzt wollte Sven Rise nicht befragen. „Mit mir hat's keine Not“, sagte er ruhig, „alles was ich brauche, ist Ruhe und Landluft.“ Er glaubte selbst, was er sagte, es fiel ihm also nicht schwer, seinen hoffnungsvollen Freund zu überzeugen.

„Nächsten Herbst aber gehst du dann sicher mit mir, Rise“, sagte Gustav Adolf fröhlich, als er abreiste.

„Wer weiß, vielleicht schon zu Neujahr“, erwiderte Sven voll Hoffnung.

„Elisa“, flüsterte Irene, „wird uns der Kandidat so bald verlassen?“

„Wir dürfen nicht eigennützig sein, sondern müssen es ihm gönnen“, sagte Elisa.

„Eigennützig will ich ja gewiß nicht sein, trotzdem aber wünsche ich, daß er nicht so bald gesund wird, daß er uns schon zu Weihnachten verlassen kann.“

Elisa gab keine Antwort und war sich kaum bewußt, daß Irenes Worte im Innersten ihres Herzens einen Widerhall fanden.

Nun, da die Hoffnung in Sven Rise erwacht war, machte er Pläne. Er wollte fleißig studieren, bald fertig werden und sich anstellen lassen. Viel Geld wollte er verdienen und dann ein eigenes Heim gründen mit – doch nein, jetzt wurde sein Traum zu kühn. Wenn er seine Stu-

dien aufnehmen und den Weg zu einem tätigen Leben fortsetzen durfte, wollte er sich daran genügen lassen; das war jedenfalls mehr, als er vor einem halben Jahr zu hoffen gewagt hatte.

Das menschliche Herz hört nie auf zu wünschen. Wenn man etwas bekommt, will man sogleich mehr haben. Mit der Liebe und dem Eifer des Studentengelehrten warf er sich auf seine Arbeiten. Er nahm sich vor, statt sich die halben Nächte nutzlos und schlaflos auf seinem Lager hin und her zu werfen, wachzubleiben und zu studieren; es ging abends am allerbesten, da war er am muntersten. Es konnte ja auch nur gut sein, seine Kräfte zu erproben und zu stählen.

Den Unterricht gab er weiter, aber seine eigenen Arbeiten waren in den Vordergrund getreten. Er sprach mit Elisa über seine Pläne; das war sehr aufmunternd. Sie ging mit reger Anteilnahme und viel Verständnis auf alles ein, freute sich mit ihm über seine Hoffnungen und glaubte an seine Zukunft.

Es war ihm unähnlich, mit anderen über seine eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Genau genommen tat er das auch jetzt nicht; wovon er sprach, war eigentlich seine liebe Wissenschaft, oder er sprach von der großen Aufgabe eines Arztes, die den Kranken gerecht wird. Wenn man dabei auf seine Person zu sprechen kam, dann war es immer Elisa, die das veranlaßte.

Im Spätherbst schien es ihr, als sähe er schwächer aus und sie bat ihn, sich nicht zu überarbeiten; er aber lachte nur über ihre Befürchtungen. Er war lebhaft und fröhlich geworden, seitdem die neue Hoffnung in ihm erwacht war.

„Waren Sie es, Herr Kandidat, der diese Nacht so fürchterlich hustete?“ fragte eines morgens der Major.

„Es tut mir leid, wenn ich Sie gestört habe, Herr Major“, sagte er. „Ich glaubte, Sie könnten mich nicht hören, da ein paar Zimmer zwischen uns liegen.“

„Mir macht es nichts, ich habe mir Watte in die Ohren gestopft; Sie aber müssen auf der Hut sein, sonst kann es schlimm werden.“

„Es ist nur eine vorübergehende Erkältung; ich verspreche, die nächste Nacht ruhiger zu sein.“

„Sie müssen Brusttee trinken und das Zimmer hüten“, verordnete der Major.

Der Kandidat trank Brusttee und ging ein paar Tage nicht aus der Stube, aber die „vorrübergehende“ Erkältung verschlimmerte sich und zehrte an seinen Kräften. Man fing an, in ihn zu dringen, in die Stadt zu fahren und dort einen tüchtigen Arzt zu befragen. An eine eigentliche Gefahr dachte niemand, am allerwenigsten Sven selber. Weil es niemals gut ist, ein Übel zu vernachlässigen, so fuhr er auf allgemeines Zureden eines Morgens in die Stadt zum Arzt.

Am folgenden Tag gegen Mittag kehrte er zurück. Alle forschten eifrig, was der Doktor gesagt hätte. Sven Rise zeigte ihnen einige Arzneien, die er bekommen hatte und wiederholte die verschiedenen Verhaltensmaßregeln, die ihm der Arzt gegeben hatte.

„Ist es wirklich nichts Gefährliches?“ fragte Elisa, obwohl sie eigentlich keine ernstlichen Befürchtungen gehegt hatte. Gerade in demselben Augenblick wandte sich Sven an den Major, so blieb Elisass Frage unbeantwortet. Sie achtete nicht darauf; die Antwort war ja so gut wie gegeben, meinte sie. Der Kandidat war so ruhig wie immer; daß er ein wenig bleicher war als sonst, schrieb sie der vorübergehenden Müdigkeit nach der Reise zu.

Nachmittags ging der Major immer in seine Stube hinunter, um zu rauchen und zu schlafen. Heute ging Sven Rise mit ihm und bat um eine Unterredung. Dem Major machte die feierliche Einleitung angst. „Es ist hoffentlich nichts Unangenehmes?“ fragte er mit einer Miene, die deutlich sagte, daß er dann lieber nichts hören wollte.

„O nein, nicht eigentlich“, erwiderte Sven Rise und versuchte zu lächeln. Es wurde ihm schwer, mit dem herauszurücken, was er auf dem Herzen hatte. „Ich wollte Ihnen nur mitteilen“, sagte er zögernd, „daß – daß ich – Elghyttan verlassen muß.“

„Was sind das für Dummheiten?“ fuhr der Major ihn an. „Ich habe jetzt nicht Zeit, solche Klagen anzuhören. Wenn die Rangen ungezogen sind, dann hauen Sie sie durch, aber mich lassen Sie in Ruhe.“

„Ich habe nicht über die Kinder zu klagen“, erwiderte der Kandidat und entschloß sich, gerade heraus zu reden, da ihm die Zeit so knapp

zubemessen war. „Ich kann meinen Platz hier nicht länger ausfüllen, denn ich habe die Lungenschwindsucht.“

„Was sagen Sie? Lungenschwindsucht? Das ist unmöglich.“

„Der Arzt hat es gesagt. Er hat mich genau untersucht. Es ist kein Zweifel“, entgegnete Rise.

„Und das sagen Sie mir so unvorbereitet? Mensch, wissen Sie nicht, daß man schlimme Neuigkeiten vorsichtig mitteilen muß?“ rief der Major. Er dachte im ersten Augenblick nur daran, sich selbst vor Aufregungen zu schützen. Als er dann aber den jungen Mann trotz seiner schweren Krankheit so ruhig vor sich sah, erwachte das Mitleid in ihm und zugleich eine Art Erstaunen. Er tröstete den Kranken sowohl als sich selber, darum durfte der Ausspruch des Arztes nicht gelten. Er schritt im Zimmer auf und ab und führte einen Fall nach dem anderen an, bei dem sich die Ärzte geirrt hatten. Natürlich hatte auch dieser Arzt zu rasch geurteilt. „Lungenschwindsucht – auf Elghyttan leben und die Lungenschwindsucht bekommen, hat man je etwas so Sinnloses gehört? Die Luft auf Elghyttan ist ja im ganzen Land als gesund berühmt.“

Es gelang ihm schließlich, sich selbst davon zu überzeugen, daß er recht hätte. Er wollte keinen Widerspruch hören und ließ den Kandidaten nicht zu Wort kommen. Unter keinen Umständen durfte der Mann daran denken, Elghyttan zu verlassen. Wenn es so war, wie der Arzt gesagt hatte, dann mußte er erst recht bleiben. Einen kranken Menschen von hier wegschicken – nie und nimmer! „Wohin wollten Sie denn übrigens gehen? Sie haben ja kein Heim und keine Angehörigen?“ schloß er mehr herzlich als zartfühlend.

„In ein Krankenhaus.“

„Krankenhaus – Unsinn; ist das besser als Elghyttan? Nein, hier sollen Sie wieder gesund werden, mein Freund und das werden Sie bestimmt, das sollen Sie sehen.“

„Der Arzt glaubt nicht, daß ich den Winter überleben werde“, wandte Rise ein.

Der Gedanke daran, daß jemand in seinem Hause sterben könnte, erfüllte den Major mit Entsetzen. Er hatte niemals jemand sterben

sehen und sah es als eine besonders gnädige Fügung Gottes an, daß selbst seine Frau während seiner Abwesenheit erkrankt und gestorben war, ehe er nach Hause zurückkehrte. Sven Rises letzte Mitteilung vermehrte also das Entsetzen des Majors, zugleich aber auch seinen Eifer, alles Traurige hinwegzureden. Wie ein Kind hielt er sich die Augen zu in dem Glauben, daß die Gefahr dadurch abgewandt würde.

Sven Rise sah ein, daß er sich an den Unrechten gewandt hatte. An wen aber sollte er sich wenden? Weg mußte er, das stand ihm fest, aber davonlaufen konnte er doch nicht. Und das ganze Haus durch die plötzliche Mitteilung von seiner Krankheit in Aufregung setzen, das wollte er vermeiden. Wenn der Major Vernunft angenommen und mit sich hätte reden lassen, dann hätte sein Weggehen in aller Ruhe und ohne viel Aufhebens erfolgen können.

Niedergeschlagen verließ er endlich die Stube des Majors. Der umarmte ihn herzlich und versicherte ihm, daß er ihn wie einen lieben Sohn betrachte, und daß er ihn unter keinen Umständen von Elghyttan weglassen würde trotz Lungenschwindsucht und allem. Das tat Sven Rise wohl und auch weh. Das herzliche Entgegenkommen rührte ihn, vermehrte aber nur die Schwierigkeiten.

Sowohl Christian als Gustav Adolf waren zur Zeit von Zuhause abwesend; so war Elisa die einzige, an die er sich wenden konnte. Sie ist klug und wird mich schon verstehen, dachte er; doch wurde es ihm sehr schwer, mit seiner Botschaft gerade zu ihr zu gehen; er fürchtete, bei ihr seine Selbstbeherrschung zu verlieren. Jedenfalls brauchte er es ihr ja nicht sogleich zu sagen.

Er ging in seine Stube und setzte sich in einen bequemen Lehnstuhl, der vor einiger Zeit hineingestellt worden war, er wußte nicht von wem. Aber wie? War dies dasselbe Zimmer, in dem er sich erst vor kurzem in so lichte Zukunftsträume gewiegt hatte? Ach, diese Träume konnten sich niemals verwirklichen, das wußte er jetzt, denn der Tod wartete seiner. Auch vor den körperlichen Schmerzen, die ihm bevorstanden, bangte ihm; vor dem König der Schrecken selber aber nicht. „Mein Gott, Du rufst mich, ich komme“, sagte er leise, schloß die Augen und lehnte den Kopf zurück. Ein Gefühl der Ruhe kam über ihn. Wie ein müdes Kind lag er vertrauensvoll in Vaterarmen. In dieser Stunde nahm er Abschied von der Welt und richtete den

Blick auf die Ewigkeit. Die Bande, die an dieses Leben fesselten, lösten sich; sie waren nicht so stark wie diejenigen, die seine Seele aufwärts zogen.

In einigen Monaten, vielleicht schon in ein paar Wochen sollte er seinen himmlischen König schauen; ein Gefühl seliger Wonne durchrieselte ihn. Er öffnete rasch die Augen, als suchte er jemand. Die Dämmerung des Herbstabends breitete sich im Zimmer aus und hüllte alle Gegenstände in ihren geheimnisvollen Schleier.

Es klopfte, und gleich darauf öffnete Thorwald die Tür. „Hier ist ein Brief an Sie, Herr Kandidat. Sind Sie hier?“

„Jawohl.“

„Warum ist es hier so finster? Haben Sie geschlafen?“

„Nein. Ist der Brief jetzt angekommen?“

„Soeben. Ich glaube er ist von Gustav Adolf“, sagte Thorwald und ging der Richtung nach, woher die Stimme seines Lehrers kam.

„Ich danke dir, Thorwald.“

„Elisa hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß der Kaffee sofort fertig ist“, fuhr der Knabe fort und fügte bittend hinzu: „Und dann, bitte, leihen Sie mir ‚Fältskärns berättelser‘. Ich habe meine Aufgaben fertig.“

„Das Buch steht dort auf dem Bord im dritten Fach von unten ganz links“, erwiderte der Kandidat.

„Tausend Dank“, rief der Knabe, indem er der Anweisung folgte.

„Thorwald.“

„Ja, Herr Rise.“

„Hast du schon je daran gedacht, daß du einmal sterben mußt?“

„Nein, eigentlich nicht, aber ich weiß ja, daß ich es muß.“

„Würdest du dich fürchten, wenn du jetzt sterben solltest?“

„Nein, bewahre.“

„Würde es dir schwer werden, die Erde zu verlassen?“

„Nicht gerade die Erde, aber vieles hier, was schön ist.“

„Hast du dort oben nichts, wonach du dich sehnst und das dir alles ersetzen könnte, was du hier verlassen müßtest?“

„Nein, Herr Kandidat.“

„Dann laß deine größte Sorge sein im Leben, Thorwald, dir ewige Schätze zu sammeln, die dich im Leben reich und beim Sterben glücklich machen.“

Thorwald gab keine Antwort.

Der Kandidat zündete die Lampe an, um seinen Brief zu lesen, und der Knabe verschwand mit seinem Buch, das augenblicklich eine stärkere Anziehung auf ihn ausübte, als die ewigen Schätze.

Gustav Adolfs Brief war wie ein frischer Hauch aus der Welt, mit der Sven Rise seine Rechnung abzuschließen im Begriff stand; er enthielt aber auch vieles, was mit dem Tode nicht vergeht. Die gegenseitige Freundschaft förderte die beiden für Zeit und Ewigkeit. Als Sven Rise den Brief gelesen hatte, versank er wieder in Nachdenken, dann aber erinnerte er sich an Elisás Botschaft, löschte die Lampe und ging in die Wohnstube hinauf.

Es war ein gemütlicher Anblick, der ihn dort willkommen hieß; ein behagliches Holzfeuer prasselte im Ofen, die Lampe verbreitete ein angenehmes Licht, das von einem rosa Lampenschirm gedämpft wurde, und die Familie hatte sich um den Kaffeetisch niedergelassen. Es kam Sven Rise wie ein Traum vor, daß er so bald diese angenehme kleine Welt verlassen sollte, wo nichts an den Aufbruch erinnerte.

Der Major nippte an seinem Kaffee und legte den „Diplomaten“; er war in der besten Stimmung und deutete mit keinem Wort auf das

Gespräch hin, das er vor wenigen Stunden mit dem Kandidaten geführt hatte. Aufmunternd nickte er ihm zu und sagte zufrieden: „Sie sehen heute Abend recht munter aus; die Medizin tut Ihnen augenscheinlich gut.“ Alles, was der Kandidat ihm gesagt hatte, das sah er als einen Schreckschuß ohne alle Bedeutung an.

Sven Rise war geneigt, dasselbe zu glauben. Als er sich aber am folgenden Morgen nach einem unruhigen Fieberschlaf mühsam erhob, sagte er sich schonungslos, daß er dem Arzt glauben und danach handeln mußte; denn er konnte es nicht verantworten, es so weitergehen zu lassen.

Den Unterricht erteilte er wie gewöhnlich, aber er ermüdete ihn. Seit er wußte, wie krank er war, schien sich die Krankheit verschlimmert zu haben. Seine Kräfte schwanden mit der Hoffnung auf Genesung, nur seine Willenskraft war ihm geblieben und hielt ihn aufrecht.

Nach dem Mittagessen suchte er in der Dämmerung eine Gelegenheit zu einer Unterredung unter vier Augen mit Elisa. Er begegnete ihr auf der Treppe und fragte, ob sie einige Minuten für ihn frei hätte.

„Einige Stunden, wenn Sie wollen“, erwiderte sie fröhlich, „ich habe vor dem Kaffee nichts Besonderes zu tun.“

Sie gingen in die Wohnstube und Elisa setzte sich ans Fenster. Das fliehende Tageslicht goß seinen blassen Schimmer über ihre frischen Züge und ihre schöne Gestalt aus. Ihre Augen leuchteten wie Sterne im Halbdunkel. „Was hat Gustav Adolf geschrieben?“ fragte sie.

Sven Rise erzählte einiges aus dem Brief; es wurde ihm schwer, von sich selbst zu reden, aber es mußte geschehen und am liebsten so bald wie möglich. „Ich wollte eigentlich nicht von Gustav Adolf mit ihnen sprechen, sondern von mir“, sagte er endlich.

„Ah so“, erwiderte sie.

Der Ausruf „ah so“ kann die verschiedensten Dinge ausdrücken je nach dem Ton, in dem er gesprochen wird. Sven Rise erkannte zum Beispiel jetzt daraus, daß Elisa dem, was sie hören sollte, die höchste Aufmerksamkeit schenkte. „Ich fürchte, daß ich meinen Posten hier früher verlassen muß, als ich beabsichtigt hatte“, sagte er.

„Hat der Arzt Ihnen so viel Hoffnung gemacht? Sie haben mir sehr wenig von Ihrem Besuch bei ihm erzählt. Glaubt er, daß Sie schon vor Weihnachten Ihre Studien werden aufnehmen können?“

„Nein, im Gegenteil“, erwiderte Sven Rise wehmütig lächelnd. Aus der freundlich teilnehmenden Frage erkannte er, daß sie seine Enttäuschung mitfühlen konnte und er erzählte ihr alles, was der Arzt gesagt hatte.

Machte es die zunehmende Dämmerung, daß sie so blaß erschien, und daß der Freudenstrahl in ihrem Blick erlosch? Ihr Schweigen schien ihn aufzufordern, alles zu sagen, was er wußte und dachte. Eigentümlich berührte es sie, daß seine Stimme so ruhig klang, als spräche er von der unwichtigsten Sache.

„Warum hat der Arzt Ihnen das alles so entsetzlich schonungslos gesagt?“ brachte sie endlich mühsam heraus.

„Ich hatte ihn darum gebeten und ihm gesagt, ich könnte es ertragen, die volle Wahrheit zu hören.“

„Die Wahrheit!“ wiederholte sie. „Wie können Sie wissen, daß alles so kommen wird? Der Arzt kann sich irren.“

„Ich glaube nicht. Er hat mich sehr genau untersucht. Jedenfalls würde ich Unrecht tun, wenn ich das Gegenteil annähme.“

„Und was beabsichtigen Sie denn nun zu tun?“ Die Frage klang angstvoll.

Er fühlte sich aufgefordert, zu trösten und um ihretwillen stark zu sein; so gab er sich Mühe, einen gelassenen, fast fröhlichen Ton anzuschlagen, als er antwortete: „Ich möchte in ein Krankenhaus gehen.“

„Bitte, tun Sie das nicht“, rief sie. „Glauben Sie nicht, daß wir Sie hier besser pflegen können?“ Ihre Stimme war klanglos, ihr Blick aber flehte ihn an zu bleiben.

Ihm wurde seltsam zumute. Was bedeutete das? War es nur Teilnahme? „Nicht um besser gepflegt zu werden, muß ich gehen; bitte,

glauben Sie das nicht“, sagte er mit Wärme. „Ich zweifle weder an dem Willen noch an dem Können bei Ihnen allen, aber ich kann ein solches Opfer nicht annehmen.“

„Opfer! Wie können Sie das Wort in diesem Zusammenhang aussprechen?“

„Fräulein Elisa, lassen Sie uns klug sein“, fuhr er fort. „Weder Sie noch Ihr Herr Vater, mit dem ich bereits gesprochen habe, wollen etwas anderem Gehör geben, als der Stimme Ihrer Herzen und wie sehr wünschte ich, Ihrem Wunsche folgen zu können! Aber es geht nicht. Wir müssen praktisch sein. Ich darf Sie nicht bitten, an Ihre Person zu denken, denn das scheint Ihnen unmöglich zu sein; aber denken Sie an ihre jüngeren Geschwister. Meine Krankheit ist doch ansteckend und ein weiteres Zusammenleben mit mir könnte den Kindern schaden. Das Zimmer, das ich bewohne, wird vergiftet, ja ist es vielleicht schon. Begreifen Sie nun, daß ich gehen muß?“ Es wurde ihm schwer, den Kampf durchzuführen gegen den einzigen irdischen Wunsch, der ihn noch beseelte.

„Nein, das begreife ich durchaus nicht“, erwiderte sie etwas ruhiger. Sie hatte einen Entschluß gefaßt und der Eifer, ihn durchgeführt zu sehen, verdrängte für den Augenblick den Schmerz, der noch soeben gedroht hatte, sie zu ersticken. „Sie sollen bleiben“, erklärte sie, „es nützt nichts, daß Sie widersprechen. Ich habe alle auf meiner Seite von Papa an bis zu dem kleinsten Laufmädchen in der Küche. Sie gehören zu uns.“ Ihre Stimme klang sehr weich; nur mit Mühe beherrschte sie das Zittern. „Es ist mir so unmöglich, Sie in ein Krankenhaus gehen zu sehen, wie wenn einer meiner Brüder das wollte. Was würde wohl Gustav Adolf sagen, wenn Sie so sein Heim verließen?“ Hier versagte ihr die Stimme. Der Anblick der gebrechlichen Gestalt, auf die die Krankheit ihren Stempel gedrückt hatte, machte ihre Augen feucht. Sie sah den edlen Kopf, die seelenvollen Augen, die ausdrucksvollen Züge jetzt nur unklar durch schimmernde Tränen.

Elisa weinte sehr selten und nie vor anderen, wenn sie sich irgend bezwingen konnte. Ihr erster Entschluß war stets, wegzueilen, sobald sie fühlte, daß die Selbstbeherrschung sie verließ; sie gehorchte aber diesmal dieser Empfindung nicht, sondern blieb und ließ ihn sehen, daß sie weinte. Zum ersten- und letztenmal in ihrem

Leben suchte sie durch Schwachheit zu wirken, um ihren Willen durchzusetzen.

„Elisa!“ rief er und sprang auf, als er sie schluchzen hörte und sah, wie sie das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Gehen Sie nicht weg!“ bat sie.

Er zögerte und schwieg, halb verzweifelt und halb glücklich.

Mit einem tiefen Seufzer sah sie zu ihm auf, wie er, vom schwindenden Tageslicht beleuchtet, vor ihr stand und sie mit einem Blick betrachtete, in dem Himmel und Erde sich begegneten – ob zum Kampf oder zum Frieden, das war schwer zu sagen. „Sven Rise, verlassen Sie uns nicht, ehe Gott es will“, sagte sie leise.

„Gott will vielleicht, daß ich Sie jetzt verlasse.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, wir bedürfen Ihrer noch viel zu sehr; geben Sie uns nicht auf.“

Er suchte seiner Bewegung Herr zu werden. „Ich kann nicht glauben, daß ich Ihnen nötig bin, aber ich fürchte, Ihnen eine Last zu werden“, sagte er und setzte sich wieder, sich zur Ruhe zwingend. „Ich möchte ja nirgendwo lieber sterben als hier, wo ich mich so heimisch fühle, aber ich möchte Sie davor bewahren, Zeuge meines letzten Kampfes zu werden; denn der könnte schwer werden.“ Die letzten Worte schienen ihm wider Willen entschlüpft zu sein, und er bereute sie augenblicklich, da er fürchtete, Elisa aufgeregt zu haben.

„Und dann sollten wir nicht um Sie sein und Ihnen helfen dürfen?“ rief sie mit einem so wirklichen und tiefen Schmerz, daß er im Innersten ergriffen wurde.

Er sah ein, daß er sich einer Grausamkeit ihr gegenüber schuldig machen würde, wenn er ginge. Es war zu wunderbar. Er stützte den Ellenbogen auf den Tisch und bedeckte die Augen mit der Hand. Überwältigt von so viel Güte, dankte er aus tiefstem Herzen im stillen Gebet Gott, daß er solche Liebe und zärtliche Fürsorge für ihn geweckt hatte, um ihm den Abend seines Lebens leicht zu machen. Nach Verlauf einiger Minuten blickte er auf und sagte,

indem er Elisa die Hand entgegenstreckte: „Gott lohne dir, du Einzige, was du an mir tust, ich kann es nicht.“

Sie legte ihre Hand in die seinige und sagte nichts. Sie fühlten beide, daß sie einen feierlichen Bund geschlossen hatten, freilich nur für eine kurze Strecke Weges. Auf die innige Zuneigung, die sie zueinander fühlten, fiel wenig vom Staub dieser Erde, aber umso mehr vom hellen Glanz der Ewigkeit.

Sven Rise blieb; von einer Abreise wurde nicht mehr gesprochen. und auch seine Krankheit wurde nicht mehr erwähnt. Der Major hatte sich vorgenommen, sie für nicht vorhanden zu halten, und auch die anderen versuchten mit unterschiedlichem Erfolg, die Augen vor dem Ausgang der Sache zu schließen, während sie unerbittlich ihren Verlauf nahm.

Sven Rise wollte bis Weihnachten den Unterricht fortsetzen; denn früher konnte Thorwald nicht in die Schule aufgenommen werden. Der Knabe verstand, daß die Kräfte seines Lehrers nicht zu sehr angestrengt werden durften und tat sein Bestes; Irene desgleichen. Sie übernahmen so viel von der Arbeit wie möglich. Elisa hatte ihnen das ans Herz gelegt, als sie ihnen von der Krankheit ihres Lehrers Mitteilung gemacht hatte. Es rührte sie, zu sehen, wie Sven Rise durch die Rücksicht, die sein Zustand forderte, ein Werkzeug wurde, das Zartgefühl in den Kindern zu entwickeln.

Der Unterricht war nicht mehr so regelmäßig wie sonst; denn der Lehrer war mitunter zu schwach, um sein Zimmer zu verlassen und dort hineinzukommen, das erlaubte er seinen Schülern niemals. Er schützte bald dieses, bald jenes vor, um zu verhindern, daß sie zu ihm kamen und Elisa wußte wohl, daß er sie vor der Ansteckung bewahren wollte. Sie selbst hielt die Gefahr nicht für so groß, da alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden waren.

Einmal, als er zwei Tage lang das Zimmer nicht hatte verlassen können, klopfte es, und Elisa trat ein. Er wurde verwirrt, erhob sich vom Sofa, auf dem er lag und bat um Entschuldigung, weil er im Schlafrock wäre. Sie lächelte nur und winkte ihm, sich wieder hinzulegen. „Bedenken Sie, daß ich die Hausfrau auf Elghyttan bin, und der darf keine Tür verschlossen bleiben, am wenigsten die, hinter

der jemand krank liegt“, sagte sie mit einer so natürlichen mütterlichen Würde, daß seine Schüchternheit einem Gefühl unbeschreiblichen Wohlseins Platz machte. Sie wollte ihn daran gewöhnen, sich von ihr pflegen zu lassen, und das gelang ihr. Die tägliche Fürsorge, die sie ihm angedeihen ließ, half ihr, den Gedanken an die bevorstehende Trennung fernzuhalten. Während sie die wechselnden Krankheitserscheinungen beobachtete, gelang es ihr, von dem Verlauf der Krankheit im ganzen hinwegzusehen, und sie vergaß mitunter den unvermeidlichen Ausgang.

Gegen Weihnachten kam Christian nach Hause, nachdem er sich den ganzen Herbst bei Bekannten und Freunden vergnügt hatte. Die Aussicht, Sven Rise, von dessen Krankheit er brieflich benachrichtigt worden war, zu Hause zu treffen, war ihm unbequem. Da war es ihm denn eine Erleichterung, als er am Abend seiner Ankunft erfuhr, daß der Kranke bereits zu Bett gegangen wäre. Christian war für jeden Aufschub von etwas Unangenehmen dankbar. „Wie ist ihm zumute?“ fragte er Elisa.

„Er ist so ruhig wie früher“, erwiderte sie.

„Er hat sich wohl nicht klar gemacht, wie es um ihn steht?“ fragte er weiter.

„Doch, gerade das hat er getan.“

„Hm, aber woher – war er da nicht verzweifelt?“

„Das weiß ich nicht; ich habe ihn vorher nicht gesehen. Er hatte sich mit den Folgen der Krankheit völlig vertraut gemacht, als er vom Arzt zurückkam.“

„Er ist eine ungewöhnlich ergebene Natur“, sagte Christian.

„Er sieht dem Tod mit mehr als Ergebung entgegen.“

„Du meinst doch nicht etwa mit Freude? Das wäre unnatürlich.“

„Aber bei ihm nicht“, sagte sie leise. „Ich habe ein paarmal, wenn er in Gedanken saß und sich unbeobachtet glaubte, einen Schimmer überirdischen Glücks in seinen Augen gesehen. Ihm ist die unsicht-

bare Welt vertrauter als die irdische. Das Sterben ist für ihn ein Heimgehen.“

„Es kann aber doch schwer werden“, sagte Christian.

Bei diesen Worten zuckte Elisa zusammen, als berührten sie einen empfindlichen Nerv in ihr. „Es führt ihn aber auf jeden Fall heim“, sagte sie, mehr um sich selber zu trösten.

Christian sah sie an. „Ich glaube, du bist von Rise beeinflusst worden“, sagte er, „du denkst und sprichst wie er.“

Ihre Züge erhellten sich merklich. „Ich möchte nichts lieber, als ihm in allem ähnlich werden“, sagte sie.

„Auch in der Lungenschwindsucht?“

„Ja, auch in der, wenn das für mich notwendig wäre.“

Christian schwieg und zog seine Schlüsse. Sie waren zwar richtig, aber für den wahren Sachverhalt hatte er kein Verständnis.

Sven Rise bat Gott oft denen zu lohnen, die ihr Heim einem Fremdling so liebevoll geöffnet hatten, und ganz besonders galt dieses Gebet Elisa. Sie ahnte nicht, daß er selbst das Werkzeug zur Erfüllung seiner Bitte wurde. Krank und nicht imstande zu arbeiten, ließ er sich pflegen von ihr, dem kräftigen und gesunden Menschenkind, das das Leben vor sich hatte und zu allem befähigt war. Wie wenig ahnte er, daß dabei er der Gebende, sie die Nehmende war! Es lag ihm völlig fern, durch seine Glaubensstärke oder durch seine Worte auf sie einzuwirken, aber er dachte mit Beruhigung daran, daß, wenn es finster um ihn wurde, sie da war, um ihn zu trösten und zu stützen. Aber noch war es licht in ihm. Seine Gemeinschaft mit dem Herrn war inniger als je und trat in seinem ganzen Wesen zutage so ungesucht, wie das Licht leuchtet, wenn es angezündet ist. Dieses alles sah Elisa und das Licht leuchtete auch in ihre Seele.

Gustav Adolf Sinnesänderung hatte ihr Nachdenken wachgerufen, aber auch ihr Mißtrauen, das letztere besonders durch seinen Rückgang und durch seine Wiederaufrichtung. Sie hielt das alles für vorübergehende Gefühlswallungen; er war eben noch unerprobt.

Bei Sven Rise aber trat ihr der Glaube vor Augen, erprobt, stark und fest. Sie beobachtete diesen Glauben, als er im Ofen der Trübsal geläutert wurde und sie sah das reine Gold. Ihr Verlangen, sich ebenfalls diesen sieghaften Glauben anzueignen, wurde durch den Umgang mit Sven Rise mit jedem Tag stärker. Ein solches Sehnen in einem Menschenherzen ist wie das Morgenrot, das einen neuen Morgen ankündigt.

KAPITEL 4

Abschied

Gustav Adolf kam diesmal schon vor Weihnachten, denn es zog ihn zu dem kranken Freund. Er war hoffnungsfroh, aber nicht so, wie der Major, der sich und den anderen die Wahrheit auszureden suchte.

„Ich beneide dich, Rise, daß du schon jetzt heimkommen darfst. Wie gern wäre ich an deiner Stelle!“ so lautete sein Gruß.

Sven Rise aber, der augenblicklich eine weniger lichte Stunde hatte, sprach von der Sorge, die ihn mitunter quälte, daß die Schmerzen übergroß werden könnten. Ihm bangte auch, daß er von der Todesfurcht ergriffen werden und dadurch seinem Herrn Unehre machen könnte.

Gustav Adolf tröstete ihn. „Denke daran, wie treu dich Gott bisher getragen hat. Er wird dich jetzt nicht verlassen, wo du dem Ziel so nahe bist.“

Sven Rise mußte über die letzten Worte lächeln; sie entsprachen so ganz der Eigenart seines Freundes; aber wie wohl tat ihm dessen frisches, zuversichtliches Wesen! Er drückte Gustav Adolf die Hand und sein Dank kam von Herzen, und der galt nicht nur dem irdischen Freund, sondern mündete bei dem Geber aller Gaben. „Es ist schön, an dich zu denken, Gustav Adolf“, sagte er nach einer Weile. „Ich glaube gewiß, daß du reichen Segen im Reich Gottes stiften wirst.“

„Glaubst du das wirklich?“ fragte Gustav Adolf mit kindlicher Freude. „Ja, das ist mein höchster Wunsch und mein tägliches Gebet.“

„Aber bleibe in der Demut und sei vor allem aufrichtig Gott gegenüber; halte dich für nichts anderes, als für ein unmündiges Kind, dann kannst du eine Säule werden“, sagte Sven.

„Ich will das nie vergessen“, erwiderte Gustav Adolf.

„Dann ist es gut“, sagte der Kranke und sein Blick wurde gedankenvoll; er schien in sein vergangenes Leben zurückzuschauen.

„Woran denkst du?“ fragte Gustav Adolf; ihn verlangte, den Grund des verklärten Ausdrucks im Gesicht des Freundes zu wissen.

„Ich denke an die Wege des Herrn. Jetzt verstehe ich, warum ich Ihm hier nicht dienen darf. Meine Seele ist Ihm mehr wert als mein Dienst. Es hat lange gebraucht, bis ich das habe einsehen lernen; nun aber verstehe ich die Wege meines Herrn.“

Gustav Adolf war tief ergriffen. „Hab Dank für deine Worte“, sagte er, „sie lehren mich, daß man nur in dem Maße anderen zum Segen sein kann, wie man selbst von der Liebe Gottes erfüllt ist.“

Für die abgebrochene Wirksamkeit Sven Rises fand Gustav Adolf noch eine andere Erklärung als die, die er selbst gegeben hatte. Er machte vor dem Mittagessen mit Elisa und Irene einen Spaziergang und wiederholte den Schwestern die Worte des Kranken.

„Sonderbar ist es doch“, sagte Elisa, „daß Gott ihn abruft. Die Welt braucht doch so nötig Menschen, wie er einer ist. Warum muß der Tod gerade ihn mit seiner reichen Begabung dahintraffen, ehe er etwas hat wirken können, wozu er bestimmt schien?“

Gustav Adolf blieb stehen und blickte über das schneebedeckte Feld, augenscheinlich um eine Antwort zu suchen. „Erinnerst du dich dieses Feldes, wie es im Herbst war, Elisa?“ fragte er. „Es war besät und die zarten Halme sprossen empor, grün und saftig. Dann kam der Frost und die Halme welkten dahin. Ist der Same nutzlos ausgestreut worden? Hat der Frost das Wachstum gehindert? Im Frühling kommt die Antwort. Dann sprießt und keimt es hier von neuem, und der Sommer bringt eine Ernte, wie man sie im Herbst nicht vermutete. Vielleicht verhält es sich so auch mit Sven Rises Gaben. Sie werden sich erst in der Ewigkeit entfalten.“

„Ja, es muß so sein. Es liegt wenigstens ein Trost in diesen Gedanken“, sagte Elisa und ihr Blick ruhte auf dem anscheinend erstorbenen Acker. „Die Natur scheint mir oft rätselhaft“, fuhr sie fort. „Das Geheimnisvolle zieht an; wie oft habe ich gewünscht, daß ich diese Rätsel lösen könnte! Du hast mir heute den Schlüssel dazu gegeben. Dein Beispiel von der Herbstsaat läßt mich ahnen, daß das Leben der Natur uns in Bildern die Geheimnisse des ewigen Lebens offenbart, und das ist wohl auch der Grund des Zaubers, den sie auf uns ausübt.“

„Ja, so ist es. Wie oft hat der Herr in Seinen Gleichnissen so geredet!“ sagte Gustav Adolf.

Irene hing an Elisas Arm und blickte umher; auch sie hätte gern etwas von dem entdecken mögen, wovon die Geschwister sprachen. Es war winterlich kalt und still. Die Sonne neigte sich dem Untergang und ihre letzten goldenen Strahlen fielen zwischen die schlanken Stämme des Fichtenwaldes; der Himmel hüllte sich immer mehr in Dunkel und es konnte nicht mehr lange dauern, bis Tausende von Sternen funkelten.

„Was sagt uns der Himmel jetzt?“ fragte Irene. Der Ernst ihrer Geschwister hatte allerlei Gedanken in ihrem früher so gedankenlosen Kopf erweckt, doch bedurfte sie noch der Hilfe, um Klarheit zu gewinnen.

Elisa blickte empor. „Ja, was sagt er uns, wenn er sich in Dunkel hüllt und die Sterne sichtbar werden? Am Tage, während es hell und sonnig ist, sieht man sie nicht, erst wenn die Nacht hereinbricht, leuchten sie uns.“

„Sie gleichen den Verheißungen Gottes“, fiel Gustav Adolf ein, „die auch erst dann wertvoll werden, wenn es um uns her dunkel wird.“

Elisa sah schweigend zum Himmel auf. Auch sie hatte das erfahren. Erst als die Schatten der Trauer über ihren Weg fielen, hatte sie angefangen, sich an die Verheißungen Gottes zu halten. Der Gedanke an Tod und Vernichtung krampfte ihr das Herz zusammen. Aber eine Verheißung nach der anderen fiel ihr ein und erhellte ihren Weg. Den besten Trost fand sie in den Worten des Herrn: „Wer an mich glaubt, der wird leben, obgleich er stirbe.“ Diese Verheißung bezog sie gerade auf Sven Rise. Auch in ihr eigenes Herz fielen einige Strahlen. Ihr Glaubensleben glich einem glimmenden Docht, aber sie hielt sich an die Verheißung, daß der nicht ausgelöscht werden soll.

„Laßt uns in den Fichtenwald gehen, dem Abendrot entgegen“, bat Irene.

„Das fängst du doch nicht“, sagte Gustav Adolf; er versuchte zu scherzen, wie es früher seine Gewohnheit gewesen war.

„Was gleicht dem Abendrot?“ fragte Irene, während man ihrem Wunsch gemäß der glühenden Pracht entgegenging.

„Was ihm gleicht?“ wiederholte Gustav Adolf. „Unsere Illusionen; die glänzen und locken, aber man erreicht sie nie, wenn man auch bis ans Ende der Welt liefe.“

„O nein, bitte, vergleiche den Sonnenuntergang nicht mit etwas Schlechtem“, bat Irene.

„Er gleicht dem Tod eines Gerechten“, sagte Elisa, „wehmütig aber licht. Uns erscheint er wie ein Untergang, in der anderen Welt aber wird er als Aufgang begrüßt.“

„Dein Vergleich gefällt mir besser“, sagte Irene.

„Mir auch“, stimmte Gustav Adolf zu.

Die drei Geschwister blieben stehen und betrachteten das Abendrot, wie es glühte und flammte und seine ganze Pracht entfaltete und dann langsam verblaßte.

„Wen hältst du für gerecht, Elisa?“ fragte Gustav Adolf.

„Sven Rise zum Beispiel“, erwiderte sie, ohne sich zu besinnen.

„Und was macht ihn gerecht?“

„Sein Glaube.“

Gustav Adolf schüttelte den Kopf. „Wenn du ihn selbst fragtest, würde er sagen: ‚Nicht mein Glaube, sondern die Gnade Gottes.‘“

„Gewiß, aber doch ist der Glaube nötig, denn er ist die Hand, mit der wir die Gerechtigkeit annehmen.“

„Wir können uns aber auch den Glauben nicht selber geben; auch der ist eine Gabe Gottes.“

„Warum gibt Gott diese Gabe nicht allen Menschen?“

„Nicht alle wollen sie haben.“

„So wäre es ja ein Verdienst, glauben zu wollen“, meinte sie.

„Ja, wenn du es einem Ertrinkenden als Verdienst anrechnest, daß er, um gerettet zu werden, die Hand oder das Seil ergreift, das ihm zugeworfen wird“, erwiderte Gustav Adolf.

„Wer möchte wohl ertrinken?“ bemerkte Elisa.

„Körperlicher Selbstmord ist nicht ungewöhnlich, geistlicher noch weniger“, erwiderte er.

Sie gingen den Bach entlang nach Hause. Die Dämmerung war hereingebrochen. In den Häusern, an denen man vorbeikam, zündete man das Herdfeuer an, was einladend aussah. Bald grüßten die Lichter vom Herrenhaus zu ihnen herüber. Das Esszimmer, wo das Mittagmahl ihrer wartete, war hell erleuchtet. Irene stützte sich auf Gustav Adolfs Arm. Es pflegte sonst immer lustig zu sein, wenn Gustav Adolf zu Hause war und Weihnachten vor der Tür stand, aber in diesem Jahr wollte der Frohsinn bei niemand aufkommen. Ein ungewöhnlicher Ernst lag auf Elghyttan, ein Ernst, den selbst die Fünfzehnjährige bei aller jugendlichen Lebensfreude nicht abschütteln konnte.

Elisas Blick suchte ein Fenster im Erdgeschoß. Dort brannte noch kein Licht. Vielleicht blickte auch er zu dem Sternenhimmel empor, an dem es jetzt strahlte und funkelte. Für den Bewohner jenes Zimmers nahte die Stunde, die letzte große Reise anzutreten. Sie schauderte. Der unermessliche Raum erschien ihr finster und kalt trotz seiner schimmernden Welten und die Ewigkeit verborgen trotz der Verheißungen Gottes. Sie erkannte die Wahrheit der Worte ihres Bruders, daß der Glaube eine Gabe Gottes ist; denn bloßes „Fürwahrhalten“ kann nicht über die unbegrenzten Tiefen hinwegtragen; das kann nur eine Gotteskraft.

Sven Rise hatte den Unterricht eingestellt, doch konnte er täglich noch mehrere Stunden aufstehen. Alle wetteiferten, in seiner Nähe zu sein, wenn er es ertrug, jemand um sich zu haben. Es war unmöglich, daß der Gedanke in ihm aufsteigen konnte, zur Last zu sein; alle betrachteten ihn als Glied der Familie. Trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit, die er auf Elghyttan verbracht, hatte er aller Herzen gewonnen.

Und die vielen teilnehmenden Fragen, die an Elisa und ihre Geschwister gerichtet wurden, wenn sie sich im Dorf sehen ließen, zeigten, wie Sven Rise es verstanden hatte, selbst in weiteren Kreisen sich Liebe zu gewinnen. Vieles, was er im stillen getan hatte, wurde offenbar. Auf seinen einsamen Spaziergängen war er in die Häuser und Hütten gegangen und hatte Bekanntschaften gemacht, die sich manchmal zu wirklichen Freundschaften gestalteten; da vermißte man ihn jetzt an vielen Orten. Manche Leute kamen auch auf das Gut, um sich nach dem Befinden des Kandidaten zu erkundigen, aber nicht alle konnten zu ihm gelassen werden.

Eines Tages brachte er in Erfahrung, daß Elisa zwei junge Männer abgewiesen hatte, die ihn hatten besuchen wollen. „Das hättest du nicht tun sollen, Elisa“, sagte er im Ton leisen Vorwurfs.

„Du fühltest dich an dem Tag besonders schwach“, entschuldigte sie sich.

„Ich hätte sie schon sehen können“, sagte er mit einem Anflug von Bedauern.

Elisa versuchte, einen Boten zu finden, den sie zu den beiden jungen Leuten schicken konnte, aber niemand fand sich. In dem Weihnachtstrubel wollte keiner sich Zeit nehmen. So ging sie selbst, obgleich auch sie eigentlich keine Zeit hatte. Der Weg war weit und der Schnee fiel dicht. Elisa aber dachte an nichts anderes, als an die Freude, ihm einen seiner wenigen Wünsche zu erfüllen.

Die beiden jungen Leute waren glücklicherweise zu Hause und gingen sogleich mit ihr nach Elghyttan zurück. Auf dem Heimweg erfreuten sie ihr Herz dadurch, daß sie von dem Kandidaten sprachen. Sie erzählten ihr, wie oft sie ihn getroffen hatten und was er ihnen alles gesagt hatte. Der eine von ihnen fuhr einmal Holz aus dem Wald, als der Kandidat des Weges kam, schloß er sich ihm an und lenkte während des Gesprächs ungesucht seine Gedanken auf ewige Dinge. Mit dem anderen hatte sich Rise in der Schmiede unterhalten; ehe er wegging, hatte er den jungen Schmied, ohne daß dieser wußte, wie das gekommen war, dahin gebracht, seine Arbeit von einem höheren Gesichtspunkt aus anzusehen, als früher.

Elisa mußte bei diesen Berichten an die Lehrart des weisen Sokrates

denken, der ebenfalls die Arbeiter bei ihren Beschäftigungen aufgesucht und seine Lehren an ihre Arbeiten angeknüpft hatte.

Der Kandidat lag auf dem Sofa, als die jungen Burschen ankamen. Sie blieben nur eine kleine Weile bei ihm. Als sie wieder weggingen, begegnete ihnen Elisa und erhielt einen herzlichen Dank für ihr Holen. In den Zügen der jungen Leute konnte sie denselben gerührten und stillen Ausdruck lesen, den sie bei verschiedenen bemerkt hatte, die ein vertrauliches Stündchen bei dem Kranken hatten zubringen dürfen. Sie ging zu Sven Rise hinein. Das Licht der Lampe fiel gedämpft auf sein Gesicht, das bei Licht immer weniger krank aussah.

„Wie sonderbar, daß die Burschen so bald wiedergekommen sind und gerade heute, wo wir von ihnen sprachen!“

Sie gab keine Antwort, sondern setzte sich still auf einen Hocker neben dem Sofa.

„Ich danke dir, daß du sie diesmal zu mir gelassen hast“, sagte er lächelnd.

„Vergib mir“, bat sie, „ich werde dir nie wieder eine Gelegenheit rauben, Gutes zu tun.“

„Das Gute, das ich tun kann, ist nur gering“, sagte er, „aber es kann den Menschen heilsam sein, an Tod und Ewigkeit erinnert zu werden, und ich liege ja hier wie eine lebendige Mahnung daran.“

Elisa war nicht imstande zu antworten. Er sah das und merkte, daß er eine empfindliche Stelle bei ihr berührt hatte. Es war ihm immer etwas Großes, erkennen zu dürfen, daß ihr der Gedanke an die bevorstehende Trennung so schwer wurde. Daß sie sein ganzes irdisches Glück ausmachte, erschien ihm natürlich, daß er ihr aber ebensoviel war, das ging ihm nur schwer ein, und doch schien es so zu sein.

„Bist du draußen gewesen? Dein Haar ist an den Schläfen naß“, sagte er.

„Sieh das Schneegestöber“, lenkte sie ab und strich zerstreut mit der Hand über ihr Haar.

„Was hat dich bewogen, bei solchem Wetter auszugehen?“

„Ich hatte etwas zu besorgen“, erwiderte sie ausweichend.

Er war aber scharfsichtig; ihm konnte sie nichts verbergen. Bald erriet er, daß die beiden jungen Burschen nicht zufällig heute wiedergekommen waren. Er war tief gerührt von diesem Beweis zarter Liebe. Eine Weile versank er in seine Liebesträume, dann aber raffte er sich auf. „Nein, man soll nicht zurückschauen“, sagte er.

Sie wußte nicht, woran er gedacht hatte und blickte fragend auf.

„Ich träumte davon, wie es möglicherweise hätte werden können, wenn ich nicht krank geworden wäre“, fuhr er fort und der Blick, mit dem er ihr in die Augen sah, verriet deutlich, welchen Platz sie in diesem Zukunftstraum hatte einnehmen sollen. Sie verstand ihn und ergriff die Hand, die er ihr entgegenstreckte, während ein Gefühl überwältigender Wehmut ihr Herz erfüllte.

„Gottes Wille ist der beste“, fuhr er ruhig und heiter fort. „Ich habe keinen Grund zur Klage. Der Ruf, heimzukommen, ist an mich ergangen und das Liebste, was ich auf Erden zurücklasse, werde ich oben wiedersehen. Ich habe keinen Grund zur Klage“, wiederholte er noch einmal.

„Aber ich. Sage, habe ich nicht Grund dazu?“ fragte sie leise.

„Du? Nein, Elisa. Das Herzeleid, das dir Gott jetzt sendet, soll dich näher zu Ihm ziehen und dich zu Seinem Dienst zubereiten. Er hat noch viel mit dir vor.“

Elisa glitt neben ihn auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Falten seiner Decke. Sie tat das ohne Leidenschaft. In ihrer stillen Art, sich zu beherrschen, lag eine wortlose Hingebung an Sven Rise sowohl als an Gott. Ehrfurchtsvoll legte der Kranke ihr die Hand auf das Haupt und sprach in einem innigen Gebet seinen höchsten Wunsch für sie aus, daß sie ihr Leben lang dem Herrn angehören und vielen zu reichem Segen werden möchte.

Dieses Gebet gab Elisa weit mehr, als der ahnte, der es sprach. Sie war immer geneigt gewesen, sich Gott nur von fern zu nahen, aus

Furcht, das Heilige zu entweihen. Dieses Gebet aber war die Frucht eines anderen Verhältnisses, es kam aus einem Herzen, das ohne Zögern sich Gott aufgetan und das Himmelreich an sich gerissen hatte. Sven Rise wagte es, zu Gott zu sprechen, wie ein Kind zu seinem Vater spricht. Dieses Gebet zeigte auch, wie man durch innige Gemeinschaft mit Christus lernen kann, das zu wollen, was Gott will. Sie war Sven Rises irdische Liebe, das wußte sie; dennoch betete er bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung nicht um ihr irdisches Glück; denn noch weit mehr als dieses lag ihm ihre Stellung zu Jesus am Herzen. Und Elisa sagte im Herzen Amen, obwohl sie sich von der Erfüllung der Bitten weit entfernt fühlte.

Als Gustav Adolf im Frühling nach Upsala zurückkehrte, nahm er Thorwald mit, damit dieser das dortige Gymnasium besuchte. Die beiden Brüder sollten zusammen wohnen, da der jüngere der Aufsicht des älteren noch sehr bedurfte.

Irene fand es öde und leer, als Thorwald nicht mehr daheim war und der regelmäßige Unterricht aufgehört hatte. Elisa verstand das und leitete sie zu praktischen Beschäftigungen an. Es gelang ihr, die jüngere Schwester wieder auf andere Gedanken zu bringen, nicht nur dadurch, daß sie ihre Hilfe in Anspruch nahm, sondern ihr auch die Verantwortung für dies und jenes überließ. Hierdurch gewann Elisa nach und nach mehr Zeit für Sven Rise. Wie dankbar sie dafür war, zeigte sie der Schwester offen, und das erhöhte noch Irenes Lust zur Arbeit.

Das Vertrauen zwischen dem Kranken und seiner Wärterin wuchs mit jedem Tag, und bald fanden beide es ganz natürlich, ihre geheimsten Gedanken auszutauschen. Nur die Liebe, die sie verband, blieb unausgesprochen, aber sie verriet sich in allem und wurde sowohl von ihnen als von ihrer Umgebung erkannt. Niemand wunderte sich, daß sie einander viel zu sagen hatten. Sven Rise wurde als Elisa gehörend angesehen und als er kränker wurde, wurden beide der Mittelpunkt der allgemeinen Teilnahme.

Im März konnte Sven Rise das Bett nicht mehr verlassen. Der Mut wollte Elisa oft sinken, sie kämpfte aber tapfer, um den Kranken aufmuntern zu können, und die vermehrte Pflege und Fürsorge halfen ihr. „Warte nur, nun scheint die Frühlingssonne bald wärmer,

dann kannst du vielleicht wieder aufstehen“, sagte sie mit einer Hoffnungsfreudigkeit, die sie sich selbst einredete. Die Frühlingssonne schien zwar immer wärmer, aber Sven Rise wurde immer schwächer.

„Warum darf ich dir nie pflegen helfen? Er ist ja mein Lehrer, und ich habe ihn so lieb“, sagte Irene eines Tages zu Elisa.

„Du bist noch zu jung, es könnte dir leicht schaden, viel bei ihm zu sein“, erwiderte diese.

„Inwiefern könnte mir das schaden?“ fragte Irene.

„Tuberkeln stecken an.“

„Dich nicht?“

„In meinem Alter ist es weniger gefährlich, außerdem bin ich sehr gesund.“

„Das bin ich auch.“

„Aber du wächst so rasch und bist in der letzten Zeit so dünn und blaß geworden“, sagte Elisa und drückte Irene liebkosend an sich. „Ich bin so besorgt um mein Schwesterlein.“

Niemand konnte einnehmender sein, als Elisa in ihren weichen Augenblicken. In der letzten Zeit war sie auffallend mild geworden; in ihrem Blick lag etwas Hilfesuchendes, und das wirkt bei jemand, der sonst immer anderen hilft, besonders rührend.

„Elisa, erlaube mir, dir deine Arbeit zu erleichtern“, rief Irene, „du bist von den vielen Nachtwachen ganz elend geworden.“

„Das kommt nicht vom Wachen.“

„Wovon denn?“

„Vom Herzeleid“, flüsterte Elisa kaum vernehmbar und ging von ihrer Schwester weg zu dem Kranken.

Irene trat gedankenvoll an das offene Fenster der Vorhalle und blickte in den frühen Aprilabend hinaus. Der Mond stand am Himmel ohne zu leuchten, da das Tageslicht noch nicht erloschen war. Die kühle Luft fächelte mit kaum bemerkbarem Hauch die Stirn des jungen Mädchens; die Natur senkte ein stilles Ahnen des kommenden Lenzes in ihre Brust; sie vergoß eine Wehmutsträne, ohne die Ursache recht zu verstehen. Auch sie wünschte sich ein Herzeleid; solch ein großer Schmerz mußte etwas Wunderbares sein, daß er das Herz erbeben machte und weich und zugleich tief ernst stimmte. Das junge Mädchen stand am offenen Fenster und schwärmte, bis die Mondsichel anfang zu leuchten und sie selbst zu frieren.

Tante Cilla wurde eine ganz unerwartete Hilfe im Krankenzimmer. Die Geduld des jungen Mannes in dem schweren Leiden wirkte segensreich auf die alte Dame. Bisher hatte sie immer nur ihre eigenen Leiden gelten lassen, nun erkannte sie, daß hier jemand war, der mehr litt als sie. Man hörte sie nicht mehr wie sonst, wenn andere von irgendeinem Leiden sprachen, sagen, sie hätte genau dasselbe gehabt und noch viel schlimmer. Sven Rise blieb ihr besonderer Liebling und als sie ihn so dahinsiechen sah, erwachte in ihr das Verlangen, zu dienen und zu helfen.

Es wurde Elisa schwer, ihre Überraschung zu verbergen, als sie zum erstenmal Tante Cilla am Bett des Kranken traf. Die alte Dame schien verlegen und wollte Entschuldigungen vorbringen, allein Sven Rise sowohl als Elisa versicherten, daß sie ihre Hilfe sehr schätzten. Und als das Eis erst gebrochen war, sah man sie öfter im Krankenzimmer. Der Major versuchte immer noch, sich einzureden, daß keine Gefahr vorläge. Aber der Eifer, mit dem er das versicherte, obgleich ihm niemand widersprach, zeigte am besten, daß er selber nicht glaubte, was er sagte.

Die Stimmung auf Elghyttan war, wenn auch ernst, doch nicht düster; die Ruhe des Kranken teilte sich seiner Umgebung mit. Wenn die Atemnot Erstickungsanfälle brachte und er nicht imstande war, seinen Besuchern Mut einzuflößen, dann zeigte sich am besten, wer stark war. Tante Cilla eilte hinaus, wenn sie die Anzeichen eines Anfalls bemerkte, Christian geriet außer sich; Elisa war die einzige, die aushielt und die Hilfe leistete, die geleistet werden konnte, aber niemand wußte, was sie das kostete. Nachher suchte sie die Einsamkeit auf, um sich Kraft zu erkämpfen, weiter leben zu können. In

einer solchen schweren Stunde schrieb sie an Gustav Adolf und bat ihn, nach Hause zu kommen.

Er kam, sobald er konnte und mit ihm der so nötige Trost. Seine bloße Gegenwart brachte eine gewisse Hoffnung, obschon man ja recht wohl wußte, daß er nicht mehr tun konnte als andere. Sven Rises Gesicht strahlte, als er den Freund erblickte. „Jetzt verläßt du mich nicht mehr“, sagte er getrost.

„Erst wenn es dir besser geht“, erwiderte Gustav Adolf.

„Ich werde bald – ganz gesund sein“, sagte Rise lächelnd, und seine Worte wurden mit verständnisvollem Schweigen aufgenommen.

Eines Nachmittags, als der Kranke einen ganz besonders schweren Erstickungsanfall hatte, glaubten Gustav Adolf und Elisa, daß das Ende da war, aber noch hatte die Erlösungstunde nicht geschlagen, der Anfall ging vorüber und der Kranke bemühte sich zu lächeln, um die Umstehenden zu beruhigen, doch war er so matt, daß er bald in einen tiefen Schlaf fiel.

Elisa flüchtete in ihr Zimmer, um ihrer Angst und Verzweiflung freien Lauf lassen zu können, denn nur hier ließ sie sich gehen; anderen und besonders dem Kranken gegenüber beherrschte sie sich. Diesmal aber kamen keine lindernden Tränen. Sie ging auf und ab und rang die Hände in trotzigen Gedanken gegen Gott. War es Ihm eine Lust, die Menschenkinder zu plagen? Hatte Er sie dazu erschaffen? Aber in dem quälenden Bewußtsein ihres Unrechts kämpfte sie auch wieder gegen solche Gedanken an. Da trat Gustav Adolf ein.

Selten kam er ihr ungelegen, jetzt aber wäre sie lieber allein geblieben. „Wer ist bei Sven?“ fragte sie gezwungen.

„Tante Cilla. Er schläft ruhig.“ Gustav Adolf sah seine Schwester mit einem so warmen Blick an, daß sie alle Kraft zusammenraffen mußte, um ruhig zu bleiben. Er hatte sie aufgesucht, nicht nur um Trost und Teilnahme zu bringen, sondern auch um solche bei ihr zu suchen, und er fühlte sich noch inniger mit ihr verbunden, als er sah, daß sie ebenso litt wie er. „Elisa, wir wollen miteinander beten, daß Gott seine Leiden lindert. Gott hat ja verheißen, die Gebete zu erhören, in denen zwei Seiner Jünger eins werden.“

Sie wollte erwidern, daß ihr zum Beten zu trotzig zumute wäre, aber sie brachte kein Wort heraus, und so faßte er ihre Hand und kniete mit ihr nieder. Anfangs war es als versuchte er, Gottes Hilfe zu erzwingen, dann aber beugte er sich unter den Ratschluß Gottes, so daß er mit den Worten schließen konnte: „Nicht unser, sondern Dein Wille geschehe; Du weißt am besten, was zu seinem und zu unserem Heil nötig ist.“

Die beiden Geschwister erhoben sich. Gustav Adolfs Blick war wieder hell und getrost geworden, und Elisass Trotz war gewichen. Doch hatte sie für nichts anderes Raum in ihrem Herzen, als für das Zittern und Zagen. Alles erschien ihr in dieser Stunde hoffnungslos und finster. Sie sah aus dem Fenster; die Sonne beleuchtete die noch fahle Frühlingslandschaft, die von werdendem Leben zu träumen schien. „Überall, wo sich Leben zeigt, gibt es ein Ringen, und was ist das Ende? Vergänglichkeit und Tod“, so murmelte sie.

„Wir gehen allerdings dem Tod entgegen, aber auch der Verwandlung und der Verklärung“, erwiderte Gustav Adolf siegesgewiß.

„Ich kann im Tod keine Verklärung erblicken“, sagte Elisa düster.

„Aber du wirst sie in der Auferstehung sehen“, sagte er freudig und fügte dann, gleichsam in die Zukunft hinausblickend, hinzu: „Was ist der Todeskampf bei Sven Rise anders, als der letzte Versuch des Staubes, die Seele festzuhalten, die ihrem Ursprung entgegenstrebt? Bald schlägt die Stunde, in der die befreite Seele über den Staub triumphiert und in ihres Vaters Arme eilt.“

„Es ist entsetzlich, ihn so gequält zu sehen“, sagte Elisa.

Gustav Adolf zog seine Schwester an sich und sagte: „Meinst du, daß der Herr ihn weniger liebt als du?“

„Nein.“

„Nun, kannst du ihn dann nicht vertrauensvoll den Händen seines Herrn überlassen?“

Elisa schwieg. Zwei Tränen, heiß und brennend, drängten sich in ihre Augen und rollten die Wangen herab. Seine Worte hatten ihren

Sinn erweicht. Das gemeinsame Gebet der beiden Geschwister wurde erhört; der Kranke blieb von längerem Leiden verschont. Still und ohne Kampf verbrachte er die nächsten Tage, und dann kam das Ende.

Alle waren um das Sterbebett versammelt; sogar der Major wagte im Zimmer zu sein, doch blieb er in der Nähe der Tür stehen, um sogleich hinauszuweichen zu können, wenn etwas Schweres einträte. Irene stand scheu neben dem Vater, den Blick unverwandt auf die Züge des Sterbenden geheftet. Sie wagte kaum zu atmen, um die feierliche Stille nicht zu stören. Sven Rise saß im Bett halb aufgerichtet, gestützt von Elisas Arm. Gustav Adolf wollte sie ablösen, sie schüttelte aber leise den Kopf. Der Kranke durfte nicht gestört werden, und um nichts in der Welt wollte er jetzt ihren Platz einem anderen überlassen.

Sie lauschte den Atemzügen, die immer schwächer wurden. Ein unbeschreiblicher Friede erfüllte ihr Herz, als sie ihn so ruhig dem Bereich aller Leiden enteilen sah. Mit jeder Sekunde kam er der Ewigkeit näher. Die Tore des Himmels standen schon offen, und der Glanz von dort schien sich über die bleiche Hülle zu ergießen, während die Seele sich leise frei machte. Und dann trat die unbeschreibliche Stille des Todes ein. Sven Rise war heimgegangen. Gustav Adolf schlang den Arm um Elisa, schwieg aber; ihre Seele war jetzt so ganz der anderen Welt zugewandt, und Gustav Adolf fühlte wie sie. Beide waren von dem Glück des Dahingegangenen so hingenommen, daß sie nur an seine Verklärung dachten, nicht an ihren Verlust.

Die Tage, die jetzt folgten, trugen das feierliche Gepräge der Trauer. In dem Sterbezimmer, das mit Kerzen, Blumen und Grün geschmückt war, verbrachte Elisa unvergeßliche Stunden. An einem dieser Tage traf ein Kranz für Sven Rise ein, den einige seiner früheren Studiengenossen geschickt hatten. Elisa nahm den Kranz und trug ihn ins Sterbezimmer.

Lange blieb sie neben dem Sarg stehen und betrachtete die geliebten, leblosen Züge. Im Leben war der vorherrschende Ausdruck in diesem Antlitz die Milde gewesen, jetzt trat sie weniger hervor; dagegen mehr etwas Ernstes, Unbestechliches. Die erkaltete Hülle trug

schon jetzt das Gepräge der Ewigkeit. Zwar sollte sie der Verwesung anheimfallen, aber alle die hohen Verheißungen von der Auferstehung galten ihr.

Und wieder spürte Elisa auf ihrer Wange heiße Tränen. Sie betrachtete den Hingeschiedenen und ihre Gedanken beschäftigten sich mit seinen letzten Stunden. Seine sterbliche Hülle schien ihr den Ausdruck von Hoheit zu tragen. „Wer mir dienen wird, den wird Mein Vater ehren.“ Sven Rise war nicht gestorben, sein Herr war gekommen und hatte ihn heimgeholt.

Ihre Gedanken gingen weiter zurück, sie sah sein Leben wie ein abgeschlossenes Ganzes. Er war ein starker Geist gewesen, aber Gottes Kraft war in seiner Schwachheit mächtig. Sie faltete die Hände und betete: „Herr, werde mein, so wie Du sein gewesen bist.“ Sie betete um Reinigung des Herzens, um Geduld und Ausdauer, um die Krone des Lebens. Auch er hatte sich durchringen müssen, auch er hatte einmal die Wanderung dorthin begonnen; nun wollte auch sie mit Ernst und in der Kraft Gottes dem vorgesteckten Ziel nachjagen.

Das Gebet hatte sie wieder mit dem geliebten Toten vereinigt. Sie war ihm nicht mehr fern wie vorhin, als sie nur trauerte. Gustav Adolf trat ein. Er beugte sich über den Toten und küßte leise dessen weiße Stirn. „Es wird leer werden, wenn wir ihn nicht mehr hier haben“, sagte er zu Elisa.

„Ja“, stimmte sie ihm bei, „könnten wir ihn behalten! Ich meine, wenn man ihn nur ansieht, wird man besser.“

„Doch wohl nicht“, erwiderte Gustav Adolf. „Gott weiß wohl, was Er tut, wenn Er uns zwingt, unsere Toten zu begraben. Er will uns damit die Versuchung nehmen, zu ihnen zu gehen, statt zu Ihm, wenn wir geheiligt zu werden wünschen.“ Elisa schwieg; sie fühlte die Wahrheit seiner Worte.

KAPITEL 5 --- Irenes Weltfahrt

Sven hatte seine ganze kleine Hinterlassenschaft Elisa vermacht. Als sie die Dinge ordnete, hoffte sie ein Tagebuch oder etwas dergleichen zu finden, in dem er seine Gedanken niedergeschrieben hatte, aber alles was sie fand, waren einige lose Blätter mit Gedichten; die verwahrte sie und konnte sie bald auswendig.

Auf einem Bogen Papier standen von seiner Hand geschrieben oben die Worte: „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde.“ Augenscheinlich hatte er beabsichtigt, etwas über diesen Spruch zu schreiben, war aber nicht dazu gekommen.

Elisas Augen füllten sich mit Tränen. Diese Bitte auf dem sonst unbeschriebenen Blatt rief ihr sein Bild lebhaft vor Herz und Gemüt. Sie nahm den Bogen und legte ihn in ein Fach ihres Schreibtisches zwischen Wirtschaftsbücher und andere alltägliche Dinge; ihr Blick sollte oft auf das Blatt fallen und ihre Gedanken sollten unter dem Allerlei des Lebens immer wieder auf das eine gelenkt werden, was not ist. Sie fing auch an, die unkindliche Scheu vor dem Wort Gottes zu überwinden. Sven Risés Bibel wurde jetzt die ihrige. Sie war durch fleißiges Gebrauchen abgegriffen und voller Anmerkungen und manche Stellen waren angestrichen. Sie las täglich darin und fühlte sich ihm dadurch näher. Sprüche, die er besonders stark unterstrichen hatte, wurden ihre Lieblingsstellen. Sie meinte seine Stimme zu erkennen, die ihr die Worte vorlas, oder gar seine Hände zu berühren, wenn sie in diesem von ihm so fleißig benutzten Buch blätterte. Es wurde ihr über alles teuer und wert.

Eines Abends aber wurde sie um diesen Schatz gebracht und daran war Irene schuld. Diese stieß aus Versehen die brennende Lampe um. Glücklicherweise war nur sehr wenig Petroleum ausgegossen; was aber vorhanden war, ergoß sich über die Bibel und sie wurde unbrauchbar, ehe das auflodernde Feuer gelöscht werden konnte. Elisa war so erregt und zornig, wie niemand sie zuvor gesehen hatte. Sie ließ sich zwar nicht zu heftigen Worten hinreißen, wurde aber ganz blaß und erwiderte kein Wort, als Irene sie um Verzeihung bat. „Geh, laß mich allein; du weißt nicht, was du mir angetan hast“, sagte sie mit bebender Stimme.

Die arme Kleine, die ja nichts Böses hatte tun wollen, fühlte sich sehr unglücklich über ihr Mißgeschick und über die harte Behandlung. Sie lief in den kühlen Frühlingsabend hinaus, leicht gekleidet wie sie war. Sie dachte, es wäre das beste, wenn sie sich erkältete und sterbe; dann brauchte Elisa sie nicht mehr zu sehen. Bei diesem Gedanken weinte sie vor Mitleid mit sich selber und dann fing sie an, sich die zu späte Reue der Schwester auszumalen. Als die Glocke zum Abendessen rief, mußte sie hineingehen. Sie war nicht lange draußen gewesen, hoffte aber doch, sich hinreichend erkältet zu haben, um daran zu sterben. Bei Tisch versuchte sie zu husten; das klang recht vielversprechend, aber Elisa, die das Husten hören sollte, bemerkte es nicht. Auch wollte es nicht verfangen, als sie versuchte zu fasten.

Der einzige, der ihr Wesen beachtete, war der Vater. „Was hat das Kind, daß es nicht ißt?“ fragte er.

„Ich kann nicht“, erwiderte Irene und blickte verstohlen nach Elisa; die aber hatte ihre Gedanken augenscheinlich anderswo.

„Liebes Kind“, sagte Tante Cilla in sanftem Klage-ton, „ich weiß wohl, wie es ist, keinen Appetit zu haben. Aber, siehst du, man muß sich oft zum Essen zwingen. Wenn ich zum Beispiel diesem Gefühl nachgeben wollte, müßte ich Hungers sterben.“

„Tante Cilla hat eine bewundernswerte Macht über sich selbst“, bemerkte Christian und warf einen Blick auf die gehörige Portion, die die Tante mit leidender Miene und regem Eifer verzehrte.

„Du weißt nicht, welche Anstrengung mich das kostet“, erwiderte Tante Cilla äußerst unangenehm berührt, „ich bin in der letzten Zeit sehr elend gewesen, obgleich niemand das bemerkt hat. Ich muß meine Kräfte durch jedes Mittel zu heben suchen.“

Es war Irene gar nicht recht, daß die Aufmerksamkeit durch dieses Gespräch von ihr abgelenkt wurde. Sie hustete noch ab und zu, aber ohne Erfolg. Nach dem Abendessen schlüpfte sie in eine Fensternische, wo sie sich ihrer Märtyrerstimmung ungestört hingab, bis sie zu Bett ging. Noch ehe sie das Licht ausgelöscht hatte, kam Elisa zu ihr.

Irene war entzückt. Jetzt hatte sie Gelegenheit zu zeigen, wie tief verletzt sie war. Als die Schwester sich auf die Bettkante setzte, wandte sie das Gesicht zur Wand. „Du hast allen Grund dazu, dich

von mir abzuwenden“, sagte Elisa. „Ich hätte es gleich bedenken sollen, daß du nichts für den Unfall konntest. Kannst du mir verzeihen, daß ich so böse wurde?“

Irene wandte den Kopf ein wenig nach der Schwester um. Die sah sie so traurig an, daß sie anfang, Gewissensbisse zu bekommen, weil sie nur an sich gedacht hatte und nicht an den Verlust, den sie durch die Unachtsamkeit ihrer Schwester zugefügt hatte. Sie vergaß ihr Märtyrertum und rief: „Ich bin so betrübt; es war ja Sven Rises Bibel. Daran habe ich doch gar nicht gedacht. Jetzt wundere ich mich auch nicht, daß du so böse geworden bist. Ich gäbe mein Leben darum, dir die Bibel wieder beschaffen zu können.“ Und Tränen, die bei ihr sehr rasch kamen, füllten ihre Augen.

Elisa küßte sie, um sie zu trösten. „Weine nicht“, sagte sie. „Du hast etwas Gutes getan. Ich habe bisher in *seiner* Bibel gelesen, siehst du; jetzt bin ich gezwungen, *die* Bibel zu lesen; ich erkenne die Hand Gottes in deiner Unachtsamkeit.“ Sie erhob sich, löschte das Licht aus und ging in ihr Zimmer.

Irene lag wach und dachte: Warum mußte Gott Elisa die Bibel nehmen, die ihr so lieb war? Ist Gott grausam? Irene sagte sich, daß sie es niemals übers Herz gebracht hätte, der Schwester etwas so Liebes, wie diese Bibel zu nehmen, Gott aber hatte es getan. Und Elisa dagegen schien jetzt wieder ganz ruhig zu sein, nur noch ein wenig traurig. Irene verstand weder Gottes Absicht noch Elisass Auffassung und schließlich schlief sie über ihren unverständigen Gedanken ein.

Im Zimmer nebenan lag Elisa noch lange wach und suchte in ihrer eigenen Bibel den Weg zum Herzen Gottes. Ihr schien Sein Tun nicht grausam, seitdem sie Seine Absicht verstanden hatte. Sie kostete die Süßigkeit des Gefühls, ein Gegenstand der Liebe Gottes zu sein, die wohl verwundet, aber nur um zu heilen. Es ist etwas Großes, sich geliebt zu wissen von dem Herrn aller Herren. Elisass Herz schlug Ihm entgegen und sie erfuhr, daß irdischer Verlust der himmlischen Freude Raum schafft.

Der Eindruck vom Tode Sven Rises verblaßte nach und nach bei den meisten, wenn man den Freund auch in gutem Andenken behielt. Nur für Elisa war die Erinnerung an ihn eine sie läuternde Kraft;

denn so oft sie seiner gedachte, wurden ihre Gedanken ganz naturgemäß in jene Welt gelenkt, wo er jetzt war.

In dem nun folgenden Winter besuchte Irene den Konfirmandenunterricht mit einer gleichaltrigen Freundin, Esther Bro, die auf Elghyttan wohnte; sie war aus Upsala und die Schwester eines Freundes und Studiengenossen Gustav Adolfs. Das Leben auf Elghyttan hatte wieder ein gemütliches und sorgloses Gepräge angenommen, was ganz natürlich war in einem Haus, wo eine Persönlichkeit wie der Major den Ton angab. Er war stets heiter und vergnügt und hatte sich noch einige Dinge mehr angewöhnt, um sich tagsüber zu beschäftigen. Er hatte die Gabe, immer sehr in Anspruch genommen zu scheinen, ohne eigentlich etwas auszurichten.

Tante Cilla war friedlicher und freundlicher als früher. Über ihre verschiedenen Leiden klagte sie immer noch, aber man war so daran gewöhnt, daß niemand bemerkte, daß sie anfang wirklich hinfällig zu werden. Zu Esther Bro faßte sie Zuneigung, und es war ihr eine Freude, die beiden jungen Mädchen um sich zu haben. In der Dämmerung oder am Kaminfeuer erzählte sie ihnen kleine Ereignisse aus ihrem Leben. Sie war in dem Alter, in dem man sich dessen besser erinnert, was vor dreißig Jahren geschehen ist, als dessen, was sich gestern ereignet hat. Die Jugend der beiden Mädchen rief ungesucht die lebhafteste Erinnerung an ihre eigene Jugend wach, die ungewöhnlich licht und freundlich gewesen war. Wie schön war es, sich wieder in diese Zeit zurückzusetzen!

Elisa kam einmal zufällig dazu und hörte, wie die Tante von ihrem ersten Ball erzählte. Sie beschrieb alles genau, sowohl was sie angehabt als was sie empfunden hatte. Irene und Esther verschlangen jedes Wort. Als die Tante Elisass ansichtig wurde, brach sie kurz ab und machte ein verlegenes Gesicht.

„Bitte, fahre fort; darf ich nicht auch zuhören?“ fragte Elisa und trat zu der kleinen Gruppe.

„Nein, du verachtest solchen Unsinn“, sagte Tante Cilla.

Elisa beugte sich über sie und küßte sie. Niemals war die Tante in ihrer Gegenwart so mittheilhaft und lebhaft gewesen, wie jetzt bei Esther und Irene. Elisa fragte sich bei dieser Gelegenheit, ob sie etwa

unbewußt Druck auf ihre Umgebung ausübte. Sie sprach nicht aus, was sie dachte, aber in ihrem Kuß lag eine stumme Abbitte.

Die Tante mußte sie verstanden haben, denn sie fügte hinzu: „Siehst du, man wagt eben nur vor Sechzehnjährigen die kleinen Schwächen seiner Jugend bloßzustellen.“

„Meinst du denn nicht, daß auch ich einmal sechzehn Jahre alt gewesen bin, Tante Cilla?“

Die Tante lachte halb verlegen und halb schelmisch. „Kaum“, erwiderte sie und schüttelte den Kopf, „wenigstens bist du es nicht in derselben Weise gewesen wie ich.“

Das traf zu. Elisa dachte an die Zeit zurück, als sie sechzehn Jahre alt gewesen war. Statt der eben beschriebenen Aufregungen vor dem ersten Ball hatte sie damals der erste tiefe Schmerz berührt; denn in jener Zeit hatte sie ihre Mutter verloren. Sie sah die Hilflosigkeit ihres Vaters und die Abhängigkeit der kleinen Geschwister, sie erkannte, daß den heranwachsenden Brüdern die ihnen damals besonders notwendige Stütze genommen worden war. Von Natur ernst und zum Nachdenken geneigt, wurde sie dies durch die große Verantwortung noch mehr. Seltsamerweise drückte sie diese aber nicht zu Boden, sondern ihre Geistes- und Seelenkräfte entwickelten sich früher, als bei anderen Menschen. Durch diese Frühreife aber verlor sie die Fähigkeit, die Sorglosigkeit der Jugend zu verstehen und zu würdigen. Darum verstummte Tante Cilla bei ihrem Eintreten und war nicht dahin zu bringen, von ihren Kindereien aus der Jugendzeit weiterzuerzählen. Und aus demselben Grund gingen die beiden jungen Mädchen zu anderen als zu Elisa, wenn sie für ihre kleinen Erlebnisse und Wünsche Teilnahme suchten. Dennoch liebten sie Elisa von allen im ganzen Haus am meisten, ja Esthers Begeisterung für sie grenzte an Schwärmerei.

Elisa dünkte sich nicht erhaben über andere, sie wollte gern teilnehmen an dem, was sie erfüllte, aber beim besten Willen war sie nicht imstande, Gesprächen über Kleider, Belustigungen und kindischen Schwärmereien irgendwelchen Geschmack abzugewinnen. Sie war der rauhen Wirklichkeit des Lebens zu sehr Auge in Auge gestellt worden. Oft ließ sie sich mit den beiden Konfirmandinnen in ein Gespräch ein, doch fehlte ihr die Gabe, dies in fröhlicher Weise zu

tun. Die Mädchen waren gerührt und hörten ihr mit Bewunderung zu, aber Elisa fühlte, daß sie nicht verstanden wurde. Tante Cillas Erzählungen fanden mehr Anklang bei ihnen.

Wohl gaben Irene und Esther zuweilen auch ernsten Gedanken Raum. Als zum Beispiel die Zeit der Konfirmation und der ersten Abendmahlsfeier herannahte, fühlten sie die Bedeutung dieser Wendepunkte und suchten dafür nicht bei Tante Cilla, sondern bei Elisa Verständnis. Im Frühling fand die Konfirmation statt, dann verließ Esther Bro zu Irenes tiefem Kummer Elghyttan. In den Ferien kamen die Brüder nach Hause. So verging der Sommer in fröhlicher Unterhaltung.

Im Herbst, als sie wieder abgereist waren, wurde es umso öder. Eine unerklärliche Sehnsucht, Wehmut und Lust erfüllten das Herz der Sechzehnjährigen. Irene fand es unmöglich, sich wie Elisa der Tätigkeit daheim ganz hinzugeben, sie beehrte mehr. Für andere leben, das verstand sie nicht und sich selber zu leben, dazu hatte sie zu wenig Gelegenheit. Der Spiegel sagte ihr, daß ihr dunkles Haar einen hübschen Glanz hatte, daß ihre braunen Augen mit dem jugendlich schmachtenden Ausdruck allerliebste aussahen, und daß ihre Wangen die weiche Rundung der blühenden Jugend angenommen hatten. Leider war niemand da, der dies alles sehen und bewundern konnte. Bei Einladungen der Umgebung traf Irene lauter Menschen, die sie seit ihrer Kindheit gesehen hatte und sie nicht als erwachsen behandelten. Sie sehnte sich in die Welt hinaus, um etwas neues zu erleben.

Elisa verstand dieses Sehnen, denn es hatte eine Zeit gegeben, da es auch ihr im Vaterhaus zu eng werden wollte. Als sie aber zu der Überzeugung gekommen war, daß ihr die Pflicht gebot, daheim zu bleiben, fand sie sich mit den Verhältnissen ab. Sie stillte ihr Sehnen in dem Reich der Dichtung und der Geschichte; das konnte sie, ohne Elghyttan zu verlassen. Sie hatte Bücher aller Art und konnte sich so viele anschaffen, wie sie wollte. Sie las viel und dachte über vieles nach. In der letzten Zeit hatte sie, durch Sven Rise und Gustav Adolf beeinflußt, an ernsten Büchern Geschmack gefunden. Sie lernte edle, hohe Geister der Menschheit kennen, das Leben wurde ihr groß und weit, und sie versuchte das Gelesene in Taten umzusetzen.

Irenes Sinn stand nicht nach solchen Dingen; sie wollte in die verlockende Welt hinaus, sie wollte das Leben genießen. Über das

Leben nachdenken, das konnte sie nicht; und wenn sie es versuchte, wurden ihre Gedanken zu Träumen, die nur die Jugendlust noch steigerten und damit auch die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen, einförmigen Verhältnissen.

Elisa sah ein, daß ihr Schwesterlein hinaus mußte, um sich in der Welt umzusehen. Sie versuchte, den Vater und Tante Cilla zu ihrer Überzeugung zu bringen, aber das war unmöglich. Die beiden behaupteten, der einzig richtige Platz für ein junges Mädchen wäre das Elternhaus, bis sie selbst ein eigenes Heim bekäme. Alles was Reisen hieß, schien ihnen unbeschreiblich beschwerlich, es war ja nicht möglich, daß das jemand Vergnügen machen konnte, und eine Beschäftigung außerhalb des Elternhauses konnte nicht in Frage kommen.

Da traf eines Tages ein Brief von Esther Bro ein, der eine Einladung nach Upsala enthielt, am liebsten für mehrere Monate. Nichts hätte Irene willkommener sein können. Sie jubelte. Der Vater und Tante Cilla machten Einwendungen: Es würde auf Elghyttan zu leer und öde sein, und Irene könnte nicht allein reisen. Wenn sie auch nach Weihnachten mit den Brüdern zusammen nach Upsala gehen könnte, wer sollte sie wieder nach Hause bringen?

Der schwache Widerstand, der auch nicht recht Ernst gemeint war, wurde leicht besiegt. Die beiden Alten gaben nach, und Irene reiste ab. In der Stunde des Abschieds war ihr zwar ein wenig beklommen zumute, und sie vergoß viele Tränen; die versiegten aber bald. Glücklicherweise in Upsala angekommen, wartete ihrer so viel Unterhaltung, daß ihr zum Heimweh keine Zeit blieb.

Eine Person erwähnte sie oft und bald bildete dieser den Hauptinhalt ihrer Briefe: Esthers Bruder Helmer. Elisa bemerkte dies mit einer gewissen Unruhe, Irene war ja noch ein Kind. Sie beruhigte sich aber mit dem Gedanken, daß der Auserkorene ihrer Schwester Gustav Adolfs Freund war; er konnte nicht mit dem Kind spielen. Und Gustav Adolf war in der Nähe; er wachte ganz gewiß über seine kleine schwärmerische Schwester.

Eines Tages im Frühling betrat Elisa die Stube ihres Vaters. Ihre Miene war vielsagend. „Ich habe einen Brief von Irene bekommen, der dich erfreuen wird“, sagte sie.

„Was steht darin?“

„Ich werde den Brief vorlesen.“

„Nein, nein, sage mir erst die Neuigkeit“, sagte der Major eifrig, denn er merkte, daß der Brief etwas Besonderes enthielt.

„Irene hat sich verlobt“, berichtete Elisa.

„Was sagst du? Das Kind hat sich verlobt? Mit wem? Gib den Brief her, laß mich sehen. O du liebe Zeit, so ein Bräutchen!“ Er nahm den Brief und laß ihn halblaut, immer seine eigenen Bemerkungen dazwischen streuend. – „Helmer Bro. Er ist der edelste, schönste und beste Mann in der Welt – Schäm dich, du vergifst deinen Vater. – Ich habe ihn vom ersten Augenblick an geliebt. – Echtes Feuer das! Ja, ja, sie ist die Tochter ihres Vaters, das merkt man gleich. Ich habe mich auch Knall und Fall in deine Mutter verliebt, als ich sie zum ersten Mal sah, es war an einem Abend beim Oberlandrichter Skalm. Das ist jetzt wohl an die hundert Jahre her.“ Und der Major trocknete sich die Augen. Er vergoß immer eine Träne, wenn er von seiner verstorbenen Frau sprach. – „Mir ist, als finge ich erst jetzt an zu leben, so hieß es weiter in dem Brief. Du hast keine Ahnung davon, was es heißt verlobt zu sein. Elisa, ich gönnte Dir ein solches Glück. Vielleicht wird es auch dir einmal zuteil; wer kann's wissen, aber natürlich, einen solchen Bräutigam wie Helmer bekommst Du niemals; es gibt nicht zwei solche wie ihn – Na, aber so was! Das Mädels ist ja rein aus dem Häuschen, sie tut ja ganz gönnerhaft gegen dich, Elisa. Was sagst du dazu? – Wir möchten beide unsere Verlobung bald veröffentlichen. Ich habe Helmer gebeten, im Frühling nach Elghyttan zu kommen und dann kann das geschehen; die Verlobung muß ja doch im Elternhaus der Braut gefeiert werden. Aber Du mußt mir versprechen, recht freundlich und gut gegen ihn zu sein, Elisa, und ihm das beste Gastzimmer zu geben. Nun, ich komme ja selbst nach Hause und helfe Dir alles ordnen. – Selbst! Was sagst du denn nur dazu? Sie dünkt sich ja sehr wichtig, wie es scheint. Wollen wir gegen ihn gut sein, wie?“

„Wie könnten wir anders gegen Irenes Bräutigam und Gustavs Freund sein?“ erwidert Elisa lachend.

„Du hast recht, wie immer. Aber sage mir eins, Schatz, findest du

nicht, die Kleine hätte ein Wort von mir und meiner Einwilligung fallen lassen können?“ Der Major blickte nachdenklich vor sich hin, als dieser Gedanke ihm in den Sinn kam. Es war schließlich doch ein wenig kränkend für einen Vater, bei einer solchen Angelegenheit nicht in Betracht gezogen zu werden.

Elisa fühlte das. Liebevoll schlang sie den Arm um seinen Hals und wendete den Brief um, den sie in der Hand hielt. „Du hast den Schluß noch nicht gelesen, Papa“, sagte sie.

Der Major ließ die Nachschrift des Briefes. – „Du sollst natürlich Papa den Brief zu lesen geben, ich komme nicht dazu, ihm jetzt zu schreiben, ich umarme ihn aber in Gedanken.“ – Der Major war gerührt. Er verlangte nicht viel. Ihm genügte der geringste Ausdruck der Zärtlichkeit seiner Kinder. Vielleicht fühlte er, daß er seine Vaterwürde zu wenig behauptet hatte, um Rücksicht auf sie fordern zu können. „Möchte sie glücklich werden!“ sagte er. „Ich will den Jungen aber doch sehen, ehe die Verlobung veröffentlicht wird.“

Elisa war von der Bescheidenheit dieses Wunsches gerührt, und das verlieh ihrem Brief an Irene einen Zusatz von Ernst, der das Dämchen in hohem Grade erzürnte.

„Denke nur, was Elisa schreibt“, rief sie unwillig, als sie, neben ihrem Bräutigam sitzend, Elisas Brief las. „Sie sagt, ich dürfte meine Verlobung nicht als abgemacht ansehen, ehe Papa seine Zustimmung gegeben hätte. Als ob die Liebe je auf Zustimmung wartete. Man sieht, Elisa hat nie geliebt.“

Helmer Bro lächelte und versuchte, Irene zu beruhigen. Auch ihm behagten Elisas Worte nicht, so sagte er, aber er müßte ihr doch recht geben.

„Recht?“ rief Irene erstaunt.

„Jawohl. Denn so lange du nicht mündig bist, darfst du ohne die Zustimmung deines Vaters nicht heiraten.“

Irene sann einige Augenblicke nach, dann fing es um ihre Mundwinkel an verräterisch zu zucken. „Warum in aller Welt sollte Papa denn seine Zustimmung nicht geben?“ rief sie.

„Will er sie nicht geben?“ fragte Helmer ungläubig.

„Da sieh selbst. Was weiß ich. Ich begreife Elisa nicht, sie muß eifersüchtig sein.“ Irene reichte Helmer den Brief der Schwester.

„Aber hier steht ja kein Wort von verweigern“, sagte er, als er den Brief gelesen hatte. „Wie du aus diesen warmherzigen Zeilen Neid herauslesen kannst, begreife ich nicht. Selten habe ich einen so ansprechenden und feinen Brief gelesen. Er flößt mir wirklich Verehrung für deine Schwester ein.“

Irene ließ sich gern trösten. „Ja, Elisa ist sehr gut und lieb“, gab sie zu, „nur mitunter zu ernst und streng.“

„Es wird mir schwer zu glauben, daß sie nie geliebt hat“, begann Helmer wieder, „sie würde dann kaum so verständnisvoll haben schreiben können, wie sie es getan hat.“

„Ja, sie hat in ihrer Weise geliebt, den Kandidaten Rise, der bei uns starb. Aber er war ja so krank, daß sie nie daran denken konnte, ihn zu heiraten; sie war auch nie mit ihm verlobt.“

Irene sprach das Wort „verlobt“ mit einem wichtigen Tonfall aus, der Helmer belustigte und ihn erkennen ließ, daß seine Liebe sie in ihren eigenen Augen bedeutend erhöht hatte.

Zur Mitsommerzeit kam Helmer Bro nach Elghyttan. Irene war einige Wochen früher nach Hause gereist und hatte Elisa alles für ihn ordnen helfen, oder richtiger, Elisa hatte ihr helfen dürfen. Die Veröffentlichung der Verlobung fand am Abend vor Johannis statt. Irene fühlte sich sehr wichtig. Der glatte Goldreif am vierten Finger der linken Hand erhob sie sichtlich zur Hauptperson. Am Abend wollte sie durchaus auf die Wiese gehen, wo die Dorfjugend um den Maienbaum tanzte. Ihr Bräutigam und Thorwald begleiteten sie willig, und auch bei den anderen bedurfte es nicht vieler Überredung.

Elisa kam etwas später. Sie blieb einige Augenblicke auf der Anhöhe oberhalb der Wiese stehen und sah dem Reigentanz zu. Das Mitsommerfest hatte soeben erst begonnen. Die Sonne stand noch hoch, sie hatte es nicht eilig und schien zu überlegen, ob sie überhaupt hinuntergehen wollte.

„Elisa, warum kommst du nicht auch? Beeile dich doch“, rief Irene.

Elisa hatte nicht beabsichtigt, am Tanz teilzunehmen; sie fühlte sich zu alt und zu ernst dazu. Aber die Luft und die Menschen um sie her atmeten helle Lebenslust, und die Freude der Jugend um den Maienbaum zog sie an. Der Vater, Tante Cilla, Gustav Adolf und einige andere bildeten eine Gruppe von Zuschauern; sie erwarteten, daß Elisa sich ihnen anschließen würde. Sie schüttelte lachend den Kopf und schloß sich dem Reigen an.

Den Tanzenden war es, als feierten sie einen unerwarteten Triumph, und die beiden im Kreis, denen sie die Hände reichte, strahlten vor Stolz und Freude. Auf Elghyttan war niemand so allgemein beliebt wie Fräulein Elisa. Der Reigentanz gab ihrer Wange eine tiefere Farbe und ihren Augen einen höheren Glanz. Dabei kam es ihr so sonderbar vor, daß die Jugendlust auch sie ergriffen hatte; aber die Hoheit ihres Wesens verließ sie doch nicht, während sie wie ein Kind spielte.

Auf dem Weg, der am Waldrand hinführte, kamen zwei Reiter in Sicht. Sie hielten ihre Pferde an und sahen mit lebhaftem Vergnügen dem Tanz zu.

„Wer ist sie?“ fragte der eine plötzlich.

„Elisa Gyllenborg, die Königin von Elghyttan“, erwiderte der andere, „ich vermute, daß du die meinst, nach anderen fragt man nicht.“

„Aber der Major ist ja Witwer, sagtest du.“

„Nun, das hindert doch nicht, daß er eine Tochter haben kann“, erwiderte lachend der andere.

„Und sie ist unverheiratet? Wie ist das möglich?“

„Ich kann es mir und dir nur dadurch erklären, daß sie kalt ist wie Eis, denn jeder Mann der ganzen Gegend hat seine Zeit der Schwärmerie für sie gehabt, aber vergeblich.“

„Du auch?“

„Natürlich. Und ich war übel daran, das kannst du mir glauben. Ein Glück, daß meine kleine Therese sich über mich erbarmt und die

Herzenswunde geheilt hat. Wollen wir hingehen und die Familie begrüßen? Hier auf Elghyttan herrscht keine Förmlichkeit.“

„Wagst du es – Thereses wegen?“

„Für mich ist die Gefahr vorüber, für dich ist es schlimmer. Wagst du es?“

„Was habe ich zu verlieren?“ fragte der andere achselzuckend zurück.

Der Major hieß sie mit der ihm eigenen liebenswürdigen Herzlichkeit willkommen. Nur der eine der beiden Herren, der Eisenwerksbesitzer Hansson vom Bergsjöer Eisenwerk, das nördlich von dem meilenlangen Hanebyer Wald lag, war ihm bekannt.

Der Eisenwerksbesitzer stellte seinen Freund vor: „Doktor Hessel, der gegenwärtig bei mir zu Besuch ist.“ Als Elísa bemerkte, daß Gäste angekommen waren, verließ sie den Reigen, um sie zu begrüßen.

Irene folgte ihr, entzückt und stolz, ihren Goldreif und ihren Bräutigam zeigen zu können. Sie war noch ganz Kind und erwartete, die Herren würden beide ihr Erstaunen laut werden lassen; der Eisenwerksbesitzer, der jahrelang ein Freund und Nachbar der Familie gewesen war, befriedigte auch ihre Erwartungen in dieser Beziehung; es war ihm vor heute nicht bewußt geworden, daß Irene erwachsen war. Doktor Hessel beglückwünschte sie mit der Gleichgültigkeit eines Fremden.

Elghyttan war ein gastfreies Haus, es wurden keine Umstände gemacht. Man nahm als ganz selbstverständlich an, daß die beiden Herren zum Abendessen blieben und mit der Familie Irenes Verlobung feierten. So verließ man bald den Tanzplatz und begab sich in Gruppen nach dem Herrenhaus. Irene und Helmer gingen Arm in Arm und blieben natürlich etwas zurück. Sie gesellten sich erst auf der Terrasse zu den anderen, als gemeldet wurde, daß das Abendessen aufgetragen wäre.

„Du siehst heute Abend so ernst aus, hoffentlich bereust du deinen Schritt nicht“, sagte Gustav Adolf scherzend und klopfte Helmer nach dem Mahl auf die Schulter.

„Bereuen? Nein“, sagte Helmer, „aber ich fühle die Verantwortung.“

„Die Verantwortung?“

„Ja, Irene ist ein Kind und sieht viel zu sehr zu mir empor. Werde ich sie richtig leiten können?“

„Sie liebt dich, und sie ist leicht zu lenken“, beruhigte ihn Gustav Adolf.

Aber gerade das war es, was Helmer Bro beunruhigte. Er verstand seine Gefühle nicht, als er den Saal betrat und Irene ihm entgegeneilte. Ihr Gesicht strahlte, als sie seiner ansichtig wurde, als hätte sie ihn gesucht und vermißt in den zwei Minuten, in denen er zurückgeblieben war. Er hätte sie fragen mögen, warum sie gerade heute so froh war; sie gehörten sich ja schon vorher ebenso an. Aber sie schien besonders Wert darauf zu legen, daß sie jetzt in den Augen aller zusammengehörten. Daß ihn dieser Zustand beklommen machte, begriff er selbst nicht.

Elisa ging an ihnen vorüber und machte im Vorbeigehen eine freundliche Bemerkung. Sie war froh, daß sie den Bräutigam ihrer Schwester so gern haben konnte und zeigte ihr Wohlgefallen an ihm unverhohlen, da sie sah, daß das ebenso ihn wie Irene erfreute. Ihre Worte und Blicke bewirkten eine wohltuende Veränderung in Helmers Stimmung. Er blickte zärtlich auf Irene und gelobte sich, sie so glücklich zu machen, wie Elisa es von ihm zu erwarten schien.

„So, jetzt müssen wir wohl daran denken, nach Hause zurückzukehren, Hessel“, sagte der Eisenwerksbesitzer Hansson. „Die Sonne hält uns heute abend zum besten; wir dürfen uns nicht nach ihr richten.“ Die beiden Herren verabschiedeten sich und schlugen einen Richtweg durch den Hanebyer Wald ein.

Es lag ein seltsamer Zauber über allem. In der Ferne hörte man eine Drossel schlagen und in der Nähe eine andere antworten; sie verfaßen wohl in der Helligkeit der Nacht, die Köpfechen unter die Flügel zu stecken. Wo die Bäume dicht beieinander standen, war es düster, doch ließen sich alle Gegenstände unterscheiden, nahmen aber im Halbdunkel phantastische Umrisse an und erschienen den beiden als etwas anderes, als was sie waren. In den Lichtungen hätte

man lesen können, so hell war es dort, selbst die Luft schien zu leuchten, das Licht warf keinen Schatten.

Doktor Hessel hielt sein Pferd an. „Laß uns hier ein wenig rasten und den Stimmen lauschen“, sagte er.

Dem Eisenwerksbesitzer ging der Sinn für die Natur ab, er betrachtete seinen Freund verstohlen und sagte: „Soll ich glauben, daß du auf Elghyttan etwas verloren hast?“

„Ich meinte, ich hätte nichts zu verlieren, aber jetzt bin ich andern Sinnes geworden“, erwiderte der Doktor und ließ sein Pferd weitergehen.

„Hessel“, sagte der Eisenwerksbesitzer nach einer Weile, „du bleibst doch lange bei uns? Sowohl meine Frau als ich wünschen das. Du gehörst zu den Menschen, in deren Gesellschaft man sich wohlfühlt.“

„Ich danke dir. Auch ich fühle mich bei euch wohl, wie lange ich aber bleibe, ist ungewiß. Ich bin eine ruhelose Seele.“

„Um so mehr brauchst du Ballast und Anker.“

„Hu, verschone mich“, rief der Doktor.

Der Eisenwerksbesitzer lachte. „Wie gefällt dir die Familie auf Elghyttan? Findest du sie nicht liebenswürdig?“

„In hohem Grade sogar. Der eine Sohn ist verreist, sagtest du. Ist das der Pietist?“

„Auf Christian Gyllenborg paßt diese Bezeichnung entschieden nicht“, erwiderte lachend der Eisenwerksbesitzer. „Der Pietist ist zu Hause; das war der, mit dem du so prächtig zurechtkamst.“

„Du meinst doch nicht den kecken, prächtigen Burschen?“

„Denselben.“

„Und ich glaubte Menschenkenner zu sein“, sagte der Doktor Hessel verblüfft. „Ich hätte darauf schwören mögen, daß dieser Gustav Adolf die Ehrlichkeit in Person ist.“

„Das ist er auch, davon bin ich fest überzeugt“, sagte der Eisenwerksbesitzer.

„Ich hätte nicht übel Lust, ihn näher kennen zu lernen. Ein ehrlicher Pietist ist eine Seltenheit.“

„Es gibt zwei solche Seltenheiten auf Elghyttan, an denen du deinen Scharfsinn erproben kannst. Elisa scheint sich ihren Bruder als nachahmungswertes Vorbild genommen zu haben.“

„Sie?“ fragte der Doktor Hessel gedankenvoll und berührte mit der Reitgerte das Ohr seines Pferdes, so daß dieses den Kopf ungeduldig zurückwarf. Das Rasseln des Geschirrs unterbrach für einen Augenblick die träumerische Stille. „Auch sie möchte ich näher kennenlernen.“

„Nimm dich in acht, das Studium könnte deiner Ruhe gefährlich werden.“

„Meiner Ruhe! Die ist doch nicht groß“, erwiderte der Doktor mit kurzem Auflachen, fügte aber dann in demselben gedankvollen Ton wie vorher hinzu: „Wenn sie das ist, was sie zu sein scheint, dann könnte man nur gewinnen, wenn man alles eigene ihretwegen verlöre.“

„Sprich deutlicher, wenn du willst, daß ich dich verstehen soll; ich bin schwerfällig im Begreifen, weißt du.“

„Ob du mich verstehst oder nicht, ist einerlei“, erwiderte Doktor Hessel, blickte zum leuchtenden Nachthimmel auf und pfiß eine lustige Melodie, die weder zu der Stimmung in der Natur noch zu den Gefühlen paßte, die sich ihm soeben aufgedrängt hatten. Er fühlte den Mißton, aber seinem Trotz war er Genuß. Plötzlich unterbrach er sich und lachte laut auf.

„Was gibt's denn nun?“ fragte Hansson und lachte ebenfalls, ohne zu wissen, worüber. Er war kein Stimmungsmensch und hatte keine Nerven, die durch einen Mißlaut verletzt werden konnten; aber er war jederzeit bereit, in ein herzhaftes Lachen einzustimmen.

„Mir fiel ein Gedicht ein, das ich einmal gelesen habe. Es war herrlich. Wenn der Zufall jemand im rechten Augenblick eine Frau in

den Weg führt, muß diese dem Mann Liebe entgegenbringen, mag sie noch so edel und er noch so unwürdig sein.“

Der Eisenwerksbesitzer lachte. Diesmal verstand er seinen Freund. „Der Zufall gebe, daß die rechte Zeit für Elisa gekommen ist“, sagte er und gab dem Doktor einen leichten freundschaftlichen Schlag mit der Reitgerte.

„Der Zufall!“ wiederholte der Doktor Hessel, nun wieder gedankenvoll und ernst. Seine Stimmung war heute sehr wechselnd. „Elisa scheint sich durch höhere Mächte als durch den Zufall führen zu lassen.“

„Sie glaubt, daß Gott sie führt“, bemerkte der Eisenwerksbesitzer.

„In ihrer Nähe wird man versucht, es zu glauben“, sagte der Doktor. „Wenn dem so ist, tue ich am besten, mich von ihr fernzuhalten. Von dem blinden Zufall könnte ich mir etwas erhoffen, aber von Gott –“

„Hoffe alles von der Liebe. Frauen lieben stets die schlechten Kerle, sagt der Franzose; da hast du bei deiner Schönen also die besten Aussichten.“

„Besten Dank für die Schmeichelei“, sagte Doktor Hessel lachend. „Nur zu gern möchte ich der Gegenstand ihrer Bekehrungsversuche sein, vorausgesetzt, daß sie ihr nicht gelingen.“

In der nun folgenden Zeit wurden zu Ehren des Brautpaares viele Gesellschaften in der Nachbarschaft gegeben. Für Irene war es ein unbeschreiblicher Genuß, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Gewohnt, wie ein Kind behandelt und durch Elisa in den Schatten gestellt zu werden, wurde ihr fast schwindelig, sich so plötzlich im Vordergrund zu sehen, aber sie hielt auf ihre neue Würde und war um deren Erhaltung besorgt. In ihrem Verkehr mit Elisa trug sie etwas Überlegenes und Beschützendes zur Schau, was überaus komisch wirkte.

Eines Tages ging es zur Mittagsgesellschaft zum Probst. Irene stand in dem Hausflur auf Elghytan, als Helmer ihr den Mantel um die Schultern legte. Währenddessen kam Elisa mit dem Major die Trep-

pe herab und blieb stehen, um ein Stäubchen vom Rockkragen des Vaters wegzubürsten.

„Findest du nicht auch, daß dies blaugraue Kleid Elisa steht? Sie sieht altnordisch darin aus“, bemerkte Irene.

Ihr Bräutigam gab keine Antwort, vergaß aber, ihre Hand zärtlich zu drücken, nachdem er sie in den Mantel gehüllt hatte. Aus ihrem erstaunten Blick ersah er, daß er etwas verkehrt gemacht hatte und versuchte den Mantel zurechtzurücken.

„Ich danke, es ist alles in Ordnung“, erwiderte Irene kurz.

Helmer erinnerte sich nun, daß er ihre Bemerkung über Elisa unbeantwortet gelassen hatte und beeilte sich, das Versäumte nachzuholen. „Elisa ist immer schön, was sie auch anhat“, sagte er.

„Das möchte ich nicht behaupten“, erwiderte Irene. „Im allgemeinen versteht sie es nicht, sich vorteilhaft zu kleiden. Ich bin froh, daß sie das heute getan hat, denn auch Doktor Hessel wird sicher in der Gesellschaft sein.“

„Doktor Hessel?“ wiederholte Helmer.

„Ja; hast du denn nicht bemerkt, wie sehr er von Elisa eingenommen ist? Es wäre so hübsch, wenn sie sich ebenfalls verlobten. Ich halte eine Verbindung mit dem Doktor für sehr passend für sie.“

„Ich durchaus nicht“, erklärte Helmer mit Nachdruck.

„Wovon ist die Rede?“ fragte Elisa, die jetzt herzutrat.

Helmer wollte ihr den Mantel umhängen, Gustav Adolf kam ihm aber zuvor.

„Wir sprachen von Doktor Hessel“, erwiderte Irene.

„Er ist ein prächtiger Mensch“, erklärte der Major. „Er darf so oft hierher kommen wie er will.“

„Dann würde er sicher alle Tage kommen“, fiel Irene lachend ein.

„Das wäre mir gerade recht“, sagte der Major. „Ich habe mich in der letzten Zeit oft recht elend gefühlt und hätte darum einen Leibarzt sehr nötig. Ich möchte wissen, ob er das werden wollte?“

„Es wäre wohl nicht ganz passend, ihm das vorzuschlagen“, sagte Gustav Adolf.

„Warum nicht?“ fragte Irene mit übermütigem Lachen. „Wenn du es Elisas wegen unpassend findest, dann kann ich ja Anstandsdame sein.“

„Du Guck-in-die-Welt!“ sagte Gustav Adolf und gab ihr einen leichten Nasenstüber.

„Ich genüge wohl als Anstandsdame“, fiel Tante Cilla ein; ihr war die Aussicht, einem Arzt alle Tage ihre Leiden anvertrauen zu können, besonders verlockend.

„Nein, du bist auch unverheiratet, Tante, und brauchtest selbst eine Anstandsdame; die kann nur ich sein“, erwiderte Irene munter und wichtig zugleich.

„Sagt im Ernst, könnten sich meine Gedanken in dieser Sache nicht verwirklichen lassen?“ fragte der Major. „Weiß jemand von euch, wo er zu Hause ist, und wo er seine Praxis hat?“

„Überall und nirgends“, erwiderte Gustav Adolf. „Er hat mir neulich Abend etwas von seinen wechselnden Lebensverhältnissen anvertraut. Als Knabe ist er zur See geschickt worden, aber nach ein paar Jahren in einem amerikanischen Hafen davongelaufen. Dann arbeitete er als gewöhnlicher Arbeiter, bis ihn plötzlich die Lust ankam zu studieren. Er schrieb nun an seinen Vater, was er mehrere Jahre nicht getan hatte und bat ihn um Verzeihung und um Geld, um ein neues Leben beginnen zu können. Er erhielt beides und machte in unglaublich kurzer Zeit sein Abiturientenexamen. Dann studierte er Medizin und war eine Zeitlang praktischer Arzt, bis er das satt bekam und nach Schweden zurückkehrte. Sein Vater ist kürzlich gestorben und Hessel ist der alleinige Erbe. Er hat jetzt Zeit und Geld genug, zu tun, was ihm beliebt.“

„Das klingt sehr wenig empfehlenswert“, bemerkte Helmer Bro.

„Also ein amerikanischer Doktor“, sagte Tante Cilla gedehnt. Ihre Lust, ihm ihr kostbares Leben anzuvertrauen, hatte sich bedeutend verringert.

Der Major aber hielt mit Eifer an seinem Plan fest; denn dessen Verwirklichung schien ihm nach der Auskunft, die ihm zuteil geworden war, leicht. „Vortrefflich. Warum sollte er sich nicht dazu bestimmen lassen, sich als mein Hausarzt auf Elghyttan niederzulassen, da er weder ein eigenes Heim noch eine Anstellung hat?“

„Warum sagst du nichts zu dem neuen Plan, Elisa?“ fragte Irene.

„Es ist schon längst angespannt; wollen wir uns nicht auf den Weg machen?“ erwiderte Elisa. Sie hatte die ganze Zeit am Fenster gestanden und hinausgesehen. „Irene, hättest du für dies eine Mal etwas dagegen, mit Helmer, Papa und Tante Cilla in dem großen Wagen zu fahren und Gustav Adolf und mir den Einspanner zu überlassen?“

Sie sah Irene so freundlich bittend an, daß diese sich nach kurzem Zögern bereit erklärte, ihren Wunsch zu erfüllen. „Hoffen wir, daß bald ein anderer als dein Bruder dich fährt“, fügte sie hinzu.

„Was schwatzt das Kind?“ fragte scherzend der Major und kniff Irene ins Ohr. „Sei hübsch artig gegen deine Schwester. Die Königin von Elghyttan kann an jedem Finger einen bekommen, der nichts besseres wünscht, als sie im Einspanner zu fahren.“

„Laß die anderen vorausfahren, Gustav Adolf, dann brauchst du weniger auf das Pferd acht zu haben“, sagte Elisa, als sie einstieg.

„Du gedenkst also meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen?“ fragte er und fügte sich willig ihrer Bitte.

„Wir haben uns diesen Sommer so wenig gehabt; immer ist etwas dazwischengekommen“, sagte sie. „Ich glaube, wir haben noch nicht ein einziges Mal ein vertrauliches Gespräch miteinander gehabt.“

„Auch ich habe das vermißt“, stimmte er ihr bei. „Elisa, du bist so ernst. Fühlst du dich herabgestimmt?“

„Nicht eigentlich, mehr gedankenvoll.“

„Woran denkst du?“

„O, an vieles. Sprechen wir von Sven Rise.“

„Denkst du an ihn?“

„Nicht so viel wie ich möchte.“

„Ich könnte es verstehen, wenn Irenes Glück, das du vor Augen hast, deine Gedanken auf Rise lenkt und dich traurig macht.“

„Der Gedanke an ihn macht mich nie traurig, er bewirkt eher das Gegenteil, darum bemühe ich mich, ihn festzuhalten.“

„Das Andenken an einen solchen Freund ist viel wert“, sagte Gustav Adolf.

„Ich wünschte so sehr, den lebendigen Eindruck von seinem Tod immer bewahren zu können“, begann Elisa nach kurzem Schweigen. „War es uns nicht, als hätten wir damals an den offenen Toren des Himmels gestanden? Mein ganzes übriges Leben hätte ich dort zubringen mögen, statt wieder zu der armseligen Erde zurückkehren zu müssen.“

„Nur in großen Augenblicken unseres Lebens dürfen wir auf den Berg der Verklärung steigen und unaussprechliche Dinge sehen“, sagte Gustav Adolf, „unser Begehren, dort zu bleiben, wäre vermessen; wir sind zu einer dauernden Herrlichkeit noch nicht reif. Der heilige Hauch aber, der uns dort angeweht hat, soll uns als eine Kraft im Leben auf der armseligen Erde begleiten.“

„Aber die Kraft ermattet, wenn die Erinnerungen verblassen, und so vieles will sie verdrängen“, sagte Elisa wehmütig.

„Wir leben nicht von den Erinnerungen, sondern von der Gnade Gottes“, erwiderte er und fügte mit einem fragenden Blick hinzu: „Ist es etwas Besonderes, das dich drückt?“

Sie ließ den Blick über die Landschaft schweifen, die an dem heißen, staubigen Julitag einen wenig erquicklichen Anblick bot. „Ich erinnere mich eines Tages“, begann sie, „als ich an Sven Rises Sarg stand

und die starren Züge ansah, da war es mir, als vernähme ich eine Stimme in meinem Inneren, die mir zuflüsterte: Trachte danach, wie er, den irdischen Begierden und Sorgen abzusterben und immer mehr erfüllt zu werden von dem Verlangen nach himmlischen Freuden. Noch lange nach Sven Rises Tod war mein geistiges Verlangen weit stärker, als das irdische. Zu jener Zeit war ich glücklich, denn in dem ewigen Leben, das ja hienieden schon beginnt, finden wir volles Genügen. Jetzt hat aber leider die Erde und das Irdische angefangen, wieder Anziehungskraft für mich zu bekommen, und damit ist eine Unruhe und ein Unbefriedigtsein in mein Herz eingedrungen, gegen die ich umsonst kämpfe.“

„Du verlangst zu viel, Elisa, wenn du glaubst, auf der Erde leben zu können und allem Irdischen abgestorben zu sein; das ist unmöglich. Niemand hat es je gekonnt, viele Fanatiker haben den Versuch vergebens gemacht. Gott verlangt nicht Unnatürliches von uns; Er denkt daran, daß wir Staub sind.“

„Aber es steht geschrieben, wir sollen der Welt absterben und Gott leben.“

„Unser Leben soll ein Fortschreiten in dieser Richtung sein. Das Reifen vollzieht sich langsam. Der Anfang ist nicht die Vollendung. Du hast den Anfang gemacht, als du am Sarg Sven Rises einsahst, daß unser Verlangen nach himmlischen und nicht nach irdischen Dingen gerichtet sein soll, und nun gilt es, diese Erkenntnis ins Leben umzusetzen.“

„Wie gern möchte ich das! Sage, Gustav Adolf, warum kann ich es nicht?“

„Du bist Staub und die Schwachheit klebt dir an. Freue dich, daß dir das recht fühlbar wird; da bildest du dir nicht ein, frei zu sein; nichts ist gefährlicher und heilloser als geistlicher Hochmut. Ist es ein bestimmtes Verlangen, das dich beunruhigt? Das hast du mir noch nicht gesagt.“

„Ich kann es nicht in Worte fassen“, erwiderte sie zögernd, „aber es ist da, formlos eigentlich und doch stark genug, um das Trachten nach dem Himmlischen zu beeinträchtigen. Ich fühle mich irdisch gesinnt. Die Dinge dieser Welt fangen an, mir wichtig zu werden.“

Gustav Adolf war durch diese Antwort nicht klüger geworden. Es war ihm, als ob seine Schwester ihm auswiche. „Wenn es nichts Unrechtes ist, dem du dich hingibst, brauchst du keine Unruhe zu empfinden“, sagte er. „Hüte dich nur vor ungesunder Gefühlschwärmerei.“

Elisa schwieg; teils fühlte sie sich getroffen; teils unverstanden. Gustav Adolf sah klar und brauchte nie zu grübeln, was recht oder unrecht war. Groß veranlagt und doch einfach, kam er leicht mit sich ins Reine und verlor sich selten in trübe Stimmungen und unklare Empfindungen. Anders Elisa. Es wurde ihr nicht leicht zu unterscheiden, ob das, was sich in ihr regte, Sünde war oder nicht.

„Was sagst du zu Papas Plan, Doktor Hessel als Hausarzt anzunehmen?“ fragte Gustav Adolf nach einer Weile.

„Ich hoffe, es wird nichts daraus“, erwiderte sie.

„Magst du ihn nicht?“

„Er ist sehr unterhaltend, aber ich möchte nicht täglich in seiner Gesellschaft sein.“

„Das hättest du Papa sagen sollen; gegen deinen Willen tut er nichts.“

„Gerade weil ich das weiß, habe ich geschwiegen. Ich möchte seinem Vergnügen nicht im Wege stehen, wenn keine Notwendigkeit vorliegt.“

„Die scheint mir aber in diesem Fall vorzuliegen“, sagte Gustav Adolf, dessen ritterlicher Sinn erwachte. „Ich werde mit Papa sprechen, ehe er Doktor Hessel etwas sagt.“

„Weißt du, er scheint mir zu etwas Edlem bestimmt zu sein, das er nicht geworden ist“, sagte Elisa.

„Wer?“

„Doktor Hessel.“

„Mag sein, daran habe ich noch nicht gedacht. Aber natürlich, das ist er. Alle Menschen sind dazu bestimmt, Gottes Kinder zu sein, und das ist das Edelste, was man werden kann“, sagte Gustav Adolf.

Elisa lächelte. „Du gehst immer gleich auf die Hauptsache los“, sagte sie. „Du siehst die ganze Menschheit nur in zwei Farben und hast keine Augen für die vielen Abstufungen.“

„O doch“, sagte er; die Behauptung schien eine Anklage zu enthalten.

„Nein, das hast du nicht“, fuhr sie fort. „Ich könnte die Warnung, die du mir vorhin gabst oder eine ähnliche auf dich anwenden. Bist du nicht ein wenig zu einseitig in geistlichen Dingen? Du kümmerst dich nur um den Menschen im Verhältnis zu Gott, für das rein Menschliche hast du wenig Blick. Es gibt ja so vieles, das an sich weder gut noch böse ist, wie zum Beispiel Verstand, Geschmack, Begabung, Aussehen und dergleichen mehr. Dies alles gehört doch auch zum Leben und macht es inhaltsreich.“

„Lenkt denn der Blick auf alle diese Dinge die Gedanken ab von Gott und der Ewigkeit?“

„Nein, ich meine, er wird mich in die Ewigkeit hinein begleiten. Oder was meinst du?“

„Ja, der Blick auf das Unsterbliche im Menschen.“

„Kannst du die Grenze bestimmen zwischen dem Sterblichen und dem Unsterblichen? Selbst unser lebloser Staub soll ja neu erstehen.“

„Ja, das ist wahr. Es ist etwas Großes, Mensch zu sein“, sagte Gustav Adolf nachdenklich.

„Wenn man so den Menschen wert achtet, dann achtet man alles an ihm; dann ist es schwer zu entscheiden, was groß und was klein ist. In einem unbewachten Augenblick kann der Mensch durch eine ganz geringfügige Handlung seinen wahren Charakter deutlicher verraten, als durch eine große Tat, die von vielen gesehen und bewundert wird. Ich finde es sehr unterhaltend, die Menschen im kleinen zu beobachten.“ Sie schien ganz begeistert.

Er lächelte schelmisch. „Ist es ein bestimmter einzelner, den du augenblicklich beobachtest?“ fragte er.

„Ich versuche, alle zu verstehen, mit denen ich in Berührung komme“, erwiderte sie ahnungslos.

„Hüte dich, daß sich nicht dein Gefühl in das Studium einschleicht; es führt leicht irre.“

„Ohne Gefühl erscheinen uns die Menschen wie Holzpuppen.“

Er lachte und mußte ihr recht geben. Die beiden Geschwister hatten sich so gut unterhalten, daß es sie überraschte, als der Einspanner vor dem Pfarrhaus hielt.

Elisa erhielt Doktor Hessel zum Tischnachbarn. Das hatte sich schon öfter so getroffen und war ihr nicht unangenehm. Sie wollte ja ins Klare kommen, was in dem Mann steckte, aber das war nicht leicht. Nach dem Essen wurde musiziert. Die älteste Tochter des Hauses spielte, und einer der jungen Beamten des Bergsjöer Eisenwerks sang.

„Wie gefällt Ihnen der Gesang des Herrn Salmson, Fräulein Gyllenborg?“ fragte Doktor Hessel Elisa.

„Er hat eine schöne Stimme“, erwiderte sie.

„Aber es fehlt ihm etwas. Er reißt einen nicht mit sich fort. Seine Stimme ist geschult, und er singt gut —“

„Ja, er singt gut, — aber was eingelernt ist, ergreift nie“, sagte Elisa. „Er wird zu wenig erlebt haben, um andere durch seinen Gesang mit sich fortzureißen.“

„Der Ärmste“, sagte Doktor Hessel und betrachtete den jungen Mann halb spöttisch, halb mitleidig.

Der Singende hatte offenbar sein Bestes getan und war mit dem Erfolg sehr zufrieden. Als der Hausherr Doktor Hessel zu singen bat, willigte er ganz gegen seine Gewohnheit sogleich ein und als er aufhörte, herrschte im Saal lautlose Stille. Er warf einen raschen Blick auf Elisa. Die saß regungslos da und sah ihn an, ohne daß sie

das selbst zu wissen schien. Dadurch ermutigt, sang er noch ein paar Lieder und stand dann trotz höflicher Widersprüche vom Klavier auf. Die Tochter des Hauses nahm seinen Platz ein, und ihr fiel die undankbare Aufgabe zu, die Unterhaltung zu begleiten.

„Habe ich gut gesungen?“ fragte Doktor Hessel, als er wieder seinen Platz neben Elisa einnahm.

„Daran habe ich nicht gedacht“, erwiderte sie der Wahrheit gemäß.

„Haben Sie aus meinem Gesang herausgehört, ob ich etwas erlebt habe?“

„Nur zu viel“, entschlüpfte es ihr.

Er lächelte; es belustigte ihn zu sehen, wie sehr sein Gesang sie ergriffen hatte. Sie warf ihm einen scheuen Blick zu; er war ein gefährlicher Mensch. Das trotzig Leidenschaftliche seines Vortrags hatte Saiten in ihrem Inneren berührt, die bisher nicht geklungen hatten, und der Klang erschreckte sie. Er ahnte den Eindruck, den er gemacht hatte und war stolz darauf.

Elisa sah durch die offene Tür der Veranda; ihr Blick fiel auf die nahe Kirche. In deren Nähe war ein Grab, zu dem ihre Gedanken hilfesuchend ihre Zuflucht nahmen. Sie erinnerte sich an Sven Rises Gebet; es war, als fühlte sie seine Hand auf ihrem Kopf und als hörte sie die Worte; „Christus ganz angehören; zum Segen werden.“ Sein Gebet hatte ihr Herz ruhig und still gemacht, dieser Gesang aber hatte die in ihr schlummernden Leidenschaften erregt. Tiefe Wehmut beschlich sie, als sie ihre Empfänglichkeit erkannte für Eindrücke, die so gar nicht himmlischer Art waren.

„Kann man zuviel erleben?“ fragte Doktor Hessel neben ihr.

„Wenn man sich an Dinge hängt, durch die man schlechter wird“, erwiderte sie, mehr an sich, als an ihn denkend.

„An welche zum Beispiel?“ fragte er mit unschuldiger Miene und überlegte dabei, wie weit er wohl gehen dürfte.

„An solche, die uns von Gott trennen und darum Sünde sind“, erwi-

derte sie, sich fortgesetzt mit den Regungen ihrer eigenen Seele beschäftigend.

Er konnte das ja nicht wissen, darum traf ihn das Wort Sünde wie ein Schlag ins Gesicht. Es schien ihm reichlich stark, daß sie es wagte, ihm seine Sünden vorzuhalten. „Was ist Sünde?“ fragte er achselzuckend, wartete ihre Antwort aber nicht ab, sondern wandte sich mit einer Bemerkung an Herrn Salmson, der soeben vorbeiging. Der Angeredete blieb stehen, und gleich darauf verließ Doktor Hessel ihn und Elisa. Er ging im Saal umher und belustigte sich damit, seinen Witz bald an diesem, bald an jenem auszulassen. Endlich trat er auf die Veranda, um sich und seine schlechte Laune in dem entlegendsten Winkel zu verbergen. Hier lehnte er sich über das Geländer und verfolgte unverwandt die Arbeit der Ameisen im Sand, ohne eigentlich zu wissen, was er sah.

„Herr Doktor!“

Hastig fuhr er herum. Elisa stand neben ihm; deutlicher als Worte das vermocht hätten, drückten ihre Augen eine Abbitte aus. „Ich habe mir Gedanken darum gemacht, daß Sie mich vorhin haben mißverstehen können“, sagte sie. „Sie mußten annehmen, daß ich bei meiner Antwort an Sie dachte.“

„An wen sollten Sie wohl sonst gedacht haben?“

„An mich selbst natürlich.“

„Welche Sünde könnten Sie begangen haben?“

„Ich habe im allgemeinen gesprochen. Wie konnten Sie glauben, daß ich mir erlauben würde, über Sie zu urteilen, da ich Sie doch so wenig kenne!“ Sie errötete bei dem bloßen Gedanken an einen solchen Fehler, und es peinigte sie augenscheinlich sehr, daß er sie auch nur einen Augenblick dessen für fähig gehalten hatte.

„Sagen Sie mir die bittersten Wahrheiten oder Unwahrheiten, aber nennen Sie mich nicht einen Fremden.“

Bei diesen seinen Worten zog sie sich ein wenig zurück und wandte den Blick von ihm weg. Dann aber sah sie ihm offen ins Gesicht

und sagte mit freundlichem Lächeln: „Nun, dann lassen Sie uns Freunde sein.“ Warum sollte sie sich von ihm abwenden, da sie sich zu ihm hingezogen fühlte? Sie wollte sich nicht durch kleinliches Gerede beeinflussen lassen. Wie es eine geistige Liebe gab – eine solche hatte sie ja erfahren – so gab es sicher auch eine solche Freundschaft. Eine offene Annäherung war mehr nach ihrem Geschmack als Versteck spielen, und offene Freundschaft schloß eine verborgene Zuneigung aus.

Hessel fühlte sich von ihrer Persönlichkeit so mächtig beeinflusst, daß ihm in diesem Augenblick zumute war, als wäre er schon ein besserer Mensch geworden. Er beugte sich vor dem echt Weiblichen.

Auf der Rückfahrt erhielt Irene den Einspänner für sich und Helmer; Elisa war heute Abend zu keinem vertraulichen Gespräch mehr aufgelegt, nicht einmal mit Gustav Adolf. Als man am Kirchhof vorüberfuhr, beugte sie sich aus dem Wagen. Ihr Blick suchte das steinerne Kreuz auf Sven Rises Grab. Sie saß die ganze Zeit schweigend. Wenn sie angeredet wurde, bemerkte man, daß sie dem Gespräch nicht gefolgt war.

„Wie lange er ausbleibt!“ klagte Irene an einem Sonnabend abend, indem sie langsam über den Rasenplatz im Garten ging, wo Elisa die Wege harkte.

„Geh ihnen doch entgegen“, riet Elisa.

„Ich weiß ja nicht, von welcher Seite sie kommen; ich bin schon ein Stück die Wiese hinaufgegangen bis zum ersten Wasserfall, aber sie waren nicht zu sehen“, sagte Irene weinerlich. Sie nahm ein Maßliebchen, zupfte Blatt für Blatt heraus und wiederholte ja und nein, bis das Blümchen zerpfückt war. Die Antwort mußte nicht nach Wunsch ausgefallen sein, denn sie warf die Überreste ärgerlich weg und pflückte ein anderes. Aber auch das machte ihre Hoffnungen zuschanden. „Glaubst du an Maßliebchen?“ fragte sie.

„Als Orakel? Nein. Du?“

„Nicht eigentlich, aber es verstimmt mich, wenn sie mit nein schließen.“

„Dann frage sie nicht oder fahre fort, bis eins mit dem gewünschten Ja endigt“, sagte Elisa.

Irene folgte dem Rat und suchte mit solchem Eifer den Maßliebchen ein Ja abzugewinnen, daß sie nicht bemerkte, daß sich der mit Ungeduld erwartete Helmer in Gesellschaft ihres Bruders näherte. Sie sah ihn nicht, bis sie seine Stimme ganz in ihrer Nähe vernahm. Jubelnd sprang sie auf und überhäufte ihn mit Vorwürfen, weil er solange weggeblieben war. „Wenn ich das geahnt hätte, wäre ich mit euch gegangen“, erklärte sie.

Helmer erwiderte die Liebkosungen seiner Braut, dabei entging ihm aber der erstaunte Blick nicht, mit dem Elisa ihrem Bruder nachsah, der mit finsterner Miene und ohne ein Wort zu sagen auf das Haus zuing.

„Was hat Gustav Adolf?“ fragte sie.

Helmer lächelte. „Wir trafen Doktor Hessel im Hanebyer Wald. Unglücklicherweise kam das Gespräch auf geistliche Dinge und ein Wortwechsel zwischen den beiden war die Folge.“

„Ist Gustav Adolf heftig geworden?“

„Leider ja.“

„Und Doktor Hessel?“

„Blieb ruhig; aber man merkte ihm an, wieviel Spaß es ihm machte, Gustav Adolf zu reizen.“

„Warum antwortetest du ihm nicht?“

„Ich versuchte es, aber Gustav Adolf wurde auch über mich böse, weil ich einige Zugeständnisse machte, die ihn empörten. Auf dem Rückweg hat er mir deswegen eine ordentliche Standrede gehalten.“

„Gustav Adolf's Zorn braucht man sich nicht zu Herzen zu nehmen“, sagte Elisa, bemüht, ihren Lieblingsbruder zu entschuldigen, „er ist ebenso rasch besänftigt wie erzürnt.“

„Das weiß ich“, gab Helmer bereitwillig zu, „sein Zorn bekümmert mich nicht im geringsten meinerwegen, aber Doktor Hessel kennt Gustav Adolf noch nicht so genau, er hat vielleicht einen schlechten Eindruck von ihm und seinem Christentum bekommen.“

„Wovon spricht ihr?“ fragte Elisa.

„Von der Versöhnung und dem Leben nach dem Tod.“

„Für nichts ist Gustav Adolf so Feuer und Flamme, wie für das Kreuz Christi“, bemerkte Elisa.

„Wenn man aber in einem Gespräch etwas erreichen will, dann darf man nicht heftig werden. Meiner Meinung nach gewinnt man mehr, wenn man sich in die Anschauungen seines Gegners versetzt und so viele Zugeständnisse macht, wie möglich, als wenn man so starr auf seiner eigenen Meinung bleibt.“

„Wird man nicht leicht schwankend, wenn man dies tut?“

„Die Wahrheit über alles.“

„Natürlich, das ist ja auch Gustav Adolfs Wahlspruch. Du glaubst doch nicht etwa, daß er, nur um recht zu behalten, etwas behaupten wird, wenn er nicht von der Wahrheit überzeugt ist?“

„Gewiß nicht, aber sein Eifer kann ihn zu Übertreibungen hinreißen, und dann spricht er rückhaltlos über Dinge, die sehr vorsichtig behandelt werden müssen.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel über das Leben nach dem Tod. Als wir davon sprachen, sagte Gustav Adolf, er glaube an die Möglichkeit einer ewigen Verdammnis. Das hätte er für sich behalten können. Doktor Hessel lehnte sich dagegen auf und verstockte sich förmlich. Es finden sich ja auch Stellen in der Bibel, die auf eine Wiederbringung aller Dinge gedeutet werden können; ich finde, Gustav Adolf sollte das zugestehen.“

„Gewiß wird er das“, verteidigte ihn Elisa, „aber die Stellen, aus

denen die andere Auffassung hervorgeht, sind zahlreicher und deutlicher.“

„Warum muß es solche Widersprüche in der Bibel geben?“ rief Helmer. Er schien die Gegenwart seiner Braut ganz über dem Gespräch mit Elisa vergessen zu haben. Irene war nicht damit zufrieden und versuchte zu verschiedenen Malen sich bemerkbar zu machen, aber ohne Erfolg.

Elisa zeichnete nachdenklich mit dem Rechen Figuren im Sand. „Vielleicht um zu erproben, wer wirklich glauben will“, sagte sie, „den Aufrichtigen schenkt Gott Licht und Erkenntnis.“

„Das ist eine kühne Behauptung.“

„Aber keine zu kühne.“

„Aber es ist eine bekannte Tatsache, daß beide Anschauungen sich auf die Bibel stützen und das mit Fug und Recht“, wandte Helmer ein.

„Wenn man in der Bibel mit wirklichem Heilsverlangen liest, dann verirrt man sich nicht“, erwiderte Elisa. „wenn das Studium der Bibel mit dem Leben und der Erfahrung Hand in Hand geht, dann bekommt man eine feste Überzeugung. Gustav Adolf glaubt an eine ewige Verdammnis, weil er sich einst selbst verdammt gefühlt hat.“

Helmer sann nach. „Die Erfahrungen sind so verschieden“, sagte er endlich, „ich für meinen Teil fühle mich nicht verdammt, obgleich ich vieles an mir sehe, was unrecht ist. Vielleicht stößt mich darum die Lehre von der Möglichkeit der ewigen Verdammnis so ab. Wenn Gustav Adolf wenigstens zugeben wollte, daß die Frage unentschieden ist! Das aber tut er nicht, sondern erklärt offen, daß er an die Wahrscheinlichkeit ewiger Strafen glaubt.“

„Und daran tut er recht“, sagte Elisa, „denn wenn es so ist, wie er glaubt, dann ist es grausam, den Menschen das falsche Ruhekitzen zu lassen, daß alle einmal selig werden. Wenn er aber irren sollte, dann hat er ja dadurch keinen Schaden angerichtet.“

„Aber viele stößt die Lehre von der ewigen Verdammnis ab.“

„Dieser Schaden ist im Vergleich zu dem anderen gering. Es wäre unverantwortlich, andere in falscher Sicherheit zu wiegen, anstatt die Wahrheit laut zu verkündigen, solange es noch Zeit ist, der Verdammnis zu entrinnen.“

Helmer Bro schwieg nachdenklich. Er mußte Elisa im Herzen Recht geben, aber ihre Auslegung behagte ihm nicht. „Das ist eine harte Rede“, sagte er endlich.

„Würde Gott Seine umgestaltende Kraft an uns nicht einbüßen, wenn wir es drehen und wenden könnten, bis es sich unserem Belieben angepaßt hätte? Am besten ist es, wir halten Ihm still auch da, wo es wie ein zweischneidiges Schwert uns durch Mark und Bein dringt.“

„Aber nicht da, wo es Gott zu entstellen und zu einem grausamen Tyrannen zu machen scheint.“

„Wie könnte man den einen grausamen Tyrannen nennen, dessen Liebe so groß ist, daß Er an unserer Statt den Tod erduldet und am Kreuze stirbt! In Seiner Hand liegt das Gericht über die Welt. Er versteht das Richten wohl besser als wir.“

Helmer antwortete auf diesen letzten Beweisgrund nicht. Für Elisa war er augenscheinlich völlig hinreichend, und wenn er auch seine geheimen Fragen nicht zum Schweigen brachte, so fand er doch keine Gegenrede.

„Du wendest dich nicht ein einziges Mal an mich, Helmer“, klagte jetzt Irene. „Erst bist du so entsetzlich lange weggeblieben, und seit du zurück bist, sprichst du nur mit Elisa.“

Helmer legte ihren Arm in den seinigen und ging mit ihr weg. Die Selbstüberwindung, die es ihn kostete, dies in lebenswürdiger Weise zu tun, bemerkte Irene nicht. Elisa aber blickte ihnen nach und fragte sich, ob sie wohl ihrem Schwesterlein einen Rat geben sollte.

Gustav Adolf war den ganzen Abend ungewöhnlich ernst. Am folgenden Morgen fragte Elisa ihn, ob er beabsichtigte, zur Kirche zu gehen. Sie erwartete ein Ja und war sehr überrascht, als er mit einem entschiedenen Nein antwortete. Er bemerkte ihr Erstaunen und fügte erklärend hinzu, daß er einen anderen Gottesdienst verrichten

müßte. Da ging ihr ein Licht auf. „Du willst nach Bergsjö gehen?“ fragte sie lächelnd.

„Hat Helmer geplaudert?“

„Er brauchte nicht mehr zu sagen, als daß ihr über geistliche Dinge in einen Wortwechsel gekommen seid; da wußte ich, wie mein auf-fahrender Herr Bruder sich benommen haben wird“, erwiderte sie, bemüht, den Tadel so schonend wie möglich auszusprechen.

Sie standen auf dem Balkon. Er blickte nach dem Hanebyer Wald, einen Ausdruck edlen Schmerzes in seinen Zügen.

„Gott geleite dich“, sagte sie innig.

Er wandte sich nach ihr um und bemerkte, daß ihre Augen in feuchtem Glanz schimmerten. „Elisa, wie würde es uns gehen, wenn der Herr bei uns die Geduld ebenso leicht verlöre, wie wir bei unseren Mitmenschen? Ich begreife nicht, daß Er immer noch Geduld mit mir hat. Gottlob, daß ich fühlen darf, daß es so ist.“ Der junge Mann war augenscheinlich tief gedemütigt, aber zugleich durchdrungen von der Freudigkeit des Glaubens.

Gleich nach dem Frühstück fuhr der Wagen mit denen ab, die zur Kirche wollten. Gustav Adolf ging allein den Weg durch den Hanebyer Wald; er gehorchte dem Befehl seines Herrn: „Geh zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder.“ Man sah seinem raschen, elastischen Schritt an, daß ihm die Wanderung ein Genuß war. In vollen Zügen atmete er den Duft des Nadelwaldes ein, aber im Herzen redete er mit Gott.

Auf Bergsjö angekommen, fragte er nach Doktor Hessel und wurde nach dessen Zimmer gewiesen. Der Doktor war noch nicht angekleidet. Zuweilen kam es ihm in den Sinn, den halben Vormittag im Bett zu bleiben, ein andermal stand er mitten in der Nacht auf, ohne daß man ihm hernach Ermüdung anmerkte.

„Herein!“ rief er, als er ein kurzes, rasches Klopfen an der Tür vernahm. So klopfte niemand hier im Haus, darum schien er nicht erstaunt, als Gustav Adolf eintrat. „Kommst du, um die Höllefrage weiter zu erörtern, mein Freund? Sei barmherzig und warte damit

bis zu einer kühleren Jahreszeit. Da ist es vielleicht wohltuend, vom Feuer reden zu hören, aber jetzt, wo die Sonne sticht –“ Er beendete den Satz nicht, sondern tauchte seinen Kopf in die Waschschüssel und plätscherte wie ein Flußpferd.

Gustav Adolf lächelte und wartete bis das Waschen besorgt war, dann sagte er: „Ich komme, dich um Verzeihung zu bitten.“

„Ah so; weswegen denn? Weil du mich gestern dazu verurteilt hast, zur Hölle zu fahren?“

„Das habe ich nicht getan.“

„Nicht gerade mit diesen Worten, das gebe ich zu, aber der Sinn der Worte war derselbe.“

„Ich bitte dich, mir zu verzeihen, daß ich heftig geworden bin.“

„O, ich habe mir nicht das geringste daraus gemacht.“

„Das glaube ich dir“, sagte Gustav Adolf, „aber von mir war es unrecht, heftig zu werden und noch dazu bei einer Sache meines sanftmütigen Herrn. Ich bitte dich, Hessel, beurteile das Christentum nicht nach meinem Betragen. Es tut mir so leid, wenn ich der Lehre meines Heilands schade.“

Der junge Mann stand so ehrlich und demütig da, daß der Spott auf Doktor Hessels Lippen erstarb. „Wenn alle Anhänger der christlichen Lehre so handelten wie du, dann –“ sagte er fast herzlich und reichte Gustav Adolf die Hand. „Einen aufrichtigen Schwärmer achte ich immer, wenn ich auch über seine Schwärmerei lache.“

„Der Glaube ist keine Schwärmerei“, sagte Gustav Adolf.

„Beweise es mir, wenn du kannst. Solange ich nicht einen Christen gesehen habe, der lebt, was er glaubt und sagt, bin ich nicht überzeugt.“

„O daß du durch meinen Tod gewonnen werden könntest!“ sagte Gustav Adolf und man hörte deutlich, daß sein Wunsch aufrichtig gemeint war.

Doktor Hessel lachte herzlich. „Soll ich gewonnen werden, wie du es nennst, dann hoffe ich, daß es durch weniger geschehen kann.“

„Mein Wunsch war einfältig, denn nur der Tod Christi hat gewinnende Macht.“

Gustav Adolfs Augen leuchteten und Doktor Hessel mußte unwillkürlich an den Ausdruck „ein Kind des Lichtes“ denken. Er brachte es nicht über sich, weiter zu spotten, sondern sagte: „Du sollst deine Perlen nicht vor die Säue werfen.“

„Du führst wiederholt die Bibel an; liest du sie manchmal?“ fragte Gustav Adolf.

„Jetzt nicht mehr, aber früher.“

„Fang wieder an“, bat Gustav Adolf gewinnend offen.

Wieder spielte ein freundliches Lächeln um den Mund des Doktors, aber es wurde bald durch eine düstere Erinnerung verscheucht, die ihm wie ein Schatten folgte und ihn hinderte, sich dem Licht zu nahen. „Das Bibellesen ist mir durch einen Heuchler verleidet worden“, sagte er. „Ich hielt ihn für treu wie Gold. Als ich in meinen jungen Jahren auf der See war, machte er mich für einige Zeit geistlich gesinnt; aber bald kam ich hinter seine Schliche, und dadurch wurde mein Vertrauen vernichtet. Er war ein über-tünchtes Grab.“

„Du darfst nicht alle Christen nach einer so traurigen Ausnahme beurteilen.“

„Er war keine Ausnahme. Nicht lange nachdem ich mich von ihm getrennt hatte, traf ich noch einen derselben Art, und da war es völlig aus mit meinem Glauben an Gott und an Gotteskinder. Der letztgenannte genießt noch hohes Ansehen und ist das geistliche Oberhaupt einer armen Gemeinde. Ich habe aber erfahren, was er in Wahrheit ist. Gustav Adolf, wenn du Glauben erwecken willst, dann lebe nicht im geheimen dem Fleische.“

Gustav Adolf war sehr ernst geworden. Er fühlte die hohe Verantwortung des Dieners Gottes. Es war kein Kinderspiel, ein Werkzeug

des Heiligen zu sein. Wie gut aber, daß Gott die Ansprüche selbst erfüllt, daß das Werkzeug von Seiner Hand geführt wird! Wenn man sich nicht scheut, die erkannte Sünde vor Sein heiliges Angesicht zu bringen, wenn man Ihm sein Herz aufschließt, damit Sein Licht in die geheimsten Winkel hineinscheinen kann, wenn man wacht und betet und kämpft in der Gemeinschaft Seines Herrn und unter Seinen Augen, dann – aber auch nur dann kann man vor Fall und Ärgernis bewahrt werden. „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst.“

Es war ein strahlender Tag im Oktober. Die rot und gelb gefärbten Bäume des Gartens spiegelten sich in dem Bach, der das fallende Laub mit sich führte. Elisa ging über die Plankenbrücke nach dem Hanebyer Wald. Einen Augenblick blieb sie stehen und sah in das rasch dahingleitende Wasser; rastlos, unaufhaltsam war er so seit Menschengedenken vorübergerieselt, ein Bild des Stromes der Zeit. Woher? Wohin? Sie ging weiter, sie liebte den großen, schönen Wald. Die Sonne vergoldete den bunten Teppich, den der Herbst unter die Laubbäume ausgebreitet hatte. Tiefer drinnen im Wald waren die Nadelbäume vorherrschend. Aber die Macht der Sonne war auch hier wirksam. Die braunen Stämme der Fichten glänzten in dem glühenden Licht und zwischen den dunklen Tannen sah man das Sonnenlicht durchschimmern, was so anziehend wirkte, wie das seltene Lächeln auf einem ersten Antlitz.

Der Bach machte viele Windungen, so daß Elisa, wenn sie sich auch immer mehr von der Brücke entfernte, ihn doch immer wieder zu Gesicht bekam. Hier führte der Fußweg eine Strecke am Ufer entlang. Elisa betrachtete den weißen Schaum des Baches und lauschte dem Rauschen der Wellen. Sie verstand die Melodie; war es ihr doch, als gäbe sie ihrer eigenen tiefen Sehnsucht nach dem Ziel Ausdruck. Bald gingen der Weg und der Bach wieder in verschiedene Richtungen. Das Tosen des Wasserfalles wurde durch die Entfernung gedämpft, war aber immer wie ein gewaltiger Grundton vernehmbar, der allein beständige unter den vielen verschiedenen und wechselnden Lauten der Natur.

Plötzlich blieb sie stehen; sie war auf einer Anhöhe angelangt, von wo der Fußweg in das Tal führte, wo die Bäume nicht so dicht standen. Dort unten kam Doktor Hessel im Jagdanzug, die Flinte über der Schulter, von seinem Hund begleitet. Elisa wollte umkehren, ehe

er sie bemerkte, vergaß aber ihre Absicht infolge eines kleinen Dramas, das sich ganz unerwartet vor ihren Augen abspielte. Hessel, der sich nicht in derselben sonnigen Laune zu befinden schien wie die Natur, stieß ärgerlich mit dem Fuß gegen einen Stein, über den er gestolpert war. Er tat das mit solcher Kraft, daß der Stein eine ganze Strecke fortflog und den Hund traf, der kläglich bellte. Anstatt nun das arme Tier zu trösten, fuhr er es an. Empfindsam wie alle Hühnerhunde sind, kroch der Hund mit eingezogenem Schwanz zu seinem Herrn hin. Das mußte diesen noch mehr gereizt haben, denn er versetzte ihm einen Schlag.

Eine Tierfreundin wie Elisa konnte sich einer solchen Ungerechtigkeit gegenüber nicht ruhig verhalten. Eilig lief sie hinunter. Der Doktor war so verblüfft, als er sie so plötzlich vor sich stehen sah, daß er zu grüßen vergaß. Sie schien das nicht zu bemerken. In ihren Augen brannte ein Feuer, das er bisher noch nicht gesehen hatte. „Wie konnten Sie?“ fragte sie mit zornbebender Stimme.

Er gab keine Antwort, er mußte sie bewundernd anstauen, so schön sah sie in ihrem Zorn aus. Sein Blick mußte ihr das verraten haben, denn plötzlich senkte sie den ihrigen mit einem Gefühl der Scham. Sie begehrte eine andere Macht über die Menschen auszuüben, als die ihr Äußeres ihr gab.

Als sie zu Boden blickte, gewahrte sie den Hund, der sich immer noch vor seinem Herrn duckte. Von Mitleid getrieben versuchte sie, ihn an sich zu locken. Der verhielt sich aber völlig gleichgültig. Da sah sie ein, daß, wenn sie etwas für den Hund tun wollte, dies in anderer Weise geschehen mußte. Vielleicht stand das in ihrer Macht. Sie richtete sich auf und sah den Doktor an. „Seien Sie gut gegen das Tier. Sehen Sie nicht, wie es bettelt?“ sagte sie bittend und gebietend zugleich.

Er warf einen verächtlichen Blick auf den Hund, der ruckweise näher kroch. „Was geben Sie mir dafür?“ fragte er.

„Was verlangen Sie?“ fragte sie eben so kurz.

Ja, was? Das hatte er sich nicht überlegt. Im Gürtel trug sie einen Strauß Herbstblumen, doch schien es ihm albern, diese zu verlangen. Er wollte etwas viel Größeres haben, etwas, was nicht begehrte,

sondern gewonnen werden mußte, das begriff er, als er ihr in die Augen sah und Verachtung darin las. Er äußerte kein Verlangen, sondern lockte nur den Hund an sich, der übergücklich an ihm emporsprang und ihm die Hände leckte. „Du vergibst die Grausamkeit deines Herrn, obgleich du sie erfahren hast; du richtest nicht so streng und forderst nicht so viel“, sagte er leise.

Die Worte waren an den Hund gerichtet, der Ton aber, weich und vorwurfsvoll zugleich, galt Elisa. Schweigend stand sie daneben. Als er wieder aufblickte, las er in ihren Augen einen anderen Ausdruck als vorher. Sie streichelte den Hund. Erst jetzt kümmerte er sich um sie, nachdem er das erreicht hatte, was ihm allein wichtig war.

„Die Anhänglichkeit der Hunde ist geradezu rührend“, sagte sie, um das Schweigen zu brechen, das peinlich zu werden drohte.

„Sie hat etwas Kriechendes, das widerwärtig ist“, sagte er.

„Bei einem Hund nicht“, sagte Elisa und streichelte den schönen Kopf des Tieres.

„Doch, es ist widerwärtig, wenn der, den man soeben geschlagen hat, einem die Hände leckt“, behauptete er.

„Ich meine, daß das einem die Schamröte in die Wangen treiben muß über jeden Peitschenhieb, besonders wenn er ungerecht gegeben wird, wie der Ihrige vorhin“, erwiderte sie. „Und Sie schämen sich dessen auch, nicht wahr?“

„Wenn es der Fall ist, so ist das jedenfalls nicht der Verdienst des Hundes.“

„Wessen denn?“ fragte sie, bereute aber sofort die Frage. Sie wußte, wie die Antwort ausfallen würde. War es da nicht, als hasche sie nach einer Schmeichelei? „Sie würden sich ihres häßlichen Betragens nicht geschämt haben, wenn niemand Zeuge davon geworden wäre und es mißbilligt hätte. Da hat mein Spaziergang doch etwas genützt. Jetzt ist es hohe Zeit, wieder nach Hause zu gehen.“

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied. Ungern sah er, daß sie ihn verließ; doch hörte sie nicht zu den Personen, denen man gegen

ihren Willen das Geleit geben kann. Er verbeugte sich und führte ihre Hand an seine Lippen.

Sie errötete leicht, tat aber, als beachte sie das nicht weiter. „Glückliche Jagd!“ sagte sie.

„Das darf man einem Jäger nicht wünschen“, wehrte er ab.

„Ich weiß, aber gerade darum sage ich es.“

„Sie wünschen mir also kein Glück?“

„Zur Jagd nicht“, sagte sie lächelnd, streichelte den Hund und entfernte sich.

Höflich, ja freundlich war der Abschiedsgruß, dennoch lag etwas unbewußt Stolzes in der Weise, wie sie den Kopf bewegte. In ihrem ganzen Äußeren war kaum etwas, das er so sehr bewunderte, wie ihre Art zu grüßen.

Er blieb stehen und sah ihr nach; er begriff sich selbst nicht. Warum begleitete er sie nicht, wenn es doch sein Wunsch war? Noch niemals war er einer Frau gegenüber so schüchtern und rücksichtsvoll gewesen, noch niemals hatte er sich vor irgendeinem Wesen so tief gedemütigt wie vor ihr, und doch erlitt seine Männlichkeit nicht den geringsten Abbruch dadurch, eher das Gegenteil.

Der Winter hatte einen weißen Teppich über Elghytta gebreitet und traute Gemütlichkeit waltete im Herrenhaus bei dem knisternen Kaminfeuer in der Dämmerstunde und abends beim Lampenschein. Fleißige Hände regten sich; Irene nähte selbst fleißig an ihrer Ausstattung. Man lachte über ihren Eifer, jetzt schon damit anzufangen, da die Zeit der Hochzeit noch in ungewisser Ferne lag.

„Vielleicht ist es nötig, früher damit fertig zu sein, als ihr denkt“, erwiderte sie mit dem hoffnungsvollen Glauben der Jugend an unerwartete glückliche Ereignisse.

Im Laufe des Winters bemerkte Elisa, daß ihr Schwesterlein manchmal unruhig und nervös schien, besonders an den Tagen, an denen die

Post eintraf. Sie nähte nicht mehr mit demselben Eifer wie zuvor. Mitunter ließ sie die Arbeit in den Schoß sinken und starrte vor sich hin. Wenn man sie anredete, dann fuhr sie zusammen, als wenn sie aus tiefem Schlaf geweckt worden wäre; und wenn man sie fragte, woran sie dächte, dann erwiderte sie lachend: „Natürlich immer an Helmer.“ Die Antwort war vollkommen wahr, aber sie versuchte zu verbergen, daß diese Gedanken nicht mehr so beglückend waren wie früher.

Den ganzen Herbst hindurch waren Helmers Briefe spärlich gewesen, mit der Zeit wurden sie immer seltener. Es kam vor, daß Irene drei- oder viermal schrieb, ehe eine Antwort eintraf. Und wenn endlich ein Brief kam, dann verbarg sie ihn sorgfältig, damit niemand sehen sollte, wie kurz er war. Nicht einmal sich selber wollte sie eingestehen, wie trocken und kalt der Inhalt war. Die Posttasche wurde immer nur von dem Major geöffnet. Er tat das sehr umständlich in seiner Stube und freute sich wie ein Kind über die Ungeduld der Umstehenden.

„Da ist ein Brief an mich. Bitte, gib ihn mir“, bat Irene eifrig und streckte die Hand aus. Eine liebliche Röte färbte ihre Wangen, denn der Brief schien dicker als gewöhnlich.

„Warte, bis ich mir die Brille aufgesetzt und gesehen habe, ob er wirklich an dich ist; vielleicht ist er an mich, wenn man recht zuseht“, sagte der Major und suchte sie scherzend abzuwehren. Sie war aber flink, unversehens entriß sie ihm den Brief und lief lachend hinaus.

„Du siehst so bekümmert aus. Ist es darum, weil du keine Liebesbriefe bekommst?“ fragte der Major und sah Elisa mit amüsiertes Miene an.

Sie lächelte zerstreut und versuchte, sich der unerklärlichen Beklemmung zu erwehren, die sich ihrer bei dem freudigen Entzücken Irenes bemächtigt hatte. Sie begriff dieses Gefühl nicht. War es eine schlimme Ahnung? Sie nahm die Zeitung zur Hand, sah aber bald ein, daß sie eine mehr mechanische Beschäftigung wählen mußte, denn sie wußte im nächsten Augenblick nicht mehr, was sie gelesen hatte.

Die Zeit des Abendbrots kam heran, ohne daß sich Irene sehen ließ. Das Mädchen, das hinaufgeschickt wurde, kam mit dem Bescheid

zurück, Fräulein Irene läge auf dem Sofa und hätte Kopfweh. Als Elisa gegessen hatte, goß sie eine Tasse Tee ein und ging damit zu ihrer Schwester. Es war dunkel im Zimmer, die Vorhänge waren in die Höhe gezogen, so konnte man die Sterne in der Februarnacht funkeln sehen.

Elisas Herz klopfte heftig vor innerer Unruhe und sie verlangte und bangte doch davor, an dem Kummer teilzunehmen, der hier seinen Einzug gehalten hatte. Sie zündete die Lampe an und hängte einen Schirm darüber. Dann überredete sie Irene, den Tee zu trinken. „Stand etwas Trauriges in dem Brief?“ fragte sie, als sie die Tasse wieder auf den Tisch gestellt hatte.

„Warum glaubst du das?“ fragte Irene mit mühsam erkämpfter Ruhe, die sie aber sogleich verließ.

Elisa strich über die Stirn und das Haar des weinenden Mädchens. Niemand verstand es wie sie, beredte Zärtlichkeit in eine solche Liebkosung zu legen. „Ich ahne es zuweilen im voraus, wenn die, die mir am liebsten sind, etwas Schmerzliches trifft“, sagte sie liebevoll.

Mit Irenes Zurückhaltung war es nun vorbei. „Er liebt mich nicht. Da, lies den Brief“, sagte sie mit erstickter Stimme.

Elisa nahm die dicht beschriebenen Blätter und ging an die Lampe. Eine seltsame Mattigkeit machte es ihr schwer, die wenigen Schritte zu gehen. Arme, arme kleine Irene! Wie wird sie dieses Leid tragen können?

Es war Helmer augenscheinlich nicht leicht gefallen, den Brief zu schreiben, den Elisa jetzt las. Er erklärte, er fühlte sich gezwungen, die Wahrheit zu bekennen; er hielt es für unrecht, sie Irene länger vorzuenthalten. Seine Gefühle für sie wären nicht mehr die gleichen, er hätte es immer aufgeschoben, ihr das zu sagen, in der Hoffnung, daß sie es seinen Briefen anmerken würde. Er bat sie um Verzeihung, daß er ihr mit seiner Aufrichtigkeit wehtun mußte, und daß er früher nicht aufrichtig gegen sie gewesen wäre. Wenn Irene litte, möchte sie bedenken, daß er sicherlich nicht weniger zu leiden hätte. Das Bewußtsein, genötigt zu sein, anderen Schmerzen zuzufügen, wäre viel schwerer zu ertragen, als das Leiden selbst. So schrieb er.

Elisa dachte an den vergangenen Sommer zurück. Wie stark war das Vertrauen gewesen, das sie Helmer entgegengebracht hatte, und wie ruhig hatte sie sich gefühlt bei dem Gedanken, daß ihre kleine, kindliche, empfindsame Schwester in seiner Obhut stand! Und nun diese Enttäuschung.

Sie trat wieder an das Sofa und überredete Irene, zu Bett zu gehen. Dann setzte sie sich zu ihr auf die Bettkante. Sie suchte nach beruhigenden Worten, wie man sie zu einem Kind spricht, um es einzuschläfern. „Mein Schwesterlein darf heute abend an nichts mehr denken; du sollst nur schlafen. Es ist so still und ruhig hier, kein Unheil kann dir nahen, die Engel Gottes halten Wache.“

So würde Elisa wohl auch sich selbst zugesprochen haben in einer Stunde bitteren und demütigenden Leidens, wenn sie Kraft gebraucht hätte, weiter zu leben.

Ermüdet von der vorausgegangenen Gemütsbewegung, wurde Irene durch die Zärtlichkeit der Schwester in den Schlaf gewiegt und vergaß für kurze Stunden ihren Kummer. Elisa blieb noch eine Weile sitzen, um zu sehen, ob der Schlaf andauern würde, dann ging sie in ihr eigenes Zimmer.

Am folgenden Morgen, als Irene zum Frühstück herunterkam, war sie ungewöhnlich blaß und still. Niemand machte eine Bemerkung darüber; denn Elisa hatte die übrigen Mitglieder der Familie von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt und sie gebeten, Irenes Gefühle zu schonen und zu tun, als wenn nichts vorgefallen wäre. Der Major war gegen seine jüngste Tochter sehr zärtlich, er liebte sie ohne scheinbare Veranlassung, im übrigen aber gelang es ihm wunderbar gut, Elisas Aufforderung nachzukommen. Christian sah bedrückt aus, was immer der Fall war, wenn er mit Schmerz und Leid in nahe Berührung kam. Tante Cilla trocknete sich ab und zu die Augen, sprach nicht über ihren Gesundheitszustand und war darum ungewöhnlich still.

Der erste Tag verging, der folgende ebenso und immer noch war Irene gleich blaß und still. Sie weinte nicht, suchte aber die Einsamkeit auf. Freundlichkeit schien sie zu peinigen; es war, als ob sie argwöhnte, daß diese ihr aus Mitleid erwiesen würde. Sie war in ihrer Liebe tief verwundet worden. Die drollige Wichtigkeit ihrer

kleinen Person war verschwunden, und ihr Gemütszustand war besorgniserregend.

Ein paar Tage nach dem Eintreffen des unglückseligen Briefes war Elisa in der Dämmerung damit beschäftigt, ein Holzfeuer in der Wohnstube anzuzünden, damit es zur Kaffeestunde gemütlich wäre, wenn der Vater und Tante Cilla herüberkämen. Die beiden Alten froren meist, wenn sie von ihrem gründlichen Mittagsschlaf aufwachten. Bald brannte das Feuer lustig. Als Elisa sich erhob, stand Irene ihr plötzlich gegenüber; es war klar, daß sie etwas auf dem Herzen hatte.

Elisa rollte Tante Cillas Lehnstuhl zum Kamin und bat Irene, Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich auf die Armlehne. „Was hast du, Liebling?“ fragte sie.

Irene machte sich hart gegen den weichen Tonfall der Stimme, um nicht aus Mitgefühl mit sich selbst in Tränen auszubrechen. „Ich müßte an ihn schreiben, nicht wahr? Aber ich kann nicht; ich weiß nicht, was ich sagen soll“, erwiderte sie mühsam.

Elisa war es, als müßte sie etwas hinunterwürgen, das sie am Sprechen hinderte. „Du brauchst nicht zu schreiben, wenn es dir schwer wird; es genügt, wenn du den Ring zurückschickst“, sagte sie endlich.

Irene zuckte zusammen und sah sie groß an. Sie sollte den Ring zurückschicken und die Verlobung aufheben? Daran hatte sie nicht gedacht. Helmer hatte das in seinem Brief nicht verlangt, Elisa schien der Meinung, daß etwas anderes nicht in Frage kommen könnte. Und vielleicht, ja gewiß war das der Zweck von Helmers letztem Schreiben.

Jetzt erst begriff Irene, daß alles aus war. Sie ließ den Kopf hängen, der letzte kleine Rest von Hoffnung und Selbstgefühl verließ sie, sie konnte ihre Gedanken nicht sammeln, nur eins schien ihr klar: Sie mußte tun, was man von ihr erwartete. Sie fühlte aber zu nichts mehr Kraft; darum streifte sie den Ring vom Finger, reichte ihn Elisa und sagte tonlos: „Schicke du ihn weg!“

Und das tat Elisa. Helmer Bro saß in seinem Zimmer in Upsala und hielt den Ring, den er einstmals Irene gegeben hatte, in der Hand. Er

brauchte sein Wort nicht zu brechen; sie hatte ihm den Ring freiwillig zurückgegeben. Was konnte er dafür, daß seine Gefühle kühler geworden waren? So suchte er sich den inneren Anklagen gegenüber zu rechtfertigen. Er legte den Ring weg und betrachtete den Umschlag, indem er angekommen war; sein Name und seine Adresse waren nicht von Irenes Hand geschrieben. Hatte auch Elisa seinen Brief gelesen? Augenscheinlich verurteilte sie ihn. Und er hatte doch nicht anders handeln können.

Warum hatte keine der Schwestern auch nur eine Zeile an ihn geschrieben? Hielten sie ihn keines Wortes für wert? Wenn Irene ihn wirklich geliebt hatte, dann hätte sie sich nicht in dieser feindlichen Art von ihm trennen können, so dachte er. Und Elisa, sie war so groß angelegt, sie mußte ihn doch verstehen, verstehen, daß er vor allem aufrichtig sein mußte; das war er sich und anderen schuldig.

Er fühlte ein unbezwingbares Bedürfnis, sich vor Elisa zu rechtfertigen. Sofort setzte er sich und schrieb einen langen Brief an sie. Er erbot sich, Irene sein gegebenes Wort zu halten, falls Elisa meinte, daß er das tun mußte. Er legte sein Schicksal in ihre Hand, sie sollte entscheiden, wie er zu handeln hätte. Als der Brief fertig war, trug er ihn selbst zur Post. Hier begegnete ihm Gustav Adolf; das war ihm recht peinlich.

„Ah, ein Brief an Irene?“ sagte Gustav Adolf, wurde aber plötzlich ernst, als er seinen Freund genauer ansah. „Was ist dir? Ist etwas Unangenehmes vorgefallen?“

„Etwas, das mich vielleicht deine Freundschaft kosten wird“, erwiderte Helmer.

Gustav Adolf sah ihn betroffen an. „An wen war der Brief?“

„An Elisa.“

„Warum schreibst du an sie? Ist Irene krank?“

„Nein“, erwiderte Helmer, „aber ich möchte dir das Ganze ungerne auf der Straße erklären.“

„Dann geh' mit mir hinauf.“

Schweigend gingen sie in Gustav Adolfs Wohnung. Dieser bewohnte zwei Zimmer mit Thorwald zusammen, der aber augenblicklich ausgegangen war.

„Ist zwischen dir und Irene etwas nicht in Ordnung?“ fragte Gustav Adolf, indem er die Lampe anzündete.

Helmer antwortete durch eine lange Erklärung; es schien, als könnte er kein Ende finden.

„Sage mir frei heraus was geschehen ist“, unterbrach ihn Gustav Adolf, der Umwege nicht liebte.

Helmer fühlte sich getroffen, kam aber der Aufforderung nach.

Gustav Adolf schwieg einige Augenblicke. „Schuft!“ sagte er mit Nachdruck.

Helmer ertrug es nicht, verurteilt zu werden, auch dann nicht, wenn er sich schuldig fühlte. In diesem Fall aber meinte er richtig gehandelt zu haben und fühlte sich darum als Märtyrer. Er mäßigte seine Entrüstung, um Gustav Adolfs Heftigkeit nicht zu steigern. Verteidigen aber wollte er sich und begann ruhig eine Entschuldigung nach der anderen vorzubringen.

Gustav Adolf aber spürte keine Lust, ihn anzuhören. „Deine Handlungsweise ist unentschuldig“, erklärte er.

„Wenn du ruhiger geworden bist, wirst du mich gerechter beurteilen“, sagte Helmer mit gekränkter Würde. „Nicht ich habe die Verlobung aufgehoben, sondern Irene. In meinem Brief an Elisa habe ich mich erboten, die Verbindung wieder anzuknüpfen, wenn sie das für gut findet.“

„Wer?“

„Elisa.“

„Was hat Elisa in dieser Angelegenheit zu bestimmen? Es ist, denke ich, ausschließlich Irene, mit der du es zu tun hast.“

Helmer errötete. „Irene hat mir kein Wort geschrieben; sie hat es

Elisa überlassen, den Ring zurückzuschicken“, entschuldigte er sich.

Gustav Adolf ahnte, daß das Schweigen seiner kleinen Schwester nur eine Folge ihres tiefen Schmerzes war, und dieser Gedanke gab seinem Zorn neue Nahrung. „Hast du an die Folgen deiner Handlung gedacht?“ rief er. „Sie wird krank werden, so empfindsam wie sie ist.“

Helmer wand sich innerlich, blieb aber äußerlich ruhig. „Was willst du, das ich tun soll?“ fragte er. „Wir können miteinander nicht glücklich werden, wenn unsere Verbindung auf einer Lüge beruht.“

„Unsinn!“ rief Gustav Adolf.

„Du weißt nicht, was du von mir forderst“, fuhr Helmer fort. „Eine Ehe ohne Liebe würde mich vernichten, sie würde meine Entwicklung hemmen.“

„Das ist es, deine Entwicklung geht dir über alles; ob ein Herz bricht, das ist dir einerlei“, rief Gustav Adolf unwillig.

Helmer erhob sich. Er war blaß, er fühlte sich innerlich haltlos. „Du ahnst nicht, wie dein hartes Urteil mich trifft. Ich habe schon vorher genug gelitten. Unmöglich hätte ich anders handeln können. Willst du mich verdammen, daß ich Irene die Wahrheit gesagt habe?“

Der schmerzliche Ton milderte Gustav Adolfs Zorn, der überhaupt nie von langer Dauer war. „Das Unrecht liegt darin, daß du ihr eine solche Wahrheit überhaupt zu sagen hast“, sagte er nach einer Weile.

„Kann ich dafür, daß meine Gefühle sich verändert haben?“

„Vielleicht nicht. Du solltest aber wenigstens zugeben, daß du ein wankelmütiger Tropf bist und dich nicht noch mit deiner Wahrheitsliebe brüsten“, rief Gustav Adolf von neuem gereizt. „Wer wie ein Elender handelt, ist ein Elender.“

Helmer gab keine Antwort und Gustav Adolfs Zorn ließ allmählich nach; er fing an, seine harten Worte zu bereuen. Wer es verstand, ruhig zu bleiben, bekam immer die Oberhand in einem Streit mit

ihm; seine Heftigkeit war der beste Verbündete des Gegners. Er machte Zugeständnisse, sobald er zu der Einsicht kam, daß er sich vom Zorn hatte hinreißen lassen. Das tat er freilich nur dann, wenn der Streit durch irdische Dinge hervorgerufen worden war, in Glaubenssachen blieb er fest bei seiner Meinung.

„Ich hätte dich gewiß weniger streng beurteilt, wenn deine Handlungsweise nicht gerade meine Schwester getroffen hätte“, sagte er nach einer Weile, zur Versöhnung geneigt. „Meine Heftigkeit ist ebenso tadelnswert wie dein Wankelmut. Vergib mir!“

Gerührt ergriff Helmer die zur Versöhnung dargebotene Hand. Jetzt erst fand auch er keine Entschuldigung mehr. „Kannst du trotzdem mein Freund bleiben?“ fragte er zerknirscht.

„Nicht so, wie bisher, wenigstens heute noch nicht“, sagte Gustav Adolf aufrichtig. „Ich bezweifle nicht, daß Irene sich mit der Zeit beruhigen wird. Vielleicht sind auch ihre Gefühle nicht mehr so warm; dergleichen beruht wohl meist auf Gegenseitigkeit, und dann hat es ja keine Not. Ihr habt dann nur gelernt und andere gelehrt, daß man sich nicht übereilen soll.“ Hoffnungsfroh wie er war, glaubte er, daß die Wirklichkeit bald seinen Hoffnungen entsprechen würde, und das erleichterte ihm das Verzeihen.

Einige Tage nach dieser Unterredung traf Elisass Antwort auf Helmers Schreiben ein. Der Brief war sehr kurz und enthielt nur die Mitteilung, daß Irene ein Wiederanknüpfen der Verbindung nicht wünschte. Helmer war empört und enttäuscht. Er hatte gehofft, bei Elisa Verständnis zu finden. Ihre offenbare Mißbilligung schmerzte und verdroß ihn. Er hatte sich sichtlich in ihr getäuscht; sie war weder so groß veranlagt noch so edel und warmherzig, wie er geglaubt hatte.

Und Irene, das kleine, ihm leidenschaftlich ergebene, schwache Wesen hatte sich offenbar beeinflussen lassen; sie selbst hatte sicher nicht die Kraft gehabt, in diesem stolzen, abweisenden Schweigen zu beharren, das wußte er. Der Gedanke an Irene verursachte ihm Gewissensbisse und rief merkwürdigerweise auch das Empfinden eines Verlustes hervor. Er hätte sich ja seiner Freiheit freuen müssen, sie hatte aber einen ziemlich starken Beigeschmack von Leere. Es zeigte sich nun, daß ihm die Bewunderung, die er geachtet hatte und

die Liebe, die ihm lästig erschienen war, doch wertvoller gewesen waren, als er selbst gewußt hatte. Hatte Gustav Adolf vielleicht doch recht, als er ihn einen wankelmütigen Tropf nannte? Nein, das wollte er nicht sein; er bot alle Kraft auf, um auf dem neu eingeschlagenen Weg mit Würde weiterzugehen.

KAPITEL 6 Ein düsterer Gast

In Elghyttan gab es in dieser Zeit viele Sorgen. Irene grämte sich so sehr, daß sie für Trost unzugänglich war. Elisa empfand eine an Angst grenzende Unruhe, denn sie sah ein, daß es in dieser Weise nicht lange weitergehen konnte. Und es kam so: Irene wurde krank. Das Fieber kam ihr fast erwünscht, bildete es doch ein Gegengewicht zu dem Herzweh, das ihr fast unerträglich geworden war. Sie wollte gern sterben, da das Leben sie betrogen hatte. Ohne Argwohn nahm sie jetzt die Liebe und Teilnahme der Ihrigen hin; ihr Gemütszustand besserte sich in demselben Verhältnis wie ihre Körperkräfte abnahmen.

Ein Unglück kommt selten allein. Bald nachdem Irene erkrankt war, wurde Tante Cilla vom Schlag gerührt. Glücklicherweise war Doktor Hessel gerade gekommen, um sich nach Irenes Befinden zu erkundigen. Seine Anwesenheit war eine Beruhigung und Hilfe. Ruhig und bestimmt erteilte er die nötigen Anordnungen in der allgemeinen Verwirrung.

Der arme Major war über das Überhandnehmen der Krankheitsfälle in seinem Haus sehr aufgeregt und bat Doktor Hessel, wenigstens für einige Zeit auf Elghyttan Wohnung zu nehmen. „Ich habe es immer gewünscht und schon oft daran gedacht, Sie darum zu bitten“, erklärte er und warf Elisa einen trotzigem Blick zu, der deutlich sagte: Jetzt will ich meinen Willen haben.

Auch Doktor Hessel wandte sich nach ihr um; er wollte wissen, ob es auch ihr Wunsch sei, daß er bliebe, danach sollte seine Antwort ausfallen.

„Es wäre beruhigend für uns alle, wenn Sie es tun wollten, Herr Doktor“, sagte sie. Sie dachte an den alt und zittrig gewordenen Dorfarzt und wie lange Zeit verging, bis man den Bezirksarzt aus der fernen Stadt zur Stelle hatte.

Doktor Hessel, der für etwa vierzehn Tage nach Bergsjö gekommen und jetzt bereits ungefähr ebensoviele Monate dort geblieben war, siedelte also für einige Zeit nach Elghyttan über.

„Vielleicht wird sein kleiner Besuch einige Jahre dauern“, sagte Christian, als er durch Elisa von der Verabredung hörte.

Die nächste Zeit war nicht so traurig, wie sie zu werden drohte. Irenes Krankheit gab zu keiner ernstlichen Besorgnis Anlaß. Sie selbst erwartete zwar immer noch, daß sie sterben würde, aber gerade dieser Gedanke machte sie ruhig und zufrieden, was ihr mit zur Genesung half.

Auch Tante Cilla erholte sich bis zu einem gewissen Grad, dann aber blieb ihr Zustand auf demselben Punkt stehen, das heißt sie blieb teilweise gelähmt und bedurfte fester Pflege. Da sie ganz hilflos war, wurde eine besondere Wärterin für sie angenommen. So glitt das Leben auf Elghyttan wieder in gewohnter Ordnung dahin.

Doktor Hessel fühlte sich sehr wohl und vom ersten Augenblick an heimisch. Der Major war bald in allen kleinen Dingen von ihm abhängig. „Wie habe ich mich nur so lange ohne Arzt behelfen können?“ sagte er und fügte mit bekümmelter Miene hinzu: „Aber es ging eben, wie es ging.“

Doktor Hessels Berufsarbeiten auf Elghyttan waren nicht sehr anstrengender Art. Seine täglichen Besuche in den Krankenzimmern nahmen ihm nicht viel Zeit. Diejenige Pflege, die Zeit und Kraft in Anspruch nahm, wurde von Frauenhänden besorgt, der Arzt hatte nur anzuordnen und den Verlauf der Krankheit zu beobachten.

Trotz des Mangels an Arbeit kam er sich nicht wie ein Müßiggänger vor, wenigstens nicht in so hohem Grade, daß er sich schämte; denn er hatte Kameraden im Nichtstun. Sowohl der Major als auch Christian nahmen das Leben leicht und quälten sich nicht mit Pflichten. Christian hatte im Sommer den Übungen beigewohnt und meinte, nun hätte er alles getan, was man von ihm verlangen könnte. Er sollte dem Vater bei der Bewirtschaftung des Gutes behilflich sein, dabei aber verließ sich der Vater auf den Sohn und dieser auf den Vater, und so tat keiner von ihnen etwas; der Inspektor war in Wirklichkeit derjenige, der Elghyttan bewirtschaftete, das tat er aber weder gewissenhaft noch ehrlich. Das wußten sowohl der Vater als Christian recht wohl. Einmal wurde ihnen dies handgreiflich vor Augen geführt, als sie auf einem Spaziergang sahen, wie der Inspektor Verschiedenes, auf das er kein Recht hatte, in seinen eigenen Speicher

bringen ließ. Wie auf stillschweigende Übereinkunft wandten Vater und Sohn sich um, ehe sie von den Dieben bemerkt worden waren. Sonst hätte man ja ehren- oder schandenhalber eine gerichtliche Untersuchung vornehmen lassen müssen, und das wollte sowohl der gutherzige Major als der träge Christian vermeiden. Sie sprachen nicht miteinander von der unangenehmen Entdeckung und erst recht nicht mit anderen.

Doktor Hessel stand in rechtem Einvernehmen mit Vater und Sohn. Sie belustigten ihn unbewußt durch ihre Originalität, und er belustigte sie bewußt durch unterhaltende Geschichten aus seinem abenteuerreichen Leben.

„Das Müßiggangtriumvirat“, wie Elisa im Scherz die drei Herren nannte, lebte in ungestörter Eintracht miteinander und richtete sich nach und nach angenehm und regelmäßig ein. Die langen Abende wurden durch Kartenspielen verkürzt. Es wurde Buch geführt, und was man den einen Abend verlor, gewann man den nächsten wieder zurück. Man spielte niedrig, eigentlich „nur um die Ehre“, wie der Major sich ausdrückte. An regnerischen Vormittagen fanden die Herren sich zum Kartenspiel in der Stube des Majors ein. Jeder von ihnen fühlte insgeheim, daß es unrecht war, den Tag so zuzubringen, darum wünschte keiner bei solchen Gelegenheiten von Elisa überrascht zu werden, so lieb sie ihnen sonst war.

Eines Tages kam sie aber doch dazu. Doktor Hessel sprang sogleich auf, wie er immer bei ihrem Eintreten zu tun pflegte; bei ihm machte das kein Aufsehen. In seinem Benehmen gegen Elisa lag immer eine zarte Huldigung. Christian, der durch das ungelegene Eintreten der Schwester außer Fassung gebracht wurde, folgte unfreiwillig dem Beispiel des Doktors, erhob sich geräuschvoll, setzte sich aber sofort wieder, ärgerlich über seine lächerliche Artigkeit.

„Es ist heute so entsetzliches Wetter“, erklärte der Major und fuhr im gleichen Atem fort: „Wie geht es Cilla und Irene? Brauchst du Hilfe? Wir sind gleich fertig.“

Elisa bemerkte die Wirkung, die ihr plötzliches Erscheinen hervorrief und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Sie brauchte keine Hilfe, sie war nur gekommen, etwas zu holen, um das Irene sie gebeten hatte und das sich in der Stube des Vaters befinden sollte.

Sehr bereitwillig händigte ihr der Major das Gewünschte aus. „Ein gutes Zeichen, daß sie etwas will“, sagte er, „nicht wahr, Doktor? Jetzt wird sie bald gesund werden. Wir spielen nicht mehr lange. Das Wetter war so entsetzlich. Wir konnten sonst nichts tun.“

„Warum entschuldigst du dich so eifrig, Papa? Ich habe ja kein Wort gesagt“, sagte Elisa lachend. „Das hast du freilich nicht, Liebling“, gab der Major zu. „Ich dachte, du könntest am Ende denken, wir täten nichts.“

Christian lachte laut auf. „Und hätte sie damit nicht eigentlich sehr recht?“ sagte er.

Alle lachten, Elisa nicht ausgenommen. Als sie weggegangen war, saß Doktor Hessel schweigend und spielte so schlecht, daß Christian ihn fragte, wo er seine Gedanken hätte. Der Doktor gab ihm keine Auskunft. Als die Partie zu Ende war, legte er die Karten auf den Tisch und erklärte, er beabsichtige, jetzt einen weiten Spaziergang zu machen.

„Bei dem Hundewetter?“ rief Christian.

„Bist du nie in der Stimmung gewesen, daß du gegen den Sturm ankämpfen und fühlen möchtest, wie der Schnee dir ins Gesicht peitscht?“ fragte der Doktor.

„Wenn ich zornig war, vielleicht; aber dann peitschte ich freilich noch lieber den durch, der mich erzürnt hatte“, erwiderte Christian.

„Wie machst du es aber, wenn du auf dich selbst zornig bist?“

„Das bin ich niemals“, versicherte Christian.

„Gehen Sie wirklich, Doktor?“ fragte der Major und blickte enttäuscht auf die Karten.

„Ich muß Luft haben“, erwiderte der Gefragte.

„Wozu? Die ist heute viel zu kalt.“

„Für mich nicht.“

Wenn Hessel sich etwas vorgenommen hatte, war es vergeblich, ihn davon abzubringen; er tat immer, was er wollte, darum ging er jetzt. Er hatte zu Christian gesagt, daß er sich selber zürne; das tat er auch auf seine Weise. Früher war er oft mit seinen äußeren Verhältnissen oder über andere Menschen unzufrieden gewesen, aber jetzt in einer Umgebung, in der er sich wohlfühlte und unter Menschen, die er lieb hatte – etwas, das nicht oft vorkam – fing er an, mit sich selbst unzufrieden zu sein.

Es lag mitunter ein gewisses Etwas in Elisas Blick, das bewirkte, daß ihm schlecht zumute wurde. Heute war dieser Ausdruck besonders deutlich hervorgetreten. Suchte sie bei ihm etwas, das sie nicht fand? Es lag eine unbewußte Frage in ihrem Blick, ein Ausdruck, als fühlte sie sich enttäuscht, wollte aber die Hoffnung nicht aufgeben. Dieser Blick rief die aufwärts strebende Kraft in ihm wach, die ihn in der Zeit der Jugend und der Ideale beseelt hatte. Wo war diese Kraft geblieben? Er wollte sie zurückrufen, kam sich aber wie ein flügel-lahmer Vogel vor, der vergebliche Versuche macht aufzufliegen.

„Fräulein Elisa“, sagte er, als er von seiner langen Wanderung im Schneesturm zurückkehrte, „bitte leihen Sie mir eins Ihrer Bücher, aus denen Sie die Nahrung für Ihr Seelenleben holen.“

Sie überlegte einen Augenblick und gab ihm dann Martensens Ethik.

Er blätterte mißtrauisch darin. „Wird es nicht für mich zu schwer verdaulich sein?“

„Ich habe es verstanden und sowohl Genuß als Nutzen davon gehabt“, erwiderte sie.

„Sie sind in solchen Dingen zu Hause, ich nicht“, wandte er ein.

„Das Buch wird Ihnen dazu verhelfen, falls Sie guten Willen haben.“ Es schien ihr daran zu liegen, daß er das Buch las.

„Sagen Sie mir, kann das, was tödlich getroffen worden ist, wieder ins Leben zurückgerufen werden?“ fragte er.

„Ja“, erwiderte sie, ohne zu zögern; der Ton ihrer Stimme hatte etwas Hoffnung einflößendes, denn sie bemerkte einen müden Zug

um seinen Mund und erkannte, daß er diese Frage mit Beziehung auf sich gestellt hatte. Sie verstand seine Zweifel zwar nicht, aber sie dachte an die wunderbaren Kräfte und Erfahrungen des verborgenen Lebens und antwortete damit übereinstimmend.

Sein Blick wurde mild, wie man ihn selten sah. Der Skeptiker fing an zu glauben, aber sein Glaube wurzelte nicht in Gott, sondern in – Elisa. Mit Irene ging es nach und nach besser. Das Fieber ließ nach; es folgte eine Zeit der Schwäche und des Mißmutes. Elisa bot ihren ganzen Einfluß auf, um ihrer Schwester wieder Lebenslust einzulößen, scheinbar ohne Erfolg.

„Warum habt ihr mich nicht sterben lassen? Ich habe ja nichts auf der Welt, wofür ich leben kann?“ klagte Irene eines Tages.

„Gott hat dir das Leben erhalten; erkenne daran, daß er seine besonderen Absichten mit dir hat“, sagte Elisa.

„Was kann ich tun? Ich bin ja zu nichts nütze“, fuhr Irene fort.

„Kein Mensch geht einflußlos durch die Welt“, sagte Elisa. „Auch deiner wartet eine Aufgabe, die zu erfüllen gerade du bestimmt bist.“

„Ich sehe keine.“

„Bitte Gott, daß er sie dir zeigt.“

„Ich habe keine Kraft.“

„Gott wird dir deine Stärke sein.“

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft, und der Doktor trat ein. Er kam, um Schlaf für Irene und einen Spaziergang für Elisa anzuordnen; diese war den ganzen Tag nicht draußen gewesen. Beide Schwestern waren bereit, ihm zu gehorchen.

Nun war Irene allein. Sie lag in der Dämmerung des Frühlingstages und träumte mit offenen Augen. Ein Gleichnis, das sie einmal von Sven Rise gehört hatte, kam ihr in den Sinn. Sie mußte daran denken, wie er von einem Vogel erzählt hatte, der sich auf dem Rohr

gewiegt hatte, bis es zerbrach. Das kümmerte aber den kleinen Sän-ger wenig, er flog aufwärts in den weiten Himmelsraum. Ach, war-um hatte sie keine Flügel, daß sie es hätte machen können wie jener Vogel? Sie zweifelte nicht an Gottes Liebe; Sven Rise hatte so oft gesagt, daß sie nicht mit menschlichem Maße gemessen werden könnte; warum aber war diese Liebe nicht imstande, sie zu trösten? Während der langen Tage und Nächte der Krankheit war manches Wort, das sie in ihrer Kindheit gehört hatte, ohne es recht zu beach-ten, in ihr wieder lebendig geworden und hatte ihren Blick nach oben gelenkt; aber jetzt, während der Genesung, hatten diese Worte ihre Kraft verloren, sie waren nicht imstande, den einförmigen Kreislauf ihrer hoffnungslosen Gedanken zu unterbrechen. Sie war so müde, das Leben lag schwer auf ihr. Warum, ach, warum hatte sie keine Flügel?

Was Elisa vorhin von einer sie erwartenden Aufgabe gesagt hatte, das hatte sich ihrem Gemüt eingepägt; es war ein Lichtstrahl in ihrem düsteren Gedankengang. Wenn sie diese Aufgabe ausfindig machen konnte, vielleicht würde dann die Freude am Leben wieder-kehren. Ach, wenn sie etwas Rechtes vollbringen könnte, um Hel-mer Bro zu beweisen, daß sie nicht das kleine, unbedeutende Ding war, für das er sie hielt! Doch nein; hier verirrtten sich ihre Gedanken auf eine unwürdige Bahn; sie suchte sie abzuweisen, aber ohne Erfolg. Darüber fielen ihr die müden Augenlider zu und sie schlief ein.

Während Irene träumte, ging Elisa an Hessels Seite die Landstraße hin. Die Waldwege waren verschneit und nicht gangbar. Sie gingen nicht in Richtung der Kirche, denn dort stand der Wald zu beiden Seiten des Weges, dort war der Schnee noch nicht weggetaut. Der Weg hinter dem Herrenhaus die Anhöhe hinan war steinig und frei, dorthin sandte die Sonne ihre erwärmenden Strahlen, solange sie am Himmel stand, dort „trug die Erde“, wie Hessel sich ausdrückte. Er hatte den Frühling nicht gern und begriff nicht, wie die Dichter mit Vorliebe die Zeit des Eisbruchs besingen konnten. „Ich finde keine Poesie darin, wenn die Wirbelwinde aus allen vier Himmelsrichtun-gen mir den Hut vom Kopf reißen, oder wenn ich im Schneebrei waten muß, oder wenn mir sprudelnde Bäche mitten auf der Land-straße über die Füße laufen.“

Elisa lachte über seinen Ärger und verteidigte den Frühling. „Das

erwachende Leben in der Natur weckt neuen Lebensmut im Menschen. Überall regt es sich und will uns mit fortreißen.“

„Ganz wie der Sturm“, fügte er hinzu, als ein heftiger Windstoß daherfuhr, der sich in ihren Kleidern verfang. Schweigend kämpften sie gegen den Wind an, bis er ein wenig nachließ. „Ah“, sagte er gedehnt und blieb stehen, um wieder zu Atem zu kommen, „was verstehen Sie eigentlich unter Leben?“

Die Frage fesselte sie, aber es wollte ihr nicht gelingen, ihren Gedanken oder richtiger ihrem Empfinden Ausdruck zu geben.

„Ist das Leben überhaupt etwas?“ fuhr er fort. „Ist es ein Ganzes? Besteht es nicht vielmehr aus einer Menge unbedeutender Kleinigkeiten ohne Wert? Ist es nicht, wenn es zum Gelingen kommt, nur eine Gewohnheit?“

„Wer es nur als eine Gewohnheit empfindet, bei dem ist es am Erlöschen“, erwiderte sie.

„Mir scheint es so, ich bin aber durchaus nicht im Absterben.“

„Unser leibliches Leben ist nicht der Vollbegriff des Lebens“, sagte sie. „Nur das ist Leben, was niemals stirbt.“

Elisa hatte mitunter etwas von einer Sibylle an sich; so stand sie auch jetzt vor ihm. Er ließ sich aber nicht verwirren. Mit dem Arm eine weitausholende Bewegung machend, wies er auf die Landschaft um sich her und sagte: „Vorhin nannten Sie Leben das, was sich im Frühling regt, im Herbst muß aber dieses Leben sterben. Wie können Sie behaupten, daß das Leben nicht stirbt?“

„Ich weiß nicht, ob auch andere Menschen denken wie ich“, erwiderte sie zögernd, „ich sehe in dem Leben der Natur ein Symbol. Unser irdisches Leben ist gleichsam die Puppe, in der das wahre Leben sich entwickeln soll.“

„Sie schlagen das irdische Leben nicht hoch an, wie mir scheint“, bemerkte er.

„Doch, ich halte es viel höher als derjenige, der meint, mit diesem

Leben wäre alles aus. Wenn das wäre, dann wäre das Leben zwecklos; es hat aber in Wahrheit Wert für die Ewigkeit. Begreifen Sie das nicht?“

„Ist Ihnen dieses arme Erdenleben um seiner selbst willen nicht wichtig?“ fragte er.

Sie lächelte über seinen bewegten Ton. „Ja, mehr als ich will.“

„Das freut mich“, sagte er erleichtert.

Schweigend gingen sie weiter, jeder an einer Seite des Weges, wo es weniger schmutzig war, als in der Mitte. Hessel blieb ein wenig zurück und beobachtete Elisas Haltung und Gang. Sie hatte eine bewundernswerte Begabung, alles anmutig zu tun, ohne das selbst zu wissen. Sogar jetzt, da sie im Regenmantel auf der schmutzigen Landstraße gegen den Sturm ankämpfte, nahm sie sich gut aus. Er dachte an den Vergleich, den sie vorhin gemacht hatte und fand die Puppe so schön, daß sie der Entwicklung nicht mehr bedurfte. Plötzlich wandte Elisa sich um und bemerkte, daß er lächelte. Sie fragte nach dem Grund.

„Sie sind so frisch und natürlich, woher haben Sie den mystischen Hang?“ fragte er, ohne ihr zu sagen, woran er gedacht hatte.

„Den mystischen Hang?“

„Jawohl; jenes Leben, von dem Sie eben sprachen, ist unfaßbar. Wer kann es ergründen?“

„Derjenige, der es lebt“, gab sie zur Antwort.

„Wie könnte zum Beispiel ich armer Tropf dahin kommen?“

„In derselben Weise, wie Sie zu dem leiblichen Leben gekommen sind; sie müssen hineingeboren werden“, erwiderte sie. „Sie haben ja wohl das Gespräch Jesu mit Nikodemus gelesen?“

„Das habe ich. Der Wind bläst, wo er will und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wo er kommt und wohin er geht. Das scheint mir ein wahres Wort zu sein.“

„Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist“, fügte Elisa hinzu.

„Ob die vom Geist Geborenen wohl immer selbst wissen, von wo sie kommen und wohin sie gehen“, fragte der Doktor, „sie scheinen manchmal recht töricht zu sein.“

„Wer das wahre geistliche Leben kennt, weiß es“, erwiderte Elisa. „Er kommt von Gott und geht zu Gott.“

Der Doktor blieb stehen. „Wie können Sie dessen so gewiß sein? Wie wissen Sie, daß das Leben des Geistes wirklich zu Gott durchdringt und nicht im Tod endigt? Keiner der Toten ist zurückgekommen, um uns das zu sagen.“

„O doch, der auferstandene Herr hat es uns gesagt. Wer glaubt, der bekommt von Ihm das Leben und wird den Tod nicht sehen.“

Sie war auf der Anhöhe stehen geblieben. Er stand einige Schritte tiefer und betrachtete, wie sich ihre Gestalt von dem wolkenlosen Frühlingshimmel abhob.

„Kommen Sie herauf, damit Sie nach der anderen Seite hinüberblicken können, ehe wir umkehren müssen“, sagte sie.

Er gehorchte. Als er an ihrer Seite den Sonnenuntergang beobachtete, erschien ihm dies ein gutes Vorzeichen.

Elisa konnte keinen strahlenden Sonnenuntergang sehen, ohne jenes Wintertages vor einigen Jahren zu denken, an dem sie mit Gustav Adolf und Irene zusammen versucht hatte, einiges aus der reichen Bildersprache der Natur zu deuten. „Haben Sie je einen Christen sterben sehen, Herr Doktor?“ fragte sie.

„Nein“

„Ich habe es einmal gesehen und werde es nie vergessen.“

Hessel dachte bei sich, daß, wenn er auch an demselben Sterbebett gestanden hätte, er doch nicht dasselbe erlebt haben würde wie sie.

„Die Todesstunde war für Sven Rise die glücklichste Stunde auf

Erden. Für ihn hatte dies irdische Leben auch nur darum so hohen Wert, weil es die Vorbereitungszeit für die Ewigkeit ist.“

Es war das erstemal, daß Elisa Sven Rises Namen Hessel gegenüber nannte. Er fragte sich, was das wohl zu bedeuten hätte. Gewiß hatte sie es ganz unwillkürlich getan. Als sie den Rückweg antraten, ließ Hessel den Gegenstand, den sie erwähnt hatte, nicht wieder fallen; er brachte sie dahin, mehr von Sven Rise zu sprechen. Noch nie war sie ihm mit soviel Vertrauen entgegengekommen. Er ging nicht mehr an der anderen Seite des Weges, sondern dicht neben ihr, ohne auf den Schneeberg zu achten, in dem er waten mußte.

Der Wind legte sich. Die graue Dämmerung nach Sonnenuntergang schien sie einander näher zu bringen, indem sie die Gegenstände um sie her in einen geheimnisvollen Schleier hüllte. In der Seele des Doktors reifte ein Entschluß. Er wollte zu Elisa emporsteigen, koste es, was es wolle.

An diesem Abend war er so in sich gekehrt, daß sowohl der Major als auch Christian fragten, was er hätte. Daß seine Stimmung wechselte, daran waren sie gewöhnt, aber noch nie hatten sie ihn so ernst und gedankenvoll gesehen, wie heute. Das mußte einen besonderen Grund haben. Dem Doktor beliebte es aber nicht, ihre Neugierde zu befriedigen. Am folgenden Tag, als Elisa wie gewöhnlich gegen sieben Uhr ihren häuslichen Geschäften nachging, begegnete ihr Hessel im Hausflur. Er kam von draußen und Elisa drückte ihr Erstaunen aus, ihn so früh zu treffen.

„Wissen Sie, Fräulein Elisa“, begann er verdrießlich, „nach meiner Ansicht ist es wenig pädagogisch, die Vortrefflichkeit eines anderen hervorzuheben, um einen ohnehin unglücklichen Menschen über sich schamrot zu machen; aber ich muß Ihnen bekennen, daß das, was Sie mir gestern von der Arbeitskraft dieses Rise erzählt haben, seine Wirkung getan hat.“

„Ich habe es gewiß nicht erzählt, um Sie zu beschämen, Herr Doktor.“

„Ich glaube Ihnen, aber dessen ungeachtet habe ich mich geschämt. Es ist nicht das erstemal, daß Sie mich dahin gebracht haben. Wie geht das zu?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte sie unschuldig, indem sie sich fragte, was sein eigentümliches Wesen wohl zu bedeuten hätte. Augenscheinlich hatte er etwas auf dem Herzen.

„Sie bringen mich dahin, mich vor mir selber zu schämen, nicht durch das, was Sie sagen und tun, aber durch das, was Sie sind“, sagte er. „Mittlerweile bin ich nun draußen gewesen und habe nachgedacht.“

„Sind sie zu einem Ziel gekommen?“

„Nicht ganz, das Zünglein an der Waage schwankt noch immer. Aber ein Wort von Ihnen kann machen, daß die eine Waagschale sich senkt“, erwiderte er.

Sie sah ihn fragend an; ihr Herz fing an heftiger zu schlagen, denn sie las in seinem Gesichtsausdruck, daß die Stunde irgendeiner Entscheidung gekommen war.

„Die Frage ist die, wenn etwas aus mir werden soll, ob ich dann Elghyttan verlassen muß, oder ob ich hier bleiben kann“, sagte er.

Ihre Augen glänzten. „Sie müssen gehen“, erwiderte sie.

„Sehnen Sie sich so sehr danach, mich loszuwerden?“ fragte er mit mehr angenommener als wirklicher Traurigkeit, denn er verstand, was sie meinte.

„Ich möchte Sie als den Mann sehen, der Sie sein könnten“, erwiderte sie, während Blick und Ton eine gewisse Weichheit, zugleich aber auch eine Aufforderung enthielten.

Während des täglichen Beisammenseins mit diesem Mann hatte Elisa gefühlt, wie er ihr mehr und mehr wert wurde, obgleich er in ihrer Achtung gesunken war. Das hatte sie beunruhigt. Kämpfe und Leiden drohten daraus zu entstehen. Als sie nun sah, daß er versuchte, aus diesem unmännlichen Schlendrian, der so entwürdigend war, herauszukommen, erfüllte innige Freude ihr Herz. Ihr Eifer, ihm mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu helfen, fand keine Grenzen.

„Und wenn ich es geworden bin?“ fragte er mit einem durchdrin-

genden Blick, der sie erkennen ließ, daß für ihn alles von ihrer Antwort abhing.

Sie zitterte vor der Beantwortung, aber ihr Herz pochte. „Dann –“ begann sie, hielt aber inne. Sie hielt die Zeit noch nicht für gekommen, mehr zu sagen. Noch einige Augenblicke blieb sie stehen, dann verließ sie ihn, ohne den Satz zu vollenden.

Wie verklärt hatte sie vor ihm gestanden, als sie das eine kleine; so verheißungsvolle Wort aussprach. Es kam ihm vor, als hätte er in dieser Stunde tief in ihre Seele geblickt. Er strich sich mit der Hand über Stirn und Augen; es lag etwas wie Hoffnungslosigkeit in dieser Bewegung. Konnte er wohl je der Mann werden, wie sie ihn erhoffte und erwartete? Und würde sie ihn dann wirklich lieben?

Noch an demselben Tag teilte Hessel der Familie mit, daß er nach Stockholm zu reisen gedächte, um seine Studien zu vollenden. Die Mitteilung rief große Bestürzung hervor. Der Major war sehr aufgebracht und machte unzählige Einwendungen; Christians Widerstand war ungewöhnlich lebhaft; aber nichts konnte den Entschluß des Doktors ändern.

„Elisa, warum sagst du nichts zu den neuen Plänen des Doktors? Überrede du ihn zu bleiben, versuche es wenigstens, vielleicht gelingt es dir besser als uns“, bat der Major.

„Ein Mann bleibt seinem guten Entschluß treu und läßt sich nicht dareinreden“, erwiderte sie, indem sie sich zu Christians Dachshund herabbeugte und ihn streichelte.

Christian sah sie und dann den Doktor an, zog die Augenbrauen in die Höhe und machte keine weiteren Versuche, den Flüchtling zu überreden.

Wenige Tage später verließ Hessel Elghyttan und reiste nach Stockholm. Niemand ahnte, wieviel Überwindung es ihn kostete, in seinem Alter die Studien noch einmal aufzunehmen; aber seine Kraft war erwacht und nun sollte sich zeigen, was sie leisten konnte. Sein scharfer Verstand half ihm bei seinen Studien; nach glänzenden Zeugnissen strebte er nicht, was er wollte, war nur das, vom Staat anerkannter Arzt zu werden. Und gab es noch etwas anderes, was er

erstrebte und sich zu eigen machen wollte, das war das Leben, von dem Elisa gesprochen hatte. Mitunter meinte er, es gefunden zu haben; aber immer wieder mußte er erkennen, daß seine Phantasie ihm nur Luftgebilde gezeigt hatte.

Eines Abends war er mit einigen jungen, lebensfrohen Kandidaten in der Anatomie. Das Licht fiel scharf auf einen jungen Mann, der über eine Leiche gebeugt stand und von seinen Arbeiten so sehr in Anspruch genommen war, daß er vergessen zu haben schien, was er unter den Händen hatte. Hessel verglich das Profil des Lebenden mit dem Toten. Auf dem Gesicht des Lebenden prägte sich Klugheit aus, der Geist kam in jeder Miene zum Ausdruck. Das Gesicht des Toten war starre Ruhe.

Was berechtigt den einen Menschen, den anderen wie eine Sache zu behandeln? Gibt das Leben dem einen die Macht über den anderen? Ist der Leichnam nicht mehr als der Tisch, auf dem er liegt? Hessel hätte den Lebenden fragen mögen, weshalb er sich so abmühte. Nach einigen rasch dahineilenden Jahren würde auch er selber daliegen, wie ein lebloser Stoff. Er hätte ihm zurufen mögen: Mensch, gebrauche deine Kräfte zu solchen Dingen, die wenigstens greifbaren Wert haben, isß, trinke und genieße, denn morgen bist du tot.

Einer der anderen Kandidaten trat zu dem jungen Mann, dessen Profil Hessel studierte und sagte, auf die Leiche deutend: „Es war doch greulich, daß er sich bei seinen Lebzeiten an die Anatomie verkauft hat. Erst als seine Witwe ihn beerdigen lassen wollte, erfuhr sie, daß er sich verkauft und das Geld durchgebracht hatte.“

„Laß das“, sagte der erste unangenehm berührt, „was geht’s mich an, was er bei Lebzeiten gewesen ist und getan hat?“

Diese Unterredung gab seinem Gedankengang eine neue Richtung. Kümmerte sich auch Gott nicht darum, was dieser Mensch bei Lebzeiten getan hatte und gewesen war? Wurden seine Handlungen und das innere Wesen, dessen Ausdruck sie gewesen waren, von Gott beurteilt oder lebten sie nur in der Erinnerung der Hinterbliebenen fort? Waren sie folgenswer für die Ewigkeit? Wer kann darauf Antwort geben, dachte er.

So oft die tieferen Fragen der Menschheit sich ihm aufdrängten, nahmen sie eine Richtung, die ihm unangenehm war; sie wandten

sich gegen ihn selbst und wurden zudringlich. So auch jetzt. „Was hast du in deinem Leben getan, was bist du geworden? Wie ist dein inneres Wesen, nach welcher Richtung hin wird es sich entwickeln, wenn es eine Fortsetzung in der Ewigkeit gibt?“ Lästige Fragen! Doktor Hessel wich ihnen aus und brachte die Stimme zum Schweigen, die ihm sagte, daß er an seinem eigenen Herzen die Menschheit und deren Geheimnisse kennen lernen müßte. Er blieb dabei, bei anderen zu suchen, darum fand er keine Lösung.

Das geräuschvolle Weltleben kannte er, er hatte dessen Freudenbecher geleert und die Bitterkeit gekostet. Er wußte, das daß, was er suchte, dort nicht zu finden war; er suchte jemand, der nicht schreit noch ruft, und dessen Stimme man nicht auf den Gassen hört. Er erinnerte sich des Ausdrucks „inwendig in euch“. Darum suchte er die Tiefen des menschlichen Herzens zu ergründen. In seinem eigenen Herzen konnte er das Leben des Geistes nicht finden, das wußte er. Elisa zu studieren war für ihn zwecklos; ihre Nähe verwirrte seine gesunde Vernunft; unparteiisch und nüchtern mußte er suchen, sonst, fürchtete er, würde sein Forschen zum reinen Humbug führen.

Im Krankenhaus richtete er außer den notwendigen Fragen noch viele andere an seine Kranken; er nahm an allem Anteil, was sie betraf. Dadurch gewann er ihr Vertrauen und erfuhr vieles über ihre Krankheiten, Geschicke und Lebensverhältnisse; aber ein Geistesleben fand er bei ihnen nicht; meistens spürte er, daß ihnen der Sinn für etwas Höheres fehlte. Von seinen Kranken hatte er den Eindruck gewonnen, daß das irdische Leben und das Erringen zeitlicher Güter das einzig Notwendige ist.

Er stand an verschiedenen Sterbebetten; die Sterbenden verrieten aber weder Todesfurcht noch die Hoffnung auf ein künftiges Leben. Einige entschliefen ohne Bewußtsein, andere ersehnten den Tod als den Befreier von ihren körperlichen Qualen. Weil er so lange nicht fand, was er suchte, wurden seine Zweifel immer stärker. Gott hatte ja gesprochen: „Du bist Erde und sollst zu Erde werden.“ Etwas Vorhergehendes oder Nachfolgendes gibt es also nicht. Wie töricht ist also derjenige, der sich die Zeit, die ihm zubemessen ist, mit Skrupeln verdirbt, statt zu genießen, was sich darbietet.

Er fühlte sich versucht, das fruchtlose Suchen nach einem Etwas, das scheinbar nicht da ist, aufzugeben; nur der Gedanke an Elisa spornte

ihn zur Ausdauer an. Das, woran sie, die so klug und nüchtern war, so fest glaubte, mußte doch wohl etwas sein. Und auch Gustav Adolf; ein bloßes Hirngespinnst konnte ihm nicht den dauernden fröhlichen Eifer geben, sein ganzes Leben dem Bestreben zu widmen, andere Menschen für den Glauben zu gewinnen, von dem er selbst beseelt war. So suchte er Gustav Adolfs Gesellschaft.

Der hatte kurz nach seiner Ordination eine Pfarre in der Hauptstadt erhalten. Seine Kirche war gedrängt voll. Auch Hessel ging dorthin und drängte sich mit unter die anderen, aber es fiel ihm schwer, in dem Prediger etwas anderes zu sehen und zu hören als Elisas Bruder. Wenn sein Blick über die Menge der Zuhörer glitt, dann war ihm spöttisch zumute. Kleinliche Selbstsucht schien sich ganz gut mit Seufzern und Tränen der Rührung zu vertragen. Sein Herz war mißtrauisch gegen Erscheinungen, die sich zum Guten hätten deuten lassen können und sein Blick war scharf, wenn es galt, Fehler ausfindig zu machen.

„Du sprichst zu viel von Gnade; verschiedenen deiner Zuhörer würde es heilsam sein, das Gesetz predigen zu hören“, sagte er eines Tages zu Gustav Adolf.

„Wieso?“

„Letzten Sonntag zu Beispiel sah ich in deiner Kirche eine feine Dame sich zu einem überfüllten Kirchenstuhl durchdrängen; dort drückte sie sich hinein, obwohl kein Platz mehr frei war und rückte so lange hin und her, bis sie bequem sitzen konnte; dadurch wurde ein Mann genötigt aufzustehen. Sie gönnte dem aber keinen Blick des Dankes, sondern nahm die Sache als selbstverständlich hin. Dann hörte sie mit augenscheinlicher Rührung und Erbauung die Predigt von der unverdienten Gnade Gottes gegen die Sünder. Du gabst ihr völlige Absolution für ihren Eigennutz.“

Gustav Adolf wurde ernst. „Ich kann nur von dem reden, wovon mein Herz voll ist“, sagte er. „Wenn das Wort von dem einen mißverstanden wird, so fällt es bei einem anderen auf guten Boden, das hoffe ich wenigstens.“

Hessel beobachtete den jungen Pfarrer scharf und setzte ihm manchmal hart zu. Er wollte dieses Herz, das so warm und unerschrocken

Gott und den Menschen entgegenschlug, ergründen. Und das war keine schwere Aufgabe, denn bei Gustav Adolf war alles offenkundig, es war kein Falsch in ihm. Auch seine Fehler lagen offen zutage, er suchte sie nie zu verbergen, um an Ansehen zu gewinnen, aber er war wachsam und kämpfte gegen sie; darum ließen sie sich nicht als Waffen gegen sein Christentum gebrauchen.

Hessel fühlte sich von Gustav Adolfs Glaubensleben in hohem Grade angezogen, aber er erklärte sich die edle Persönlichkeit und das kindliche Gemüt des jungen Mannes als etwas ihm Angeborenes. Einigen wurde es leicht zu glauben, ja es war für sie natürlich, und andere schienen dazu ausersehen, sich mit Zweifeln zu plagen.

„Du kritisierst mich immer und tadelst alles, was ich tue“, sagte Gustav Adolf eines Tages halb ungeduldig, halb traurig.

„Nimm dir das nicht zu sehr zu Herzen, es ist nicht böse gemeint.“

„Was bezweckst du denn damit?“ Gustav Adolf sah ihn mit seinen ehrlichen Augen an.

So oft Hessel diesem Blick begegnete, meinte er den Widerschein dessen wahrzunehmen, was er suchte. „Was ich bezwecke?“ wiederholte er zerstreut. „Ich habe zu viel Galle, die läuft zuweilen über, und da ich der Ansicht bin, daß du stark genug bist, um die Dusche zu ertragen, so bekommst du sie. Sie tut dir vielleicht gut inmitten all des Weihrauchs, den man dir streut.“

„Die Leute kommen doch nicht meiner Person wegen zur Kirche, sondern aus Durst nach dem Evangelium“, erwiderte Gustav Adolf.

„Es hat wirklich den Anschein, als ob du das glaubtest“, bemerkte Hessel, „du bist in der Tat auffallend bescheiden.“

Gustav Adolf verstand Hessels Zweifel nicht, aber er hielt ihn für einen, der aufrichtig nach Wahrheit sucht. Wenn er ihn von der Kanzel aus unter seinen Zuhörern bemerkte, tat er ein stilles Gebet für ihn. Laut und warm verkündigte er das einfache Evangelium, ohne Scheu vor dem klugen Kritiker.

Als Hessel sein Examen gemacht hatte, zog ihn eine fast unüberwindliche Sehnsucht nach Elghyttan. Eine Zeitlang widerstand er

zwar. Als er Elisa verließ, hatte er, von ihrer Persönlichkeit mächtig beeinflußt, beschlossen, nicht zurückzukehren, ehe er mit ihr den Glauben teilen konnte, der ihr Leben war. Er hatte sich jetzt müde gesucht, ohne ihn zu finden. Mußte er auf sie verzichten? Aber sie war ja für ihn das begehrenswerteste Gut. Ohne sie konnte nichts Rechtes aus ihm werden. Sie hatte ihn zur Kraftanstrengung getrieben, nur sie konnte das Gute in ihm fördern. Sollte er die guten Regungen seines Herzens mißachten, weil sie nicht dem höchsten Gut galten, wie andere es nannten? Elisa war seine Gottheit; zu ihr aufzusehen machte ihn zu einem besseren Menschen; sollte er sich damit nicht genügen lassen, so lange er keinen anderen Gott kannte?

Er beschloß, die Entscheidung in ihre Hand zu legen und sie zu zwingen, seinem Willen gemäß zu antworten. Die Umstände waren ihm günstig; der alte Dorfarzt auf Elghyttan starb, die Stelle wurde öffentlich ausgeschrieben, und Hessel reichte sein Gesuch ein. Wenn er gewählt wurde, dann war seine Wohnung in Elisas Nähe, und er konnte sie sehen, so oft er wollte. Wenn sie ihm anfangs aus Gewissensbedenken auszuweichen suchte, wollte er schon dafür sorgen, daß ihr das auf die Dauer schwer werden sollte. Er wußte, daß sie ihn liebte, und er glaubte an die Macht der Liebe.

KAPITEL 7 --- Kommen und Gehen

In dem Frühling, als Hessel Elghyttan verlassen hatte, war Gustav Adolf ordiniert worden. Elisa und Christian waren damals nach Upsala gereist, um bei der Feier zugegen zu sein. Gustav Adolf reiste mit ihnen nach Hause und war noch eine Zeitlang auf Elghyttan, ehe er sein neues Amt in Stockholm antrat.

Er fand Elisa sehr verändert. Ihr Herz schien von einem Glück erfüllt zu sein, das nicht verborgen bleiben konnte. Überall blickte es durch, im Gang und in der Haltung, in der Stimme und im Blick. Mitunter schien sich dieses innere Licht ohne erkennbaren Grund zu verdunkeln oder doch eine andere Färbung anzunehmen. „Gustav Adolf“, sagte sie in einer solchen Stunde, „helf mir beten, daß nichts auf Erden mir so teuer wird, daß ich den Himmel darüber vergesse.“

„Was meinst du mit dieser Bitte?“ fragte er.

„Ich weiß es selbst kaum“, sagte sie und blickte ins Leere, „ich glaube, das Glück, das mich beseelt, stammt nicht ausschließlich von der Erde. Zuweilen scheint es ein Licht zu sein, das nach oben leuchtet.“ Dann wieder seufzte sie: „Warum legt sich immer wieder Staub auf die Flügel, die uns empor tragen wollen?“

„Auch unsere Sünden und Schwächen dürfen wir zum Herrn bringen, täglich will Er uns reinigen und heiligen.“

„Es ist so schwer, daß wir nicht einen einzigen vollkommen heiligen Gedanken fassen können.“

„Es kommt die Zeit, da wir rein und heilig vor Gott stehen werden, dann, wenn Er sein Werk an uns vollendet hat.“

„Aber bis dahin?“

„Bis dahin gilt es, in Seiner Kraft zu kämpfen.“

„Wenn uns aber etwas begegnet, von dem wir nicht wissen, ob es uns

gut oder schädlich ist, was sollen wir dann tun?“ fragte sie nach kurzem Schweigen.

„Meinst du etwas Bestimmtes, worüber du nicht im reinen bist, Elisa?“ fragte er.

„Vielleicht“, erwiderte sie.

„Sage mir, was es ist.“

Sie schüttelte den Kopf. „Hast du nichts in deinem Herzen, das nicht in Worte gekleidet werden kann?“ fragte sie zögernd.

„Nein“, entgegnete er so entschieden, daß sie lächeln mußte.

„Mir geht es so“, erklärte sie ihm.

„Das ist nicht gut. Wenn du mir gegenüber keinen Ausdruck dafür findest, so mußt du dich desto mehr bemühen, Gott gegenüber offen zu sein.“

„Gott weiß, was es ist, besser als ich, mag Er bis auf weiteres es allein wissen“, erwiderte sie. In diesem Augenblick trat Irene ein. Sie hatte sich jetzt soweit erholt, daß sie außerhalb des Bettes sein konnte.

„Wie geht es der Kleinen heute?“ fragte Gustav Adolf freundlich. Sie tat ihm leid, und er suchte sie auf jede Weise aufzumuntern und zu zerstreuen, ohne ihren Kummer zu berühren.

Irene war für Eindrücke sehr empfänglich, und der Verkehr mit dem Bruder wirkte heilsamer auf sie als alle Arznei. Von dem aber, was ihrem Herzen am nächsten lag, konnte sie nicht mit ihm reden. Nur Elisa gegenüber hatte sie Helmer Bro erwähnt, seitdem die Verlobung aufgehoben worden war.

Eines Abends, als die Dämmerung hereinbrach, fand Irene Mut und Gelegenheit, Elisa zu sagen: „Elisa, hast du Helmer in Upsala getroffen?“

„Nein, ich habe ihn nur von weitem gesehen.“

„Verkehrt Gustav Adolf viel mit ihm?“ Ihre Stimme klang erregt.

„Nicht so viel wie früher, glaube ich“, erwiderte Elisa ohne aufzublicken.

„Meinetwegen?“ fragte Irene kaum hörbar.

„Zum Teil gewiß“, erwiderte Elisa sanft, „sie sind aber auch in der letzten Zeit einander so unähnlich geworden.“

„Wie kommt das?“

Es war so finster geworden, daß Elisa ihre Handarbeit nicht mehr sehen konnte; sie legte sie weg und zog Irene an sich. „Die Verschiedenheit ihres Charakters ist wohl schärfer hervorgetreten, je mehr sie sich entwickelt haben“, sagte sie.

„Dann muß es Helmer sein, der sich verändert hat, denn Gustav Adolf ist sich gleich geblieben, finde ich“, sagte Irene.

„Er hat an Festigkeit und Klarheit zugenommen.“

„Und Helmer?“ fragte Irene.

„Er“, erwiderte Elisa zögernd, „hat nicht diese Festigkeit und Hingebung an Gott, andere Dinge beschäftigen ihn mehr.“

„Das ist aber sehr menschlich“, verteidigte ihn Irene.

„Du hast recht, es ist sehr menschlich, mit seinem Streben in dieser Welt zu wurzeln.“

Irene schwieg und bezog das, was Elisa von Helmer gesagt hatte, auf sich. Auch ihr Sinn stand mehr nach dieser Welt, als nach der ewigen. Sie fühlte wohl, daß das nicht richtig war, am traurigsten aber fand sie doch ihre hoffnungslose Sehnsucht. „Ach Elisa, wenn ich doch etwas wüßte, wofür ich leben könnte! Was soll ich anfangen?“ rief sie.

„Du bist noch viel zu schwach, um etwas tun zu können.“

„Wenn ich aber wüßte, daß ich eine Aufgabe zu erfüllen hätte, wenn ich gesund bin, dann würde ich eher gesund. Dann würden meine

Gedanken in eine andere Bahn gelenkt werden; jetzt schweiften sie immer in die Vergangenheit zurück. Ach, wenn ich Gott so leidenschaftlich lieben könnte wie ihn!“

„Die heilige Liebe ist leidenschaftslos“, erwiderte Elisa. Sie nahm Irenes Hände und beruhigte sie.

Irene weinte leise, das tat ihr gut. Elisass Worte machten sie ruhig und lenkten ihren Blick nach oben. Sie erkannte es als Unrecht, ihr Herzeleid als Mittelpunkt ihres Gedankenlebens zu machen; sie würde es als Befreiung empfunden haben, sich davon losmachen zu können. Das Leben umschloß edlere Leiden als das ihrige und höhere Freuden als diejenigen, nach denen sie trachtete. Sie sehnte sich danach, aus ihrer Selbstsucht herauszuwachsen und jene großen, heiligen, leidenschaftslosen Gefühle kennenzulernen.

Als Gustav Adolf abgereist war, bildeten seine Briefe, wie immer, die Lichtpunkte in Elisass Leben. An sie schrieb er am meisten, die beiden standen sich sehr nahe. So schrieb er eines Tages: „Ist es nicht etwas Hohes und Herrliches, daß ich der großen Menge das sagen darf, wovon mein Herz erfüllt ist? Mir geht es wie Paulus, als er schrieb: Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige! – Das Leben bietet soviel, was gut und schön ist, reiche aber einem Menschen, der in der Nacht seiner Sünde um Hilfe und Rettung schreit, das Beste, was die wissenschaftliche Forschung gefunden hat oder die edelste Blume des Künstlergeistes, und du wirst erfahren, welchen geringen Wert all das der Ewigkeit gegenüber hat. Ich für meinen Teil achte es alles für Schaden gegenüber der überschwenglichen Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn.“

„Ich komme soeben von dem Sterbebett eines Mannes, der, als er seine Sünden erkannt hatte, meinte verzweifeln zu müssen. Es ist etwas Herrliches, wenn man, wie es mir hier vergönnt war, Zeuge sein darf der Kraft und der Wirkung des Evangeliums Jesu Christi. Der sterbende Mann war kein grober Sünder gewesen, sondern hatte ein rechtschaffendes Leben geführt. Er hatte geistige Interessen gehabt und hatte Christus als einen idealen Menschen gehuldigt. Im Angesicht des Todes konnte ihn dies alles aber nicht beruhigen. Der Blick auf das geschlachtete Gotteslamm und die Worte, die Jesus am Kreuz zu dem Schächer gesprochen hatte, die, und die allein gaben ihm den Trost, dessen er bedurfte, um ruhig sterben zu können. Sol-

che Erfahrungen stärken den Glauben, und dies ist doppelt nötig in einer Zeit wie der unsrigen, in der nicht nur die unteren Klassen der Menschheit, sondern auch viele der Hochgestellten, besonders der Gelehrten, ja selbst solche, die sich Christen nennen, durch Wort und Wandel bezeugen, daß sie meinen, eines Retters und Heilandes nicht zu bedürfen. Da gilt es, die Kreuzesfahne hoch zu halten! O, wie ich dieses verachtete Kreuz, das Zeichen der Liebe Gottes, ehre und hochschätze! Es soll der Inhalt meiner Predigten sein, so lange ich lebe. Zuweilen drückt mich die Sorge nieder, es wäre möglich, daß ich abfallen könnte; denn die Welt lockt, und die Sünde ist mächtig in mir. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum. Er ist der Stärkere. Elisa, bete für mich, daß ich Ihm treu bleiben möge bis in den Tod! ...“

Diesen Brief las Elisa im Familienkreis vor. Der Major war gerührt, Christian ebenfalls, obgleich er es zu verbergen suchte. Auf Thorwald schien der Brief am wenigsten Eindruck zu machen. Er hatte lange mit Gustav Adolf zusammengelebt und war an dessen Lebensanschauung gewöhnt. Irene war sehr nachdenklich geworden. Sie sagte nichts, aber ein paar Tage später bat sie Elisa, den Brief noch einmal sehen zu dürfen. Als sie ihn bekommen hatte, ging sie in den Wald und setzte sich in die Nähe des Wasserfalls. Dort las sie den Brief noch einmal durch und versank dann in tiefes Nachdenken.

Am Abend ging sie zu Elisa, nachdem diese schon zu Bett gegangen war und fragte leise: „Störe ich dich?“ Und auf die verneinende Antwort fuhr sie fort: „Elisa, ich glaube, ich weiß jetzt, was ich tun will, wenn ich kräftig genug sein werde. Lange habe ich darüber nachgedacht und nicht gewußt, ob ich mich dafür entscheiden sollte. Gustav Adolfs Brief hat den Ausschlag gegeben. Ich möchte zu den Heiden gehen und ihnen von Christus erzählen. Hier zu Hause kann ich nichts, hier wissen alle schon so viel; glaubst du, daß Gott mich ruft?“

„Ja, Irene, das glaube ich“, erwiderte Elisa.

„Dann ist es Gottes Wille“, sagte Irene voll Andacht, „ich dachte, wenn du ja sagtest, sollte mir dies ein Zeichen sein.“

„Hast du mit Papa gesprochen?“

„Nein, ich wollte erst hören, was du sagen würdest.“

„Ich glaube, du mußt seine Antwort, nicht die meinige, als ein Zeichen ansehen“, sagte Elisa.

Einige Tage später teilte Irene dem Vater ihren Plan mit. Dieser faßte ihren Vorschlag zuerst als Scherz auf, als er aber sah, daß es ihr ernst damit war, brach der Sturm los. Die Heftigkeit, mit der er widersprach, bewies, wie wenig er Gehorsam erwartete. Seine Schwäche erkennend wollte er jeder Überredung vorbeugen und erging sich in stürmischen Auslassungen über die Torheit eines solchen Ansinnens.

Elisa versuchte, ein gutes Wort für Irene einzulegen, aber nun brach auch der Sturm über sie los. „Du bist ganz verwöhnt; immer hast du deinen Willen durchgesetzt; diesmal gedenkt aber dein Papa nicht nach deiner Pfeife zu tanzen, meine Gnädige. Ihr haltet immer zusammen gegen euren alten Vater, diesmal aber wird er einen Riegel vorschieben.“

Elisa winkte Irene, das Zimmer zu verlassen; sie selber blieb, um den Sturm austoben zu lassen. Irene ging in den Garten. Daß ihr Vater ihren Vorschlag nicht billigte, war natürlich, er verstand ja nichts vom Missionsberuf. Daß ihre Pläne aber in dieser Weise scheitern würden, hatte sie nicht gedacht; sie erwartete im Gegenteil eine Art Wunder von Gott. Sie hatte sich ganz opfern wollen, und nun stand sie da und sah alles an dem Widerstand des Vaters scheitern.

Sollte sie sich zurückhalten lassen? Wenn Elisa oder Gustav Adolf sich ihrem Wunsch widersetzt hätten, würde sie eher geglaubt haben, darin einen Wink Gottes sehen zu sollen. Sie und ihre Geschwister hatten den Major herzlich lieb, so wie man ein gutes Kind liebt, aber nicht wie einen Vater, dem man Ehrerbietung zollt. Nie kam ihnen je der Gedanke, sich in den wichtigen Angelegenheiten des Lebens von ihm leiten zu lassen, warum sollte das jetzt geschehen? Warum sah Elisa die Einwilligung des Vaters als Bedingung und als Zeichen von Gottes Zustimmung an?

Als sie Elisa wieder traf, vertraute sie ihr diese Gedanken an. „Mir war, als hätte ich jetzt einen Lebenszweck gefunden. Soll ich da wieder zu diesem nutzlosen Leben zurückkehren? Das kann ich nicht.“

„Ich glaube aber, daß du auf Papa Rücksicht nehmen mußt; es wäre unrecht, gegen seinen Willen wegzugehen“, sagte Elisa. „Er ist dein Vater. Weißt Du, Irene“, fügte sie hinzu und nahm vertraulich den Arm ihrer Schwester, „mir ist vorhin so recht zum Bewußtsein gekommen, daß wir Papa bei aller Liebe nicht die rechte Achtung schenken.“

„Unser Papa ist nicht so, daß man zu ihm aufsehen muß“, wandte Irene ein.

„Warum nicht?“ rief Elisa. „Wo findest du ein liebevolleres, gütigeres Wesen als ihn? Wie wohl will er allen! Man kann lange suchen, ehe man jemand findet, der so bescheiden von sich denkt, wie Papa. Ich glaube, er stellt uns, seine eigenen Kinder, höher als sich selbst. Müs-sen wir ihn nicht desto mehr bewundern?“

Irene wurde von diesen Worten ergriffen. „Ist Papa noch sehr erregt?“ fragte sie, stehen bleibend.

„Er war ruhiger, als ich ihn verließ, das heißt, er war nicht mehr böse.“

„Wodurch hast du ihn beruhigt?“

„Ich versicherte ihm, du würdest nicht gegen seinen Willen weggehen. Nicht wahr, da hatte ich recht?“

„Jawohl.“ Es kam ein wenig zögernd heraus, dieses Jawohl, aber es kam doch. „Hat ihn deine Versicherung beruhigt?“

„Teilweise“, erwiderte Elisa und lächelte. „Gutherzig wie er ist und nicht gewohnt, über uns zu bestimmen, martert ihn der Gedanke, dir etwas abzuschlagen.“

„Ich will sofort zu ihm gehen“, sagte Irene und zog ihren Arm aus dem der Schwester.

„Überrede ihn nicht. Er gibt schließlich doch nach, der arme Papa, das ist so seine Art; aber wir dürfen keinen Druck auf ihn ausüben.“

„Ich will nichts, als ihm Liebe beweisen“, erwiderte Irene und eilte ins Haus.

Der Major lief in seinem Zimmer hin und her; er fühlte sich aus den Fugen seiner lieben Gewohnheiten herausgerissen; aber er wollte auch wieder nicht derjenige sein, der Irenes Hoffnungen zunichte machte; hatte sie doch genug Mißgeschick gehabt. Aber noch weniger wollte er sie zu den Wilden gehen lassen.

Als Irene eintrat, begegnete sie einem mißtrauischen Blick. Natürlich kommt sie, so dachte er, um mich mit Bitten und Tränen zu bestürmen; aber ich will ihr zeigen, daß ich einen Willen habe.

Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn. „Lieber, guter Papa!“

„Laß gut sein, Kind, laß gut sein“, sagte er, er fühlte, wie seine Widerstandskraft dieser Zärtlichkeit gegenüber zu weichen begann. „Ich habe dir ja verboten, weiter davon zu reden.“

„Das will ich auch nicht“, erwiderte Irene liebevoll. „Ich bin nur gekommen, um dir zu sagen, daß ich dir folgen will, Papa.“

„Wie konntest du nur denken, daß ich so etwas zugeben würde?“ fragte er halb zärtlich, halb ärgerlich.

„Ich dachte, wenn es Gottes Wille wäre, würde Er dich der Sache geneigt machen; ich hatte Ihn gebeten, mir durch dich zu antworten.“

„Darum hast du Gott gebeten? Aber, bestes Kind, wie kannst du so etwas tun?“ rief der Major bestürzt. „Ich will dich gewiß nicht daran hindern, Gottes Willen zu tun, ich kann mich nur nicht in die Trennung finden. Begreifst du denn nicht, daß ich dich nur aus Liebe zurückhalten möchte?“

„Gewiß begreife ich das“, erwiderte Irene und drückte ihre Wange an die des Vaters.

Ihre Nachgiebigkeit beunruhigte ihn. „Nicht wahr, brennend gern willst du nicht Missionarin werden?“ fragte er in überredendem Ton.

Irene lächelte. „Ich hatte mich schon sehr in den Gedanken eingelebt, aber ich stehe davon ab, wenn Gott und du das verlangen.“

„Gott und ich?“ rief der Major, ihm flößte die nahe Verbindung mit

der Gottheit Schrecken ein, und er war eifrig bemüht, sie zu lösen. „Herzenskind“, sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit, „wenn es Gottes Wille ist, daß du zu den Wilden gehst, dann geh in Gottes Namen, aber mich laß dabei aus dem Spiel.“

„Ich gehe nicht ohne deine Zustimmung, Papa“, versicherte Irene.

„Das wirst du wohl müssen“, erwiderte der Major eifrig. „Verstehe mich wohl: Ich verbiete es dir nicht. Du magst tun, ganz wie du willst oder wie Gott will. Wenn aber Gott will, wie ich, nämlich, daß du zu Hause bleiben sollst, dann muß Er ein anderes Hindernis ausfindig machen als mich; ich wage nicht, diese Rolle zu übernehmen.“

Irene wußte nicht, wie sie diese plötzliche Nachgiebigkeit auffassen sollte und fragte sich, ob sie sie irgendwie erzwungen hätte. Der Major sah auf die Uhr. Es war schon eine halbe Stunde über seine gewöhnliche Schlafenszeit, und nun mußte er jedenfalls noch lange wachliegen nach all den unerhörten Aufregungen. Wenn Irene zu den Kannibalen ging, konnte er dann wohl überhaupt noch jemals wieder ruhig schlafen?

Irene bemerkte das. „Ich werde jetzt gehen, damit du schlafen kannst, Papa“, sagte sie liebevoll. „Sollte ich je als Missionarin ausziehen, so kann das bestimmt nicht gleich morgen geschehen; es dauert immer einige Jahre, und bis dahin kann sich noch vieles ändern.“

„Vieles, was dich veranlaßt, nicht zu gehen“, fiel der Major dankbar und leicht getröstet ein. „Gott segne dich, mein Kind! Es wird schon noch alles gut werden.“ Beruhigt und zufrieden fing er an, die Kissen, Tücher und Decken zurechtzulegen, die unvermeidlich waren, wenn sein Schlummer angenehm werden sollte. Er war aufgehalten worden und beeilte sich nun so ernstlich, als gälte es, den Zug nicht zu verpassen.

Irene aber fragte sich, wie ihr zumute sein würde, wenn sie ihn einmal für immer verlassen müßte und seine Einwilligung erweckte ihr sehr gemischte Gefühle.

Eines Tages erschien der Major sehr aufgeräumt und geheimnisvoll beim Mittagessen. Er hatte einen Brief mit einer Neuigkeit erhalten, die erraten werden mußte.

„Ist Gustav Adolf Erzbischof geworden?“ begann Thorwald.

„Noch nicht“, erwiderte der Major.

„Oder Christian General?“ fragte Irene.

„Höher hinauf“, sagte der Major.

„Ist er verlobt?“ fragte Thorwald.

„Aber ihr dürft doch nicht mit der Tür ins Haus poltern; ihr müßt ordentlich raten: Erst von wem der Brief ist, dann, von was und von wem er handelt.“

„Von wem ist der Brief?“ fragte Elisa.

„Ich antworte nur mit ja und nein“, sagte der Major.

„Aber das hast du doch sonst nicht getan, Papa“, fiel Thorwald ein.

„Schweig, du Naseweis“, verwies der Major gutgelaunt.

„Ist der Brief von Gustav Adolf?“ fragte Irene.

„Warum sollte er von ihm sein?“

„Ist das nun ja oder nein?“ fragte Thorwald lachend.

„Es ist nein“, erklärte der Major würdevoll.

„Ach so. Ist der Brief von Doktor Hessel?“ fragte Thorwald und blickte schalkhaft auf Elisa.

Der Major schüttelte den Kopf. Seine gute Laune steigerte sich bei jeder verkehrten Mutmaßung.

„Von Christian?“ fragte Elisa.

„Getroffen“, sagte der Major.

„Handelt er von einer Person oder einer Sache?“

„Von beidem.“

„Von wem?“

„Ich antworte nur mit ja oder nein.“

„Das scheint beinahe so“, sagte Thorwald.

„Schlingel, sprich ehrfurchtsvoll mit deinem Vater.“

„Der Brief handelt natürlich in erster Linie von Christian selbst“, sagte Thorwald.

„Warum natürlich?“ fragte Irene.

„Na, gewisse Leute schreiben immer von sich; wovon sollten sie auch sonst?“

„Das ist Philosophie. Aber nun ratet, statt zu philosophieren“, sagte der Major; er liebte Seitensprünge nicht.

„Der Brief handelt also von ihm selbst und noch von jemand anders“, sagte Elisa.

Der Major lächelte und sah geheimnisvoll aus. Jetzt hatte die Neugier den Höhepunkt erreicht, und das machte ihn glücklich.

„Wer ist sie?“ rief es rings im Chor.

„Ruhig, ruhig, Kinder!“ sagte er mit Würde und zog den Brief aus der Tasche. Die Umständlichkeit, mit der er ihn entfaltete, war geeignet, die Neugier noch mehr zu steigern. Endlich begann er feierlich vorzulesen. Da es ihm aber schwerfiel, Christians Handschrift zu entziffern, stockte er, las verkehrt und blieb stecken. Die Zuhörer fingen an zu lachen.

„Da, lies du“, sagte der Major und warf Elisa den Brief zu.

Aus dem Brief ging hervor, daß Christian sich mit einem liebenswürdigen und vermögenden jungen Mädchen verlobt hatte, das vorher, wie er behauptete, mindestens einem halben Dutzend Leutnants

den Kopf verdreht hatte. Warum er unter so vielen der Auserwählte geworden wäre, das zu erklären, möchte man ihm erlassen; er könne es nur als Tatsache feststellen. Seine kleine Braut wäre einundzwanzig Jahre alt und hieße Edith. Ihr Vater wäre Eisenwerksbesitzer und wohnte in der Nähe des Übungsplatzes des Regiments. Ediths Eltern forderten die ganze gyllenborgsche Familie auf, nächste Woche die Verlobung bei ihnen zu feiern.

Jetzt wurde eifrig erörtert, wer die Einladung annehmen sollte. Thorwald erklärte sofort, er würde hinreisen, wenn ihn auch niemand begleitete. Die Hauptfrage war die, ob der Major reisen würde oder nicht. Er hatte augenscheinlich Lust, doch schien ihn etwas zurückzuhalten.

„Es wäre wirklich sehr unfreundlich, wenn du wegbliebst, Papa“, sagte Irene.

„Meinst du?“ fragte er, dankbar für einen ausschlaggebenden Beweggrund. Dann warf er Elisa einen unentschlossenen Blick zu und fragte: „Was meinst du?“

„Ich finde natürlich, daß du reisen sollst, wenn du willst“, erwiderte sie.

„Nun, wenn auch du das findest, ist die Sache entschieden. Was mich unschlüssig machte, war der Gedanke an Gustav Adolfs Ordination. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Festlichkeiten. Nach Upsala war es so weit, hier dauert die Reise nur ein paar Stunden; und dann passe ich auch besser in eine heitere Gesellschaft, als zu einer feierlichen Zeremonie. Im Frühling fühlte ich mich zudem noch sehr schwach, damals bedurfte ich alle Tage der ärztlichen Behandlung, jetzt geht es mir viel besser.“

„Du brauchst nicht zu befürchten, daß Gustav Adolf denkt, du zögst Christian ihm vor“, sagte Elisa lachend; jetzt verstand sie den Grund seines Zögerns.

Dem Major schien es peinlich, durchschaut worden zu sein. „Daß Gustav Adolf sich beleidigt fühlen könnte, glaube ich nicht, aber ich möchte nicht, daß es so aussähe, als zöge ich einen Sohn dem anderen vor.“

„Wer soll bei Tante Cilla bleiben? Muß überhaupt jemand zu Hause bleiben?“ fragte Thorwald.

„Ja natürlich, ich bleibe gern da“, erwiderte Elisa.

„Nein ich“, sagte Irene.

„Irene, du solltest unter allen Umständen mitgehen. Dir wird ein Blick in die fröhliche Welt guttun, ehe du ins Kloster gehst“, sagte Thorwald.

Irene aber blieb fest bei ihrem Entschluß, zu Hause zu bleiben. Sie hielt das für eine gute Vorbereitung auf die Entsagungen des kommenden Winters. Es war nämlich beschlossen worden, daß sie einen Kursus in der Krankenpflege durchmachen sollte, da es auf dem Missionsfeld nützlich sein könnte, die Grundregeln der Krankenpflege zu kennen.

Also reisten der Major, Elisa und Thorwald. Nach der Rückkehr sprach der Major ganz begeistert von seiner künftigen Schwiegertochter. Er lobte die feinen Weine und die ausgesuchten Gerichte; es schien ungewiß, was ihn am meisten entzückt hatte. Thorwald teilte seine Begeisterung, Elisa verhielt sich ruhig.

In den nächsten Tagen sah man sie besonders gedankenvoll ihren häuslichen Geschäften nachgehen. Jeder Winkel in Elghyttan war ihr seit der Kindheit lieb und bekannt. Ein Blick durch das Fenster zeigte ihr lauter bekannte Gegenstände. Ja sie sah alles vor sich, auch wenn sie die Augen schloß; sie hätte die wellenförmigen Umrisse des Waldes, wie sie sich gegen den Horizont abhoben, zeichnen können. Das Rauschen des Baches war ihr vertraut wie eine geliebte Stimme, deren Leben sie genau kannte. Es war ihr kein neuer Gedanke, daß sie dieses einmal verlassen müßte; aber erst jetzt, nachdem sie die künftige Herrscherin von Elghyttan gesehen hatte, war ihr das klar zum Bewußtsein gekommen. Die Stunde des Abschiedes von allem, was ihr lieb und traut war, lag ihr nicht mehr in nebelhafter Ferne, und wie würde ihr zumute sein, wenn diese Stunde schlug?

Nach Neujahr wurde Christians Hochzeit gefeiert; dann machte er mit seiner jungen Frau eine längere Reise ins Ausland. Ihm war das

ein Opfer, da das Reisen seiner bequemen Natur durchaus nicht behagte. Daß er den Wünschen seiner jungen Frau hierin nachgab, war allen, die ihn kannten, ein Beweis, daß er sie wirklich liebte.

Im Mai kehrte das junge Paar zurück und nahm seinen Wohnsitz auf Elghyttan; hier war eine Hälfte der unteren Wohnung für sie eingerichtet worden. Die erste Zeit, die die junge Frau in ihrem neuen Heim verlebte, war nicht so sonnig, wie man erwartet hatte; denn Tante Cillas letzten Lebenstage kamen herbei. Das alte Fräulein hatte von neuem einen Schlaganfall gehabt, und nun ging es rasch mit ihr zu Ende.

Edith hielt sich vom Krankenzimmer nicht fern, sondern nahm an der Pflege wirksam teil, obgleich niemand das von ihr verlangte. Das rührte Elisa so, daß sie fortan besser über ihre Schwägerin dachte als bisher. Bald aber merkte sie, daß Edith es nicht für ihre Aufgabe hielt, im Krankenzimmer zu helfen, sondern nur anzuordnen und zu überwachen, was geschehen sollte.

Die junge Frau verbarg unter ihrem lebenswürdigen, einschmeichelnden Wesen nicht wenig Herrschsucht. Sie gehörte zu den Menschen, die nur dann gut sind, wenn sie frei walten können. Hier auf Elghyttan hatte sie mit einer einzigen Ausnahme eine für ihre Natur ungewöhnlich günstige Umgebung. Ihren Mann konnte sie um den Finger wickeln, und der Major war so von ihr eingenommen, daß er ihretwegen mitunter sogar seine Gewohnheiten vergaß. Irene, die im Krankenhaus einen Kursus durchmachte und nur zu kurzen Besuchen nach Hause kam, war von ihrer Schwägerin entzückt; Thorwald ebenfalls und von Gustav Adolf hatte sie nichts anderes als warmherzige Ritterlichkeit zu erwarten. Es gab nur eine, die ihr mit der Zeit zu stark werden konnte, Elisa; das fühlte sie. Noch waren ja keine Mißhelligkeiten zwischen ihnen vorgekommen. Elisa kam selten mit jemand in Streit, ihr Wesen blieb sich gleich, ob sie anordnete oder ob sie nachgab und anderen den Willen ließ; denn stets geschah dies mit solcher Würde und so augenscheinlich aus freiem Willen, daß es mehr als eine Gnade erschien, jedenfalls nicht erzwungen.

Dies reizte Edith. Sie konnte aber nicht umhin, Elisa zu bewundern; sie mußte zugeben, daß es kaum jemand gab, der ihr mehr gefallen würde als Elisa, nur mußten sie das Feld ihrer Wirksamkeit nicht gemeinsam haben.

Elisas Gefühle gegen ihre Schwägerin waren ähnlicher Art, doch beschäftigten sich zunächst ihre Gedanken noch mit anderen Dingen. Der Tod hielt wieder seinen Einzug im Herrenhaus und seine Gegenwart verscheuchte alles Kleinliche. Mit Tante Cilla ging es langsam zu Ende; sie selbst war sich dessen nicht bewußt. Ohne nachzudenken war sie durch das Leben gegangen, und in derselben Weise schied sie auch. Der Totenkampf schien wohl nur der Umgehung schwer zu sein, nach der Aussage des Arztes wenigstens war er schmerzlos.

Der Major hatte sich in Christians Wohnung geflüchtet, um die schauerlichen Laute nicht hören zu müssen. Er war sehr angegriffen und ihn fröstelte. Immer wieder mußte man ihm die Versicherung des Arztes wiederholen, daß die Sterbende in ihrem bewußtlosen Zustand nichts fühlte. Als Elisa ihm die Nachricht brachte, daß Tante Cilla entschlafen war, rief er erleichtert: „Gottlob, daß es überstanden ist“, und fing an zu weinen. Übrigens wurden der Alten nicht viel Tränen nachgeweint; sie war so lange krank gewesen, daß der Tod eine Erlösung schien, die man ihr gönnte. Unentbehrlich war sie nie gewesen, nicht einmal denjenigen, denen sie am nächsten gestanden hatte.

Auf den Major machte ihr Tod aber doch einen tiefen Eindruck. Es war gar ungewöhnlich, ihn in Gedanken versunken zu sehen, was jetzt häufig geschah. Für Elisa hatte diese Gemütsstimmung des Vaters etwas Hoffnungsvolles, Edith dagegen hielt es für ihre Aufgabe ihn aufzuheitern, was ihr auch halb gelang.

Nach Tante Cillas Tod hatte Elisa dem Wunsch des Vaters gemäß angefangen, abends, ehe man sich für die Nacht trennte, ihm einen Abschnitt aus der Bibel vorzulesen. Als der Major den Wunsch äußerte, daß auch Christian und Edith zuhören sollten, schlug Edith vor, daß man dann erst noch ein Lied aus dem Gesangbuch miteinander singen solle. „Ich will auch etwas dabei tun“, sagte sie lachend und setzte sich an das Piano.

Ihre helle Stimme leitete den Gesang, dabei beobachtete sie scharf, ob auch alle mitsangen. Nicht oft hatte Christian in seinem Leben Choräle gesungen. Es war ihm peinlich, das jetzt in Gegenwart des Vaters und Elisas zu tun, darum schwieg er; aber Edith hielt mitten in einem Takt inne und sah ihn mit einem Ausdruck eines verzoge-

nen Kindes an, das durchaus alles haben muß, was es will und als sie wieder zu spielen anfang, sang er wirklich mit.

Nach kurzer Zeit schlug Edith vor, daß auch die Leute an dem Abendsegen teilnehmen sollten. „Wenn du nicht vor so vielen lesen magst, Elisa, dann kann ja Papa oder Christian es tun“, sagte sie, „eigentlich gehört es sich ja auch, daß der Hausvater die Hausandacht hält.“

Keiner der Hausväter hatte Lust, diese Aufgabe zu übernehmen, aber Edith war weit davon entfernt nachzugeben. Den Major ließ sie zwar in Ruhe, aber Christian kam nicht so leichten Kaufes davon. Schließlich fand er es weniger schwer, den Abendsegen zu lesen, als seiner Frau länger zu widersprechen.

Es rührte Elisa, als Christian zum erstenmal seine neue Pflicht als Hausvater übte; dabei konnte sie sich des Gefühls nicht erwehren, daß er der Aufgabe nicht gewachsen war. Er las schnell und nachlässig und schien erleichtert, als es vorüber war. Edith aber war sehr zufrieden; sie hatte nicht nur ihren Willen durchgesetzt, sondern sah auch mit Genugtuung Elisas Erstaunen über die Macht, die sie über Christian hatte.

In einem großen Schmerz liegt etwas Erhebendes und große Opfer können zuweilen mit bewundernswerter Leichtigkeit gebracht werden, aber täglich mit kleinen Verdrießlichkeiten gequält zu werden und fortwährend genötigt zu sein, in kleinen Dingen nachzugeben, das kann unerträglich werden. Das empfand Elisa in hohem Grad. Wenn sie bisher in ungewöhnlicher Weise von dem Kleinlichkeitsgeist verschont geblieben war, so hatte sie das den herrschenden Verhältnissen zu danken; nun aber mußte sie bemerken, wie sie absichtlich von ihrer Schwägerin in den Schatten gestellt wurde, und wie diese ihren Einfluß sowohl bei den Familienmitgliedern als auch bei den Dienstboten untergrub. Wohl versuchte sie, sich darüber hinwegzusetzen, aber das gelang ihr auf die Dauer nicht.

Eines Abends saß sie an ihrem Schreibtisch; vor ihr lag der Kalender, in dem sie ein kurzes Tagebuch zu führen pflegte. Sie ging in Gedanken die kleinen Ereignisse des Tages durch, und ihre Augenbrauen zogen sich dabei zusammen, so daß zwischen ihnen eine tiefe Falte entstand. „Nichts, was des Niederschreibens wert ist“, sagte sie halblaut und ihr Gesicht nahm einen fremden Ausdruck der Bitterkeit an.

Sie öffnete das Fach ihres Schreibtisches und warf den Kalender hinein. Zufällig fiel ihr Blick dabei auf ein zum größten Teil unbeschriebenes Blatt, das vom langen Liegen gelb geworden war. Nur sechs Worte, von einer längst erkalteten Hand geschrieben, standen darauf: „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde.“ Die Worte redeten gewaltig in ihrer Einfachheit und trafen tödlich die Bitterkeit ihres Herzens.

Schneeweiß – sie war nicht weniger als das. Ein früher so stark ausgeprägtes Verlangen erwachte erneut in ihr und wurde zum Gebet. Ihr Blick blieb auf den bekannten Worten haften, die nie lebendiger vor ihr gestanden hatten als jetzt. Sie sagten ihr, was ihr fehlte, sie offenbarten ihr die tiefe Ursache ihrer gedrückten Stimmung.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen; die rollten heiß und brennend die Wangen herab. An Sven Rises Sarg hatte sie solche Tränen weinen gelernt. Es war ihr neuer Mensch, der darüber weinte, daß der alte öfters übermächtig war. In der Gemeinschaft Gottes sollte das neue Leben wachsen und das alte abnehmen, bis im Tod das letzte Stäubchen abgestreift sein würde.

Diese Stunde der Einkehr brachte Elisa reiche Frucht; sie durfte etwas von der künftigen Herrlichkeit schmecken, ihr Geistesauge sah das Ziel klar vor sich. Wohl fühlte sie sich unwürdig, jetzt schon den Vorgeschmack heiliger Freude genießen zu dürfen, sie war nahe daran wie Petrus auszurufen: Gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch; aber „die Freude am Herrn“ ist die Stärke der Christen und dann bedürfen sie der Stärkung wohl mehr als im Kampf und Streit?

Sie öffnete das Fenster und blickte hinaus in die stille Nacht. Das Wasser des Baches glitzerte geheimnisvoll im Mondlicht. Eilig und still floß es dahin, als sehnte es sich, die Fälle zu erreichen, deren Rauschen feierlich durch die Stille drang. Ihr Blick wurde von dem hingleitenden Wasser gefesselt. Auch sie sehnte sich vorwärtszukommen.

Als Irene den Kursus in der Krankenpflege durchgemacht hatte, kehrte sie für einige Zeit nach Hause zurück. Die verflossenen Monate hatten sie bedeutend verändert. Der Aufenthalt zwischen

Krankheit und Tod hatte ihr einen stillen Ernst und eine ruhige Sicherheit verliehen, die der früheren zarten Irene durchaus fremd gewesen waren. Die Notwendigkeit, für die Zukunft einen Entschluß zu fassen, machte das einst so kindliche junge Mädchen gedankenvoll. Es galt jetzt, sich zu entscheiden, ob sie ihre Missionspläne verwirklichen wollte oder nicht.

Irene zögerte; Elisa aber, die glaubte, daß dieses Zögern nur ein Mangel an Selbstvertrauen wäre, ermunterte sie. Alle anderen rieten ihr ab. Irene wurde immer unschlüssiger. Endlich beschloß sie, nach Stockholm zu reisen. Dort unter den Freunden der Mission wurde ihr vielleicht klar, was sie tun sollte.

Am Abend des Tages, an dem Irene abgereist war, hatte Elisa im Kirchdorf eine Besorgung zu machen. Auf dem Rückweg begegneten ihr Christian und Edith und begleiteten sie nach Hause. „Wir sprachen soeben von Irene“, sagte Edith. „Es ist auffallend, wie sie sich in der letzten Zeit entwickelt hat.“

„Ja, die Seele drückt dem Äußeren ihren Stempel auf“, bemerkte Elisa.

„Ich kann mir nicht denken, daß es die Seele ist, die das bewirkt hat, daß sie reifer geworden ist und eine bessere Haltung bekommen hat“, sagte Christian, „aber so viel ist gewiß, es steht ihr.“

„Ja, denke an meine Worte, sie wird niemals Missionarin werden“, sagte Edith zuversichtlich.

„Was sollte sie daran hindern? Etwa das, daß sie sich entwickelt hat?“ fragte Elisa.

„Jemand wird sie in Schweden zurückhalten. Papa hofft sicher nicht vergeblich auf ein Hindernis“, erwiderte Edith.

„Du scheinst Helmer Bro vergessen zu haben.“

„Gerade an den denke ich“, erwiderte Edith lachend. „Weißt du nicht, daß er in Stockholm ist?“

„Gewiß, aber was hat das mit der Sache zu tun?“

„Sehr viel, insofern auch Irene jetzt da ist.“

„Sie werden sich nicht treffen.“

„Vielleicht doch. Und dann wird er bereuen, wenn er sieht, wie Irene sich entwickelt hat.“

„Glaubst du, Irene würde mit einem Mann vorliebnehmen, der sie einmal hat sitzen lassen? Dazu ist sie zu stolz.“

„Irene ist nicht stolz“, warf Christian in seiner lässigen Weise dazwischen.

Elisa sah ihn überrascht an, gab aber keine Antwort.

„Was ist eigentlich dieser Helmer Bro, und was treibt er?“ fragte Edith.

„Er ist Doktor der Philosophie, unterrichtet in Schulen, hält Vorträge und schriftstellert“, erwiderte Elisa.

„Weniger wäre besser“, bemerkte Christian.

„Ich glaube, es geht ihm gut; er scheint volksbeliebt zu sein“, fügte Elisa hinzu.

„Er ist aber nicht nach deinem Geschmack, wenigstens nach dem Ton zu urteilen, in dem du über ihn sprichst“, sagte Edith lachend. „Aber ich sage dir, mache gute Miene zum bösen Spiel, denn du bekommst ihn zum Schwager.“

Edith hatte richtig prophezeit; anfangs schrieb Irene zwar meist nur von der Mission. In einem besonderen Brief an Elisa aber schrieb sie, daß sie Helmer getroffen hätte und daß die alte Liebe zu ihm wieder erwacht wäre; sie hätte aber beschlossen, ihn nicht wiederzusehen. Sie wollte in die Ferne gehen und in anhaltender Arbeit vergessen, was vergessen werden mußte. Die Mission solle ihr Rettungsanker werden.

Dann kam eine Zeit, in der ihre Briefe zu verheimlichen schienen, was sie wirklich erlebte. Sie wollte nicht nach Hause schreiben, wie

unwiderstehlich sie sich zu Helmers Vorträgen hingezogen fühlte, wie sie ihn trotz stolzer Entschlüsse einmal über das andere besucht und dem Klang seiner Stimme gelauscht hatte. Was half es, daß sie den entferntesten Winkel aufsuchte? Er sah sie doch. Beim Ausgang traf er regelmäßig mit ihr zusammen und begleitete sie nach Hause. Warum sollte sie sich die Freude versagen, mit ihm zu sprechen? Ein Gefühl sagte ihr, daß Elisa das nicht billigte, darum verschwieg sie es. Der Missionsgedanke in ihr fristete ein kümmerliches Dasein. Sie fühlte sich der großen Aufgabe immer unwürdiger und sagte sich, die Mission wäre eine zu heilige Sache, um als Rettung vor Liebesleid zu dienen. Sie mußte auf andere Weise gerettet werden oder untergehen.

Helmer Bro war kein Freund der Mission. Er meinte, Leben, Kraft und Geld würden dabei unnütz verbraucht; die Heiden wären in ihrer Unwissenheit glückliche Menschen, die Verkündigung des Evangeliums lege ihnen nur eine drückende Verantwortung auf, von der sie vorher nicht gewußt hätten.

Irene widersprach ihm aufgrund des Missionsbefehls. „Die Christenheit hat die Pflicht, Mission zu treiben, aber in diesen Dienst darf man nicht mit geteiltem Herzen treten.“ Aus Furcht, zu viel gesagt zu haben, wagte sie beim Abschied kaum, ihm die Hand zu reichen; ihr Blick streifte nur sein Gesicht, aber dieser Blick sagte ihm deutlich, wie hilflos sie sich fühlte. Davon gerührt, ging er in Gedanken versunken nach Hause.

Bei den beiden folgenden Vorträgen vermißte Helmer Irene; er ertappte sich immer von neuem bei der Frage, warum sie nicht mehr käme. Als ihr Platz zum drittenmal leer blieb, beschloß er, am folgenden Tag zu ihr zu gehen und sie nach dem Grund zu fragen. Dabei kam es dann auch noch zu einer anderen Frage seinerseits und einer Antwort ihrerseits, wie Irene ihrem Vater nach diesem Besuch mitteilte.

Jubel erfüllte Elghyttan. „Hurra!“ rief der Major. „Das Hindernis hat sich eingefunden, wir behalten Irene. Gott segne den Blitzjungen Bro!“

„Habe ich es nicht gesagt?“ fragte Edith und warf Elisa einen triumphierenden Blick zu.

Irene wurde aufgefordert, Weihnachten bei ihren zukünftigen Schwiegereltern in Upsala zuzubringen. Dort blieb sie einige Monate und kehrte erst im Frühling nach Hause zurück.

Hier saß sie eines Tages am späten Nachmittag auf einer Bank am Bach und nähte. Der Frühling war schon ziemlich weit vorgeschritten und die Luft lau. Elisa setzte sich neben die Schwester. Nach einer Weile sagte sie: „Irene, was ist es, das sich in der letzten Zeit zwischen uns gestellt hat? Du bist nicht mehr so offen gegen mich wie sonst?“

Irene gab keine Antwort, sie schien dem Einfädeln der Nadel ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Elisa wartete, bis das geschehen war, als aber immer noch keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort: „Du glaubst vielleicht, daß ich dich hart beurteile, weil du den Gedanken, Missionarin zu werden, aufgegeben hast; das ist aber nicht der Fall. Ich sehe ein, daß das nicht dein Beruf war.“

„Es ist nicht das“, erwiderte Irene und nähte emsig weiter.

„Oder glaubst du, daß ich deine Verlobung mißbillige?“ fragte Elisa.

„Ich fühle, daß du mich deswegen verachtest. Ich weiß, du hältst es für einen Mangel an Stolz, wenn man den nimmt, der einen einmal –“ sie vollendete den Satz nicht.

„Liebe ist besser als Stolz. Ich verachte dich nicht, weil du ihm vergeben hast“, erwiderte Elisa.

„Aber du billigst es doch nicht, du duldest es nur.“

Elisa fühlte, daß Irene den Nagel auf den Kopf getroffen hatte und sagte: „Ich gebe zu, daß ich deinetwegen unruhig bin; ich tadle dich aber nicht und wundere mich auch nicht über dich.“

„Weswegen bist du unruhig?“ Die Frage kam ein wenig herausfordernd.

„Ich fürchte, daß du in Helmer nicht die geistige Stütze finden wirst, derer du bedarfst.“

„Du meinst, ich bin innerlich zurückgekommen, weil ich mich mit ihm verlobt habe? Dem ist nicht so; in Wirklichkeit bin ich dadurch vorwärtsgekommen, wenn es auch den Anschein hat, als hätte ich jetzt weniger Ernst und Willenskraft als vorher.“

„Verwechselst du nicht Helmers Ansicht mit der deinigen?“

„Wenn dem so wäre, dann ist das ja ein Beweis, daß er das hat, was du ihm absprechen willst“, sagte Irene, die sich ihres Geliebten wegen gekränkt fühlte.

„Das tue ich gewiß nicht“, verteidigte sich Elisa.

„O, ich weiß ganz gut, daß ihr – ich meine du und Gustav Adolf – Helmers Ansichten nicht billigt.“

„Das mag sein, aber wir urteilen nicht über ihn.“

Die Schwestern saßen eine Weile schweigend beisammen. Irene beugte sich tief über ihre Arbeit. Plötzlich blickte sie zu Elisa auf und fragte: „Findest du, ich müßte die Verlobung darum aufheben, weil Helmer mir nicht die Stütze sein kann, die ich deiner Meinung nach bedarf?“

„Nein.“

„Warum beunruhigst du mich denn?“

„Ich will nur, daß du die Gefahr erkennen und dich von seinen seltsamen Ansichten nicht mit fortreißen lassen sollst.“

„Deswegen brauchst du dich nicht zu ängstigen; er spricht nicht viel mit mir über Glaubenssachen, ich weiß aber, daß er nur einzelne Dinge bezweifelt, an die wir glauben. Du hältst ihn für gottlos, das ist er aber wirklich nicht.“

„Irene, du darfst nicht glauben, daß Helmer mir nicht gefällt, oder daß ich dich gering achte, weil du ihm verziehen hast“, sagte Elisa und zog die Schwester an sich.

Die ließ sich das halb widerwillig gefallen. „Ist es auch wirklich

wahr, was du sagst?“ fragte sie und sah Elisa scharf an. „Ich habe die ganze Zeit das Gefühl gehabt, daß du mich geringachtest; es ist fast nicht anders möglich, so wie ich dich kenne.“

„Wenn ich es anfangs getan habe“, gab Elisa zu, „so tue ich es jetzt nicht mehr. Wer wahr und demütig ist, der ist besser, als wer stolz ist. Du würdest unaufrichtig gehandelt haben, wenn du als Missionarin hinausgezogen wärest, als du dich nicht mehr dazu berufen gefühlt hast, und es zeugt von Demut, daß du mit Helmers Liebe vorlieb nimmst. Ich sehe dies nun ein. Willst du mir verzeihen, wenn ich dich anfangs in meinen Gedanken herabgesetzt habe?“

Irene war immer leicht zu versöhnen; sie schlang die Arme um den Hals der Schwester, und in dieser stummen Umarmung fühlten beide das Glück des Friedens.

Schweigend nahm Irene ihre Arbeit wieder auf. „Weißt du, daß Doktor Hessel sich um die Stelle des alten Borgsten beworben hat?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Er hat sein Gesuch schon eingereicht. Wenn er gewählt wird, werden wir Nachbarn.“

„Hast du ihn in Stockholm getroffen?“

„Ja, einmal. Er erkundigte sich nach dir und sah sehr gut aus, viel kräftiger und männlicher als damals, als er hier herumstreifte. Gustav Adolf hält viel auf ihn und Helmer auch.“

Nach einer Weile legte Irene ihre Arbeit zusammen und erhob sich. „Gehst du mit hinein?“ fragte sie.

„Noch nicht.“

Elisa saß straff an einen Baum gelehnt. Ganz gegen ihre Gewohnheit ruhten ihre Hände müßig im Schoß. Sonnenstrahlen fielen durch das Laubwerk und machten ihre Augen aufleuchten wie tiefes, stilles Wasser. Wenn ihr Mund geschlossen war, wie jetzt, traten feine ausdrucksvolle Linien deutlich hervor und verrieten unausgesprochene Gedanken.

Irene warf im Weggehen noch einen Blick auf die Schwester. Als sie sie so in Gedanken sah, kehrte sie wieder um, schlang ihren Arm um sie, sah ihr tief in die Augen und sagte: „Elisa, ich möchte so manches von dir lernen.“

Es dauerte eine Weile, ehe Elisa zur Wirklichkeit zurückkehrte; dann erwiderte sie: „Und ich von dir.“

Man bewundert häufig an anderen die Eigenschaften, die man an sich selbst vermißt. Elisa fand die Demut der jüngeren Schwester bewundernswert, ihr selber wurde es manchmal schwer, sich nicht auf dies und jenes etwas einzubilden.

KAPITEL 8 --- Am Wendepunkt

An einem frischen, kalten Tag in der Adventszeit stand die Sonne wie ein Feuerball hinter einem dichten Frühnebel und ein schwacher rötlicher Schimmer legte sich langsam über die schneebedeckten Wälder und Hecken von Elghyttan.

Am Waldrand stand ein kleines Haus, dessen alte Fensterscheiben im Sonnenlicht violett erglänzten; dort rang der alte Anders Örn mit dem Tod. Doktor Hessel, der tags zuvor sein neues Amt angetreten hatte, stand über den Kranken gebeugt und fühlte ihm den Puls. Seine erste Berufsarbeit schien die werden zu sollen, untätig an einem Sterbebett zu stehen.

„Bete!“ flüsterte Anders und faltete zum letztenmal die Hände.

Die Nachbarn, die gekommen waren, nach dem Kranken zu sehen, erhielten vom Doktor einen Wink, verstanden ihn aber nicht. Hessel hatte am vorhergehenden Abend Elisa wiedergesehen und etwas in ihren Augen gelesen, das ihn weich stimmte. Daran dachte er jetzt und betete das Vaterunser mit Andacht. Er sprach das Gebet nicht im Glauben, aber mit Ernst. Ungern verweigert man einem Sterbenden den letzten Wunsch und wer liebt, der tut unwillkürlich, was dem Gegenstand seiner Liebe wohlgefällt.

Als er nach beendetem Gebet aufblickte, stand Elisa neben ihm. So lautlos war sie gekommen, daß er nichts bemerkt hatte. Aus ihrem Blick ersah er, daß sie seiner Tat mehr Bedeutung beilegte als er verdiente. Schweigend reichten sie einander die Hände und wandten sich dann dem Sterbenden zu. Er war schon hinübergegangen in das Reich der Gesunden.

Nun siegte die Sonne, sie zerteilte den Frühnebel und warf einen breiten Lichtschein in die ärmliche Wohnung. Einzelne Strahlen fielen auf das dünne Haar und den weißen Bart des Alten. Die Blässe des Todes trat grell hervor, aber die geschlossenen Augenlider und der friedliche Ausdruck des Gesichts redeten von der Ruhe nach einem arbeitsvollen Leben.

„Der liebe, alte Anders hat in seiner Einfalt die Geheimnisse des Reiches Gottes besser verstanden als ich“, sagte Elisa leise.

Hessel erwiderte nichts; er hielt nur Elisas Hand fest und war froh, daß sie sie ihm unbewußt ließ.

Jetzt sah sich Elisa in der Stube um. „Ich bin oft hier gewesen, aber niemals, ohne etwas mitzunehmen“, sagte sie. „Der alte Anders Örn war reich bei aller Armut.“

„Sie sind wohl auch selten mit leeren Händen hergekommen“, bemerkte Hessel und sah auf den kleinen Korb, den sie mitgebracht hatte und dessen Inhalt hier nun zwecklos war.

„Was ist das im Vergleich mit dem, was ich mitbekam? Er hatte keine Kenntnisse, aber er hatte, was mehr wert ist, Erfahrung, und aus diesem Schatz hat er mir mitgeteilt.“ Nun entzog sie Hessel ihre Hand und trat zu dem Toten. Leise strich sie über seine gefurchte Stirn. Wie gern hätte sie der scheidenden Seele einen Gruß in die obere Heimat mitgegeben!

Nach diesem stummen Abschied verließ sie mit dem Doktor das Häuschen. Daß sie so neben einander gingen, war ihnen wie ein Traum. Der Tod, dessen Zeugen sie soeben gewesen waren, hatte nichts Abschreckendes gehabt, er hatte sie nur in eine ernste Stimmung versetzt und einander näher gebracht. Die Sonne sandte unbehindert ihre Strahlen über den Weg, die Luft war still, rein und kalt. Die Natur feierte Advent.

Hessel konnte von nichts anderem reden als von dem, was sein ganzes Herz erfüllte. Er blieb stehen und fragte Elisa ohne Einleitung, ob sie die seinige werden wollte. Mit ihr würde sein Leben ein Wandern im Licht sein, ohne sie müßte er verloren gehen. Er stand vor ihr, durchdrungen von edlen Gefühlen und reinen Absichten. Er wollte ihr nichts verbergen und war bereit, auf alles, was sie ihn fragen wollte, aufrichtig zu antworten.

Sie reichte ihm ohne zu zögern die Hand; sie hatte ihn ja soeben beten hören. Er war in ihren Augen jetzt so, wie sie ihn immer in ihrem Hoffen und Wünschen gesehen hatte. Sie vertraute ihm ohne einen Schatten von Zweifel.

„Hast du keine Frage an mich zu richten?“ fragte er.

„Nein“, erwiderte sie, „jeder von uns weiß, wie der andere denkt und was er glaubt.“

Er fragte sich, ob sie das wirklich wußte und überlegte, ob er sich ihr Vertrauen zunutze machen dürfte. Wenn sie keine Besorgnisse hegte, warum sollte er solche erwecken? Ein Tor, wer sein Glück nicht ergreift, dachte er. Daß sie für ihr Vertrauen nichts einbüßen sollte, dafür glaubte er als Mann bürgen zu können.

Am Abend dieses Tages, als Elisa in ihrer Stube allein war, fühlte sie das Bedürfnis, Einkehr bei sich zu halten. Es dauerte eine Weile, ehe sich die Wogen in ihrer Seele gelegt hatten. Dann öffnete sie das Fach ihres Schreibtisches, entnahm ihm das Blatt von Sven Rise und las die Worte: „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde.“ Wie aus weiter Ferne klangen diese Worte an ihr Ohr; das genügte ihr aber nicht, sie sollten fortan in ihrem Herzen eingeschrieben bleiben in Freude und Leid. Kein Verlangen durfte je stärker in ihr werden als das, welches dieses Gebet ausdrückte. Sie meinte die Gefahren irdischen Glücks zu kennen. Der Gedanke, daß der Bund, den sie eingegangen war, ihr nicht nur Lust sondern auch Leid bringen würde, hatte etwas Beruhigendes. „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde, ja, wasche uns“, so betete sie aus tiefstem Herzen.

Elisa nähte, und Hessel sah ihr zu. Der Major ging im Zimmer auf und ab und erzählte. Es kümmerte ihn wenig, daß seine Zuhörer die Geschichten ebensogut kannten wie er selbst. Elisa wußte sie wörtlich auswendig, so oft hatte sie sie schon gehört; doch hörte sie schweigend zu, das war ja alles, was ihr Vater verlangte. Plötzlich unterbrach er sich und fragte, wie spät es sei.

„Ein wenig nach zwei“, erwiderte der Doktor.

„Warum habt ihr mir das nicht gesagt? Da hätte ich ja schon vor einer Viertelstunde schlafen gehen sollen; aber bei so unterhaltenden Gesprächen vergißt man alles, Zeit und Schlaf.“

Dann verschwand er rasch in seiner Stube, um so viel als möglich von der verlorenen Zeit einzuholen. Früher war er gewohnt gewesen, sogleich nach Tisch zu schlafen; Hessel aber hatte ihm geraten,

sein Schläfchen lieber vor Tisch zu machen. Der Major gehorchte willig und widmete nun die Stunde zwischen zwei und drei Uhr dem Schlaf. Nichtsdestoweniger aber fuhr er fort, auch nach dem Mittagessen zu verschwinden; erst zum Kaffee fand er sich wieder ein. Als Hessel ihm sagte, der Schlaf vor Tisch machte den nach Tisch überflüssig, erklärte ihm der Major, nach Tisch schlief er auch nicht; höchstens dämmere er da ein wenig. Die schnarchenden Laute aber, die man aus seiner Stube vernahm, verrieten, wie gründlich dieses Dämmern war.

Als die Verlobten allein waren, ließ Elisa die Arbeit sinken und sah Hessel unentschlossen an.

„Was gibt's?“ fragte er lachend.

„Du hast den festen Grund gefunden, Alfred; ist es anmaßend zu fragen, wie das gekommen ist?“

„Anmaßend?“ wiederholte er weich. „Von Anmaßung kann zwischen uns wohl nicht die Rede sein.“ Und nach wenigen Augenblicken fuhr er in leisem, gefühlvollen Ton fort: „Du fragst, wie ich den festen Grund gefunden habe? Frage den Irrenden, dem im Dunkel plötzlich ein Stern aufgeht, der seinen Weg beleuchtet. Frage den Ertrinkenden, der mit den Wellen kämpft, wie er festen Grund unter den Füßen gefunden hat und dann sage mir, Elisa, hat der Irrende ein Unrecht begangen, als er im Licht des Sterns wandelte, hat der Ertrinkende ein Unrecht getan, als er auf dem festen Grund stehen blieb und sich nicht wieder von den Wogen wegtreiben ließ?“

„Wie kannst du nur so fragen?“ erwiderte sie, seine Rede nach dem Verlangen ihres Herzens deutend. „Hast du lange suchen müssen?“

„Eigentlich ist mein ganzes Leben ein fortgesetztes Suchen gewesen, und noch habe ich nicht alles gefunden.“ Er sprach die Wahrheit. Daß seine Antwort ihr aber keine Auskunft über seinen wirklichen Stand zu Gott und göttlichen Dingen gegeben hatte, merkte er wohl. Mußte er sich deutlicher ausdrücken? War es denn seine Schuld, daß, wenn er von seiner irdischen Liebe sprach, sie an die himmlische dachte, und daß sie seinen Handlungen und Worten einen tieferen Sinn beimaß, als er hineingelegt hatte? Er wollte sie nicht täuschen, sie war es, die sich täuschte, und da diese Täuschung sie

offenbar glücklich machte, wollte er sie nicht aufklären. Seine Liebe sollte sie lehren, daß nicht nur das geistliche Leben lebenswert ist.

„Auch ich habe die ganze Fülle der Gnade und Liebe Gottes noch nicht geschmeckt; wie wird uns sein, wenn wir sie ganz unser nennen dürfen, wenn wir am Ziel stehen!“ sagte sie vertrauensvoll.

Er gab keine Antwort. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen; er hatte sich abgewandt; sie glaubte aber dessen Ausdruck sich denken zu können. Daß er sich scheute, seine heiligsten Empfindungen bloßzulegen, daß er in dieser schönen Bildersprache von ihnen redete und die gewöhnlichen Ausdrücke dafür vermied, gefiel ihr. Sie ehrte seine Zurückhaltung und wollte ihn nicht drängen, mit ihr von seinem inneren Leben zu sprechen; gewiß tat er das später freiwillig.

Jetzt rief das Tamtam zu Tisch und Hessel bot seiner Braut den Arm. Mit einem Gefühl unaussprechlichen Glücks schmiegte sie sich an ihn. Die Zukunft an seiner Seite erschien ihr nur licht und verheißungsvoll.

Ehe sie die zum Eßzimmer führende Tür erreicht hatten, blieb er stehen. Fragend sah sie zu ihm auf. „Elisa“, sagte er hastig, „wird deine Liebe zu mir verlöschen, wenn du dunkle Flecken – wenn du Fehler an mir entdeckst?“

Sie lächelte. „Ich fürchte nicht, solche Entdeckungen machen zu müssen“, erwiderte sie. „Ich weiß ja, wessen Geistes Kind du bist.“

„Du bist deines psychologischen Blicks allzu sicher“, sagte er halb mitleidig. „Würdest du nicht besser tun, ihm nicht blindlings zu vertrauen?“

„Ich vertraue dir“, erwiderte sie einfach.

Das Mitleid schwand aus seinem Blick, und tiefer Ernst trat an dessen Stelle. Sein Gewissen regte sich. „Du idealisierst mich“, begann er, hielt aber inne, als er einen Blick auf ihr Gesicht geworfen hatte. Noch niemals hatte er sie so schön gesehen. Ein strahlendes und zugleich schelmisches Lächeln spielte um ihren Mund.

„Natürlich idealisierst du mich, wann täte die Liebe das nicht?“ fragte sie.

Dieser Übermut war so ungewohnt an ihr, aber so bezaubernd, daß er ganz außer Fassung geriet. Fest drückte er ihren Arm an sich und beschloß, nichts aufs Spiel zu setzen. Er konnte den Gedanken an die Möglichkeit, daß sie ihn aufgeben könnte, nicht ausdenken. Sie mußte die Seinige werden, auch wenn das auf Kosten der Wahrheit geschehen sollte. Das offene Bekenntnis, das er ihr ablegen wollte, wurde nicht ausgesprochen. Ja, um nicht in Versuchung zu kommen, es doch noch abzulegen, vermied er während des Brautstandes vertrauliche Gespräche mit Elisa unter vier Augen. Das fiel nicht auf; es schien ganz natürlich, daß er nur auf kurze Besuche nach Elghyttan kam, weil er viel zu tun hatte. Elisa schien ein ungestörtes Zusammensein mit ihrem Verlobten auch nicht zu suchen. Jetzt wollte sie gern noch die ganze Zeit ihrem Vater widmen, später kam die Reihe an Alfred, und sie rechnete es diesem als Zartgefühl hoch an, daß er sie bei seinen Besuchen nicht ausschließlich für sich in Anspruch nahm.

Schon im März wurde zur Hochzeit gerüstet. Es wurde gescheuert, geräumt, gekocht und gebacken. Der Major und Christian fühlten sich sehr überflüssig, Frau Edith aber war in ihrem Element, und Elisa war so sehr in Anspruch genommen, daß sie kaum dazu kam, an das zu denken, was bevorstand. Mehrere Gäste sollten auf Elghyttan wohnen, die trafen schon einige Tage vor der festgesetzten Zeit ein, so daß die Geselligkeit begann, ehe die Vorbereitungen zur Hochzeit beendet waren. Jetzt fühlte der Major sich nicht mehr überflüssig. Er fand das Leben so kurzweilig, daß er darüber die bevorstehende Veränderung in seinen ihm so lieben Gewohnheiten vergaß. Zudem brauchte er ja an keine so vollständige Trennung von Elisa zu denken, wie das bei Irene der Fall war.

Das Doktorhaus, dessen Herrin Elisa werden sollte, lag nur eine Stunde von dem Gut entfernt, und zwar auf einer Anhöhe im Hanebyer Wald am Ufer des Elg-Sees. Der Major konnte seine Tochter so häufig sehen wie er wollte, und daß er ihre Fürsorge und Pflege nicht zu sehr vermissen sollte, dafür versprachen Edith und Christian Sorge tragen zu wollen.

Am Morgen des Hochzeitstages erwachte Elisa sehr früh. Endlich hatte sie Zeit zum Nachdenken. Sie fühlte das Bedürfnis, sich zu sammeln, so sehr, daß sie, um nicht mehr einzuschlafen, rasch aufstand und sich ankleidete. Alle im Haus schliefen noch; die Sterne fingen an zu erbleichen, als Elisa, zum Ausgehen fertig, ihr Zimmer

verließ. Im Treibhaus wählte sie einige der schönsten Blumen und ging dann den Richtweg durch den Hanebyer Wald nach dem Kirchhof. Auf Sven Rises Grab legte sie ihren Strauß nieder. War es sonderbar, daß ihre Gedanken heute den suchten, dem sie angehört haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre? Ihre Liebe zu ihm war nicht geringer geworden, stand aber der anderen Liebe nicht im Wege; dazu war sie zu überirdisch. Aber wäre sie das wohl geworden, wenn ihr nicht der Tod von Anfang an den Glanz der Ewigkeit gegeben hätte? Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten sie. Manche Frage drängte sich auch dazwischen, auf die sie keine Antwort fand. Eins aber wußte sie, daß das Andenken an Sven Rise in ihrem Herzen fortleben und fortwirken würde.

So sah sie hier an seinem Grab ihren Hochzeitstag anbrechen. Die ersten Sonnenstrahlen fielen auf das Kreuz, die goldenen Buchstaben fingen an zu funkeln, erst sein Name, dann das Datum des Todestages und zuletzt die Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe.“

Die Ruhe ringsum vertiefte die Sammlung der Seele. Sie gedachte seiner Bitte für sie, daß sie Christus ganz angehören und auf Erden zum Segen werden möchte. Sie erinnerte sich, wie sie damals gewünscht hatte, ihm in den Tod folgen zu dürfen und wie er darauf geantwortet hatte, daß ihrer im Leben noch eine große Aufgabe warte. Hatte er recht gehabt? Hatte die Aufgabe etwas zu tun mit Alfred Hessel, dem sie heute angetraut werden sollte? Gedankenvoll ging sie vom Kirchhof durch den Wald nach Hause zurück.

Hätte sie nicht am frühen Morgen eine Stunde der inneren Sammlung gesucht, am Tage würde sie keine gefunden haben. Eine Obliegenheit löste die andere ab, man war gewohnt, sich mit allem an sie zu wenden, und auch heute mußte sie alles anordnen.

Um zwei Uhr vollzog Gustav Adolf die Trauung. Anfangs war er so gerührt, daß man es seiner Stimme anmerkte; bald aber wurde er Herr seiner Gefühle und seine Stimme nahm wieder ihren gewohnten schönen Klang an. Seine kurze Rede hatte den Text: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

Elisa konnte aus vollem Herzen in diese Worte einstimmen. Ein paarmal suchte sie den Blick ihres Bräutigams; der schien das aber

nicht zu bemerken. Nach der Trauung fand das Hochzeitsmahl statt, bei dem eine fröhliche Stimmung herrschte. Die Feier dauerte bis in den späten Abend.

Niemand konnte ein angenehmerer Gesellschafter sein als Hessel, wenn er das sein wollte, und heute wollte er. Er begnügte sich nicht damit, die am Hochzeitstag gewöhnliche Figur des Bräutigams an der Seite der Braut zu sein, sondern mischte sich unter die Gäste und unterhielt sich anregend mit ihnen. Dabei verlor er aber Elisa keinen Augenblick aus den Augen und war stolz auf sein Eigentumsrecht.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Ein Wort, Hessel!“ Es war Gustav Adolf. Hessels erster Gedanke war, sich diesem Wort zu entziehen; er ahnte, daß es gewichtig werden würde, aber er faßte sich sofort. Was hatte er zu fürchten, jetzt, da Elisa ihm unwiderruflich angehörte? Die beiden zogen sich von den übrigen zurück.

„War in der Traurede etwas, woran du dich gestoßen hast?“ fragte Gustav Adolf.

„Warum?“

„Es hatte den Anschein.“

„Was hatte den Anschein?“

„Der Ausdruck deines Gesichts.“

„Vielleicht hast du dich geirrt.“

„Das glaube ich kaum. Nicht wahr, Alfred, du willst doch mit deinem Haus dem Herrn dienen?“

„Zeige Ihn mir, dann will ich Ihm dienen.“

Gustav Adolf sah den Schwager verständnislos an. Sollte er seinen Ohren trauen? „Ich glaubte bestimmt, daß du zu den Gläubigen zähltest“, sagte er endlich.

„Aus welchem Grund?“

„Du hast so regen Anteil genommen an allem Guten, besonders in den letzten Jahren; und auch das war mir Bürgschaft genug, daß du dir Elisa zur Frau gewählt hast.“

„Ihre Person hat mich gefesselt, darum habe ich sie gewählt.“

„Aber wie hat mir Elisa schreiben können, daß ihr in der wichtigsten Frage eins wäret, daß du den festen Grund gefunden hättest? Wie hast du es angefangen, sie so hinters Licht zu führen?“

„Ich habe das nicht absichtlich getan; die Versuchung, mir ihre edle Leichtgläubigkeit zunutze zu machen, war zu stark. Sollte ich es auf das Wagnis ankommen lassen, daß einiger Skrupel wegen ihr und mein Glück zerstört würde? Es kam mir fast vor, als wollte sie ein wenig betrogen werden.“

„Das gewiß nicht, da kennst du Elisa schlecht“, sagte Gustav Adolf eifrig; dabei aber fiel ihm ein, daß sie vor langer Zeit einmal gesagt hatte, ihr Herz erfüllte etwas, daß nicht in Worte gekleidet werden könnte, nicht einmal Gott gegenüber; und seufzend fuhr er fort: „Ach, wie leicht geht man ohne Licht irre! Es ist wahrlich eine Lebensbedingung, Gott und Menschen gegenüber offen und ehrlich zu sein.“

„Beabsichtigst du, Elisa über ihren Irrtum aufzuklären?“ fragte Hessel.

„Nein, warum sollte ich das jetzt tun? Das ist deine Sache. Arme Elisa!“

„Ich verspreche dir, daß ich dafür sorgen werde, daß sie dir nicht allzu beklagenswert zu sein braucht“, erwiderte er. „Für mich hast du, wie es scheint, gar keine Gedanken, nur für deine Schwester. Ist das christlich? Keinen Pfifferling kümmert es dich, was ohne sie aus mir geworden wäre.“

„Kein Mensch kann den anderen erlösen“, sagte Gustav Adolf.

„Dann kann wohl auch keiner den anderen verderben; folglich bin ich für deine Schwester unschädlich. Eigentlich finde ich, es wäre deiner würdiger gewesen, mir heute Abend einen Segen mitzuge-

ben.“ Mit diesen Worten wandte er sich, ohne eine Antwort abzuwarten und kehrte zu der Gesellschaft zurück.

Gustav Adolf suchte die Einsamkeit seiner Stube. War es nicht natürlich, daß ihm vor allem um das Glück seiner Lieblingsschwester bange war? Was ging Alfred Hessel ihn an im Vergleich zu ihr? Gewiß war es natürlich, so zu fühlen; ob es recht war, das ist eine andere Frage. Durften die natürlichen Bande ihn so engherzig machen, daß für die Liebe, die alle umfaßt, kein Raum blieb? War nicht Alfred Hessel sein Nächster so gut wie Elisa, und mußte ihm, einem Jünger Jesu, das Seelenheil des Schwagers nicht noch mehr am Herzen liegen als das Glück seiner Schwester? Sein Gewissen hatte nur eine Antwort auf diese Frage. Aber es handelte sich doch nicht nur um das irdische Glück seiner Schwester. Wer von den beiden würde der Stärkere sein? Wer würde siegen und den anderen mit sich ziehen?

Da klopfte es leise an die Tür. Er kannte dieses Klopfen gar wohl. Noch ehe er herein rufen konnte, stand Elisa auf der Schwelle. Der Brautschleier umwallte sie wie eine Wolke, ihre Augen strahlten wie Sterne, die innere Bewegung machte sie im Dämmerlicht des Frühlingsabend durchsichtig blaß erscheinen.

„Ich wollte das Elternhaus nicht verlassen, ohne dir Lebewohl zu sagen“, begann sie.

Behutsam schloß er sie in seine Arme. Ohne Worte wollte er ihr sagen, wie stark seine Bruderliebe war, und daß sie immer auf ihn rechnen könnte. „Gott mit dir!“ sagte er, „laß niemand und nichts dich je aus Seiner Hand reißen.“

„Seine Hand ist stark und hält fest, das weißt du“, erwiderte sie vertrauensvoll.

Ohne es zu ahnen hatte sie die Frage beantwortet, die ihn soeben beunruhigt hatte. Wer war der Stärkere? Sie nicht, aber auch nicht ihr Gemahl, sondern der, der sie bewahren konnte vor dem Argen.

Es war Frühling. Der Elg-See spiegelte den blauen, wolkenlosen Himmel wider und die Birken, die um das Doktorhaus standen, hatten ihren Festschmuck angelegt. Ihre weißen Stämme leuchteten

zwischen den Zweigen hervor, das Laub hatte das entzückende, zarte, leider nur so kurz dauernde Grün des Frühlings. Die jungen Sprossen der Bäume im Fichtenwald auf dem hohen Ufer des Sees erfreuten das Auge und strömten einen würzigen Duft aus; alles war frisch, staubfrei und rein. Fröhlich klang das Rauschen des schäumenden Wasserfalls in die Stille hinaus; der Bach, der bei Elghyttan vorüberfloß, war hier an dem Ziel, dem er entgegenstrebte. Da und dort ließen sich Stimmen im Wald vernehmen; die gefiederten Sänger waren aus dem Süden zurückgekehrt und ließen im Chor ihre Lieder erklingen.

Elisa Hessel ging zwischen den Birken zum See hinab. Bei ihrer Arbeit waren ihr sonderbare, beunruhigende Gedanken gekommen; sie hoffte, ihnen auszuweichen, indem sie ihre Zuflucht in der Natur nahm. Am Ufer an der Anlegebrücke lag ein Kahn; den machte sie los und ruderte auf den See hinaus. Anfangs griff sie rasch aus, dann ruhte sie eine Weile, auf die Ruder gestützt, und lauschte dem Jubel des Frühlings ringsum; doch schien heute die Natur keinen Einfluß auf ihre Stimmung zu üben.

Plötzlich hörte sie vom Ufer her ihren Namen rufen. Einige Ruderschläge führten sie dorthin, und ihr Mann stieg in den Kahn.

„Hast du dich in deiner Einsamkeit durch eine kleine Kahnfahrt erfrischt?“ fragte er. „Du hast rechtes Glück gehabt mich zu treffen.“

Sie lächelte; doch schien es ihm, als sei es ein wehmütiges Lächeln.

„Was hast du, Liebes? Warum bist du nicht so froh wie sonst?“

„O, es ist nichts“, erwiderte sie ausweichend.

„Es bekümmert dich etwas, das sehe ich. Heraus damit!“

Sie zögerte. „Meine Dummheit nur ist schuld an meiner gedrückten Stimmung“, sagte sie endlich, „ich sollte die Unmöglichkeit einsehen, daß einer ist wie der andere.“

Er schwieg und wartete, ob sie fortfahren würde. Aber sie schwieg nun auch; sie mochte ihm nicht sagen, daß ihre Ehe nicht so gewor-

den war, wie sie erwartet hatte. Sie vermißte das tiefe Vertrauen des Herzens, von dem sie gemeint hatte, daß es eine notwendige Folge der äußeren Zusammengehörigkeit wäre. Wenn sie in der wichtigen Frage des Lebens einig waren, warum konnten sie diese Frage nicht ungezwungen berühren? Sie hatte das anfangs versucht; es schien ihr so natürlich, ihn an den Freuden und Sorgen ihres inneren Lebens teilnehmen zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten aber schwieg er oder antwortete in schönen, ihr aber dunklen Worten. Anfangs hatte ihr das gefallen, aber auf die Dauer befriedigte es sie nicht.

„Trauerst du über unsere Verschiedenheit?“ fragte er schließlich.

Schon näherten sie sich dem Ufer. Er stützte sich auf die Ruder und langsam glitt der Kahn über den Wasserspiegel dahin.

Sie sah hastig auf und begegnete seinem Blick. Sonderbar, es lag Mitleid darin. Er sah sie an, als wäre sie eine Kranke, der er wider seinen Willen Schmerzen zufügen mußte. Er wußte, was sie beunruhigte, er hätte es besser erklären können als sie. Ob er auch wohl verstand, die Wunde zu heilen? „Fühlst du sie auch?“ fragte sie.

„Ich empfinde sie nicht als Mangel, aber ich kenne die Ursache; bei dir ist das umgekehrt, wie ich merke.“

Sie sah ihn fragend an. Ihre Unruhe wurde stärker. Das Mitleid in seinem Blick steigerte sich zur Zärtlichkeit, als er fortfuhr: „Mir erscheint unsere Verschiedenheit unwesentlich, sie wird auch dir so vorkommen, wenn du dir erst darüber klar geworden bist, daß wirklich eine solche vorhanden ist.“

Er sprach beruhigend, die Operation sollte bald beendet sein, und sie war wirklich nicht so gefährlich, wie Elisa glaubte.

„Ich habe dich so lange wie möglich geschont, da ich dich nicht unnötigerweise betrüben wollte“, fuhr er fort, „jetzt aber sehe ich, daß die Zeit gekommen ist, dir deinen Irrtum, der mich betrifft, zu nehmen. Du beargwöhnst mich bereits, und Argwohn ist schlimmer als Gewißheit.“

„Ich sollte dich beargwöhnen?“ wiederholte sie in abweisendem Ton.

„Ja, du fürchtest, daß ich nicht aus demselben Stall bin, nicht zu derselben Herde gehöre, wie du und Gustav Adolf.“

„O nein, wie kommst du zu dieser Annahme?“ rief sie. „Ich glaube nichts dergleichen, es bekümmert mich nur, daß du mir nie dein Herz öffnen willst. Aber ich weiß ja, daß die Naturen verschieden sind; ich darf dich nicht tadeln, weil die deinige verschlossener ist, als ich wünsche.“

Was war einem so blinden Vertrauen gegenüber zu tun? War er zu vorschnell gewesen? Aber Elisass Vertrauen war ja erschüttert, wenn sie das auch nicht zugeben wollte und auch ihm war dieser unklare Zustand seit einiger Zeit immer drückender geworden.

„Elisa, was würdest du sagen, wenn ich dir bekennen müßte, daß ich deinen Glauben nicht teile und kein Geistesleben führen kann wie du?“

Sie erblaßte. Sein ganzes Wesen bezeugte ihr, daß er die Wahrheit sprach. Sie versuchte zu lächeln; es war ja nicht denkbar, daß er ihr gegenüber so hatte heucheln können. Er ließ ihr keine Zeit, ein Wort zu sagen, sondern öffnete ihr sein Herz, wie sie gewünscht hatte; aber nichts von alledem, was sie so sicher darin vermutet hatte, kam ans Licht.

Erst als sie alles wußte, ruderte er ans Ufer. Sie sprach nicht; mit gesenktem Blick saß sie da, und er konnte nicht erraten, was sie dachte. Als der Kahn an die Landungsbrücke stieß, sprang er ans Land und blieb wartend stehen; sie aber rührte sich nicht.

„Elisa, kommst du nicht?“

Da erhob sie sich und sah ihn mit einem schmerzerfüllten, bittenden Blick an, der zu sagen schien: Wecke mich aus meinem bösen Traum.

„Warum muß ihr das so zu Herzen gehen? Es ist doch nicht dermaßen wichtig, welche Vorstellung man von unfäßbaren Dingen hat“, dachte er.

Schweigend reichte er ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Dann gingen sie unter dem zarten Laub der Birken, durch das die Sonnenstrahlen fielen, nach Hause.

„Bin ich nicht mehr wert, daß du mir ein Wort gönnst?“ fragte er, indem er plötzlich stehen blieb.

Sie sah ihn an, fühlte aber, daß sie das nicht in derselben Weise konnte wie früher. Er bemerkte das und wäre ärgerlich geworden, wenn er nicht gesehen hätte, daß sie wirklich litt.

„Wenn ich gefehlt habe, dann habe ich es aus Liebe zu dir getan; ist das kein mildernder Umstand?“ fragte er.

„Ich denke nicht daran, ob du gegen mich gefehlt hast“, sagte sie tonlos.

„Aber das sollst du. Mache mir Vorwürfe, nenne mich einen Heuchler, einen Elenden oder wie du willst; alles ist besser, als daß du wie ein Opferlamm leidest und wie eine Märtyrerin aussiehst“, rief er.

Sie hätte ihn sagen mögen, daß sie nicht ihretwegen litt, er aber fuhr fort, ohne ihr zum Antworten Zeit zu lassen: „Bedenke, daß, wenn du mich für deinen Glauben gewinnen willst, deine beste Waffe Liebe ist; Vergebung ohne Liebe begehre ich nicht.“

Sie reichte ihm die Hand, mehr konnte sie in diesem Augenblick nicht tun. Er führte sie zu einer Bank zwischen zwei Birken und versuchte, von anderen Dingen zu reden, um sie auf andere Gedanken zu bringen; das hatte aber keinen Erfolg. Schweigend saßen sie so eine ganze Weile nebeneinander. Er fing zuerst wieder an zu reden. Um sie zu trösten, führte er die Bibel an und sprach davon, wie der Mann durch den Wandel des Weibes gewonnen werden könnte.

„Wie sollte mein Wandel dich gewinnen können, da du Gelegenheit hast, mich im täglichen Leben zu beobachten?“ erwiderte sie niedergeschlagen und dachte mit Zittern an ihre schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Niemals würde sie es gewagt haben, eine solche freiwillig zu übernehmen. Wie kam sie auf einen solchen Posten? Hatte sie ihn sich gewählt, oder hatte Gott sie dahin gestellt? Von der Antwort auf diese Frage hing alles ab, denn nur im letzteren Fall konnte sie auf den Segen Gottes hoffen; auf dem selbst erwählten Beginnen ruht er ja nicht.

„Du hast schon Wunder an mir getan, Elisa“, sagte er in demselben

tröstenden Ton wie vorhin. „Ohne dich wäre ich jetzt kein gesetzter und arbeitsamer Mann. Hättest du mich von dir gestoßen, so wäre ich zu meinem früheren abenteuerlichen Leben zurückgekehrt ohne Halt und Ankergrund. Sei froh, daß du wenigstens etwas erreicht hast.“

Unendliches Mitleid mit ihm ergriff sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Vielleicht hättest du auf den Wogen des Lebens eher das Heil gefunden, als jetzt, da du meinst, wenigstens etwas zu sein“, sagte sie, obgleich sie ziemlich sicher war, nicht verstanden zu werden.

Er fand ihre Worte zu barock, um etwas darauf zu antworten, die Träne in ihrem Auge aber schien ihm der Aufmerksamkeit wert. „Meinst du, weil ich zur Hölle fahren muß? Findest du gar keinen Trost darin, daß ich ein bißchen weniger verkommen, ein bißchen feiner dorthin gehe, als es früher der Fall gewesen sein würde?“

„Bitte, sprich nicht so“, sagte sie.

Er lächelte und versuchte sie durch seine Zärtlichkeit zu trösten. Wie leid tat er ihr, daß er keinen anderen Halt im Leben hatte, als eine schwache Frau, deren Liebe zu ihm sie doppelt schwach machte!

„Weinst du über mich, Elisa?“

„Ich trauere darüber, daß du ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt lebst“, erwiderte sie und ihre Stimme war von Schmerz und Tränen erstickt.

„Du machst dir unnötige Sorgen um mich, Geliebte; ich finde keinen Grund zum Trauern, solange ich dich habe.“

Nichts von dem, was er bisher gesagt hatte, schien ihr seine innere Armut so sehr zu offenbaren wie diese Worte. Es schauderte sie, als sie sich selbst auf dem Platz in seinem Herzen stehen sah, der Gott gebührte. Wohl hatte sie immer danach gestrebt, ihrer Umgebung viel zu sein, das aber war zu stark. Welches Mittel mußte Gott wohl anwenden, um den Abgott vom Thron zu stoßen? Es war ihr, als hätte die Sonne ihren Schein und der Frühling seinen Zauber

verloren. Sie sehnte sich nach Einsamkeit, um im Gebet das Gleichgewicht ihrer Seele wieder zu erlangen.

Mutter Ingas Häuschen im Hanebyer Wald wurde jetzt von einem jungen Ehepaar bewohnt. Jene Signe, die einst durch einen Kuß und ein wenig Freundlichkeit von Elisa gewonnen worden war, und die Mutter Inga in ihrer letzten Krankheit gepflegt hatte, war verheiratet und wohnte mit ihrem Mann und ihren drei kleinen Kindern in dem Häuschen, in dem sie zum erstenmal den Tod gesehen hatte. Jetzt schien sein Schatten sich wieder über die niedrige Hütte legen zu wollen; Signes Mann lag schwerkrank darnieder.

Es war ein sonniger Tag im Hochsommer. Die beiden ältesten Kinder spielten vor dem Haus. Sie wußten, daß sie still und artig sein mußten, weil der Vater krank war und die Mutter keine Zeit für sie hatte. Das kleinste Kind schlief in der Wiege unter der Tür im Hausflur. Die Sonne, die das Kind beschien und erwärmt hatte, ging unter, und der Wind wehte kühl; da erwachte der Kleine und fing an zu schreien.

Die älteste Schwester, die fünfjährige Anna, setzte die Wiege in Bewegung und suchte dadurch den Kleinen zu beruhigen. Da ihr das nicht gelang, bettete sie ihn neu. Man sah, sie hatte Übung im Kinderwarten, denn trotz ihrer Jugend ging alles ganz flink.

In dem ärmlichen Häuschen gab es keine Puppen. Die Kleine hätte auch nicht Zeit gehabt, ihren mütterlichen Trieben im Spiel Ausdruck zu geben; der Ernst des Lebens nahm sie früh in Anspruch, sie mußte, so klein sie war, bereits der Mutter helfen die jüngeren Geschwister zu hüten und zu pflegen.

Diesmal aber schien ihre Hilfe unzureichend. Sie wollte soeben zur Mutter laufen, blieb aber mit weit geöffneten Augen stehen, denn eine feine Dame, die sie gar wohl kannte, näherte sich dem Haus.

„Was ist's mit dem Brüderchen?“ fragte die Angekommene und beugte sich über die Wiege.

Der Kleine schrie zum Erbarmen. Elisa nahm ihn aus der Wiege und redete ihm freundlich zu. Sogleich schwieg er und griff nach ihrer

goldenen Kette. In demselben Augenblick wurde die Tür geöffnet und Signe trat heraus.

„Ah, Fräulein Elisa!“ rief sie erfreut. Frau Hessel wurde noch häufig Fräulein Elisa genannt. Den Leuten, die sie unter diesem Namen liebten, wurde es schwer, sich an den neuen zu gewöhnen.

„Ich hörte heute mittag von meinem Mann, daß es bei euch nicht gut geht; da wollte ich sehen, ob ich euch irgendwie helfen kann“, sagte sie teilnehmend.

„Karlson ist krank“, erwiderte Signe mit einer Ruhe, die leicht hätte mißverstanden werden können.

Elisa aber wußte, was sich hinter dieser scheinbaren Gleichgültigkeit barg. „Darf ich einmal zu ihm hineingehen?“

„Gewiß“, erwiderte die junge Frau dankbar.

Als Elisa das Kind in die Wiege zurücklegen wollte, nahm Signe es ihr ab und legte es auf Annchens Arm. Sie tat dies, als wäre es selbstverständlich.

„Kann denn die Kleine das Brüderchen schon herumtragen?“ fragte Elisa.

„O gewiß, sie muß sich beizeiten daran gewöhnen“, sagte die Mutter.

Elisa streichelte den Flachskopf der Kleinen; sie war gerührt von dem verständigen Ausdruck in den blauen Kinderaugen, die zu ihr aufsaßen.

Signe hatte die Tür geöffnet und wartete, bis Elisa eintrat. Diese fand den Kranken sehr schwach. Das Fieber war heftig; die Pflege, die der Arzt verordnet hatte, nahm die Kräfte der Pflegenden sehr in Anspruch.

„Wirst du es aushalten, Signe?“ fragte Elisa und sah auf die bleichen Wangen und die vom vielen Wachen roten Augen der armen Frau.

„Es muß gehen“, erwiderte sie und ihre Worte deuteten auf eine

zähe Ausdauer, wie man sie bei Frauen aus dem Volk häufig beobachten kann.

„Hast du niemand, der dir helfen könnte?“

Signe nannte zwei Frauen, die ihr beistanden, wenn sie daheim abkommen konnten, „aber heute abend ist er sehr krank“, fügte sie hinzu.

„Du meinst, so krank, daß du ihn anderen nicht überlassen magst“, fragte Elisa teilnehmend. „Ich begreife das, aber du hältst es nicht aus, wenn du nicht wenigstens einmal dazwischen schlafen kannst. Weißt du, dieser Zustand kann noch lange dauern.“

Signe gab keine Antwort, und Elisa überlegte.

„Würdest du wohl schlafen können, wenn ich bei ihm wachte?“

„Gewiß, aber davon kann ja keine Rede sein.“

„Warum nicht? Wenn ich meinen Mann nur benachrichtigen könnte, dann würde es schon gehen.“

Dafür wußte Signe Rat. Sie sagte, ein Mann, der in der Nähe des Doktorhauses wohnte, käme jeden Abend vorbei, der könnte die Botschaft ausrichten. „Aber was wird der Herr Doktor dazu sagen?“

Das wußte Elisa selbst nicht so genau, behielt aber ihre Befürchtungen für sich und hoffte, daß ihr Mann, der ja am besten wußte, wie krank dieser Patient war, ihr den Willen lassen würde. Sie schrieb also ein paar Zeilen an ihn und gab sie dem Boten mit. Als sie dann sah, welche Erleichterung ihr Anerbieten der armen ermüdeten Frau war, freute sie sich doppelt über ihren Entschluß.

Signe brachte nun ihre Kinder zu Bett, aber ehe sie sich selbst der Ruhe hingab, stand sie noch eine Weile am Lager des bewußtlosen Mannes.

Elisa verstand es, sich in die Gefühle anderer hineinzusetzen. Ihr Herz war erfüllt von Teilnahme und von dem Verlangen zu trösten.

„Gott ist der Herr über Leben und Tod. Seine Liebe ist größer als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind“, sagte sie leise.

Die junge Frau stand schweigend. Wohl zuckte es in ihrem Gesicht, aber sie beherrschte ihre Bewegung.

„Gott will dir durch dies Krankenlager etwas sagen; Er begehrt etwas von dir. Sorge dafür, daß Er das bekommt, was Er will.“

„Was will er?“

„Er will dich näher zu sich ziehen“, sagte Elisa, „damit du ganz Sein eigen wirst. Es ist wunderbar, daß wir Ihn in der Not leichter finden, als wenn es uns gut geht, das weiß Gott; darum dürfen wir es nicht als Härte von Ihm ansehen, wenn Er uns Schweres schickt; nein, Signe, es ist eitel Liebe, was Ihn dazu treibt.“ Elisa fühlte, daß ihre Worte ein offenes Ohr und Herz fanden, obgleich keine Antwort erfolgte. „Jetzt geh' zu Bett und sei ganz ruhig, ich wache“, sagte sie dann.

„Niemals kann ich Ihnen genug danken“, sagte Signe und legte sich in ihren Kleidern auf ein schnell gerichtetes Lager, wo sie sehr bald einschlief.

Elisa empfand innige Freude, sie schlafen zu sehen und machte sich lautlos um den Kranken zu schaffen. Nach einer Weile hörte man das Rollen eines Wagens, der bald darauf vor dem Häuschen hielt. Elisa ging leise hinaus, sie fürchtete, daß Signes Schlaf, über den sie sich noch soeben gefreut hatte, gestört werden könnte. Aber wie erschrak sie, als sie sah, daß es ihr Mann und eins ihrer Mädchen war! Denn sie verstand sofort, was das zu bedeuten hatte und bereitete sich auf Widerstand vor. Behutsam schloß sie die Tür und bedeutete den Kommenden, leise einzutreten.

„Brita bleibt die Nacht hier, damit du das nicht brauchst“, sagte der Doktor.

Elisa hieß Brita hineingehen und nach dem Kranken sehen. „Ich komme gleich nach“, fügte sie hinzu. Brita gehorchte.

„Du fährst jetzt mit mir nach Hause“, sagte der Doktor, „wie kannst du denken, daß ich dich hierlassen werde?“

Elisa suchte ihren Mann von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß die arme Frau einmal ruhig schlief, und daß es doch natürlich wäre, wenn sie sich nicht getraute, die Pflege ihres kranken Mannes dem ersten besten zu überlassen. „Ich habe ihr versprochen, an ihrer Stelle zu wachen und jetzt schläft sie. Du begreifst, daß ich mein Versprechen nicht brechen kann; es ist mir unmöglich, nun einfach zu verschwinden.“

„Dann wecke sie und sage ihr, daß du mit mir nach Hause fährst. Was hier erforderlich ist, kann Brita sehr gut tun.“

„Aber Brita sah so mißmutig aus. Bitte, nimm sie wieder nach Hause mit und laß mich hier bleiben.“

„Unter keiner Bedingung.“

„Ich bin nicht im geringsten müde.“ Elisas Stimme klang bittend. Sie wußte, daß sie durch Trotz nichts ausrichtete, dem bittenden Blick ihrer Augen aber pflegte er nicht zu widerstehen. Heute Abend aber schien alles vergeblich.

„Es ist gut, dann bin ich wenigstens nicht zu spät gekommen“, sagte er nur. „Ich will nun noch nach dem Kranken sehen, dann fahren wir nach Hause, du und ich.“

Sie vertrat ihm den Weg und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Alfred, laß mir nur dieses eine Mal den Willen“, bat sie. „Du weißt, wie viel von der Pflege abhängt, und Brita kann den Kranken nicht so pflegen wie ich. Wir dürfen nicht selbstsüchtig sein.“

Er schob sie sanft zur Seite und betrat das Haus ohne zu antworten.

Sie blieb regungslos stehen. Der Zorn regte sich in ihr, denn von der Heftigkeit, dem Familienerbstück, hatte auch sie ihr Teil bekommen. Der Stimme des Gewissens konnte sie Folge leisten, auch dem Willen eines Menschen sich fügen, dessen Verlangen billig war, aber in diesem Fall hielt sie es für die Pflicht ihres Mannes nachzugeben. Die Hartnäckigkeit, mit die er die von ihr angeführten Gründe unberücksichtigt ließ, reizte sie, auch schämte sie sich, gegen ihren Willen wie ein Kind nach Hause gebracht zu werden. Am meisten aber peinigte sie der Gedanke an Signes Enttäuschung. Sie wagte nicht mehr

zu hoffen, daß ihr Mann nachgeben würde; es wäre ja nun auch für ihn zu schimpflich, mit Brita wieder nach Hause fahren zu müssen, ohne seinen Willen durchgesetzt zu haben. So echt weiblich war ihr Empfinden, daß sie das auch kaum wollte, jetzt, da es schon so weit gekommen war. Warum hatte er sie nicht ruhig gewähren lassen?

Nach einer Weile kam der Doktor wieder heraus. „Nun ist alles in Ordnung“, sagte er. „Brita weiß, was sie zu tun hat und wird leicht damit fertig werden. Komm jetzt.“

„Und Signe?“ wandte Elisa ein.

„Sie schläft gut.“

„Sie schläft im Vertrauen auf mein Versprechen, bei ihrem Mann zu wachen; ich kann mich doch nicht hinwegstehlen – nicht einmal um deinetwillen.“

Etwas von dem Groll, der sich in ihr regte, verriet sich in dem Ton ihrer Stimme und unwillkürlich richtete sie sich zu ihrer vollen Höhe auf. War es wirklich ihre Absicht, ihm zu trotzen? Dann wollte er ihr heute ein für allemal zeigen, wie vergeblich ein solcher Versuch war. Er ging wieder in das Haus zurück.

Beunruhigt folgte ihm Elisa, konnte aber nicht mehr verhindern, daß er Signe weckte. Schlaftrunken fuhr die arme Frau in die Höhe und hörte halb im Traum, wie der Doktor erklärte, Brita hätte den Platz seiner Frau am Bett des Kranken eingenommen, Signe könnte aber deswegen ruhig weiterschlafen. „Ich bin es, der veranlaßt, daß meine Frau ihr Versprechen nicht hält, sie ist unschuldig“, fügte er hinzu. Dann verließ er die Stube.

Elisa war vor ihm hinausgegangen. Sie war besiegt. Er reichte ihr den Arm, sie nahm ihn widerstrebend, am liebsten hätte sie ihn zurückgestoßen, sie schämte sich aber, ihren Zorn in so kleinlicher Weise zu offenbaren. Das Pferd war an den Pfahl des Heckentores gebunden und verkürzte sich die Zeit damit, den Zaun zu benagen, da es das Laub der Bäume nicht erreichen konnte.

Elisa stieg schnell auf, damit sie keine Hilfe anzunehmen brauchte. Hessel band das Pferd los und nahm dann seinen Platz neben ihr ein.

Dann setzte sich der Wagen in Bewegung. Die Sommernacht war lau und hell, und der Wald duftete. Stille herrschte ringsum, nur hin und wieder vernahm man leises Vogelgezwitscher; es war, als träumten die kleinen gefiederten Sänger, während der linde Nachtwind durch die Tannen fuhr und das eintönige Rauschen der Wasserfälle aus der Ferne herüberdrang. Friedvoll war die Stimmung, die in der Natur herrschte, und sie war nicht ganz ohne Einfluß auf die beiden erregten Gemüter.

„Nur aus Fürsorge für dich habe ich so gehandelt; kannst du das nicht verstehen?“ fragte Hessel endlich.

Elisa gab keine Antwort. Selten regte sich der Zorn so stark in ihr; man sah sie nie aufbrausen, nur durch ihr Schweigen, das noch vernichtender wirkte als Worte, äußerte sich der Groll, der ihr Herz gefangen hielt.

Als er sie ansah, wandte sie das Gesicht ab. Das war etwas Neues; böse hatte er sie noch nie gesehen. „Unter anderen Verhältnissen hätte ich dir vielleicht den Willen gelassen“, begann er wieder, „aber du weißt ja, daß du jetzt besonders vorsichtig sein mußt. Ich bin so sehr besorgt um dich.“

Diese Worte besänftigten sie einigermaßen. Hätte sie weiter nichts zu vergeben gehabt als die Demütigung, die ihre Selbständigkeit erlitten hatte, so wäre vielleicht jetzt alles gut geworden; daß er aber die arme, durch Wachen übermäßig angestrengte Frau geweckt hatte, das konnte sie ihm nicht so leicht verzeihen.

Aufgebracht über ihr hartnäckiges Schweigen, daß ihm viel unangenehmer war als zornige Worte, schwieg er nun auch. In irgendeiner Weise mußte er aber seinem Ärger Luft machen, darum versetzte er dem Pferd einen Peitschenhieb, obgleich es nicht weniger flink als bisher einhertrabte. Erstaunt wandte das Pferd den Kopf und sah hinter sich.

Elisas geistige Kraft rührte zum großen Teil daher, daß sie der Stimme des Gewissens nie auswich. Sie wand sich wohl unter seiner Anklage, aber sie wich ihm nicht aus. Auch diesmal erwachte ihr Gewissen bald und seine vorwurfsvolle Stimme wurde immer lauter. Von Natur war sie zum Zürnen geneigt; solange sie zornig war, konnte sie keinem in die Augen sehen, noch weniger ohne die größ-

te Überwindung denjenigen anreden, dem sie grollte. Da der Kampf zwischen ihrem Gewissen und ihrem Zorn den ganzen Rückweg dauerte, so hielt auch das Schweigen so lange an.

„Geh ins Eßzimmer, ich habe Abendessen für dich bestellt“, sagte Hessel, nachdem er ihr beim Absteigen geholfen hatte. Auch jetzt noch war sie nicht imstande, zu antworten, sondern trat schweigend ein. Mit Überwindung hatte sie eine Tasse Tee getrunken und eine Butterschnitte gegessen; da brachte die Köchin eine warme Speise. „Aber liebe Mari, ich kann wirklich nichts mehr essen“, rief sie erschrocken.

„Ich bringe ja Ihr Leibgericht, Frau Doktor“, sagte Mari überredend. Die behäbige, gutmütige Köchin trug zu der Gemütlichkeit im Hause mehr bei, als man ahnte.

Elisa schüttelte den Kopf. „Ich kann wirklich nicht, Mari“, sagte sie bittend.

„Versuchen Sie es nur“, ermunterte die Köchin. „Dem Herrn Doktor würde es sonst sehr leid tun. Er hat ausdrücklich diese Speise bestellt; er weiß, daß Frau Doktor sie gern ißt, das hat er gesagt. Und weil ich sie kochen sollte, durfte ich nicht mitfahren, um bei dem Kranken zu wachen, wie ich gern wollte. Aber sehen Sie, Frau Doktor, Brita kann ja nicht gut kochen, und gerade diese Speise versteht sie nicht zu machen. Es war dem Doktor so sehr darum zu tun, daß Sie heute abend etwas recht Gutes bekämen; er sagte, Sie hätten so wenig zu Mittag gegessen.“

Besiegt setzte Elisa sich nieder um zu essen. Dieser Beweis liebender Fürsorge rührte sie und kam dem Gewissen zu Hilfe. Der Zorn war überwunden. Als sie gegessen hatte, doch ohne der Mahlzeit so viel Ehre angedeihen zu lassen, wie Mari gewünscht hatte, ging sie in die Stube ihres Mannes. „Warum bist du nicht zum Essen gekommen?“ fragte sie.

„Ich habe gegessen, ehe ich fuhr“, erwiderte er.

„Kannst du glauben, daß das Essen eine Seele hat?“

Unmerklich verzog er den Mund zu einem Lächeln. Der Ärger über ihre Unversöhnlichkeit war bei ihm noch gewachsen, und er meinte,

eine Aussprache irgendeiner Art zwischen ihnen wäre mehr am Platze, als Betrachtungen über die Seele der Materie. „Darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht“, erwiderte er gleichgültig.

„Ich auch nicht vor heute abend“, sagte sie und entfernte einen Räuber von dem Licht, wobei die Flamme ihr Gesicht hell beschien. „Ich habe sie in meinem Lieblingsgericht erkannt, das du für mich bestellt hast.“

„Hast du es auch gebührend gewürdigt?“ fragte er, durch dieses Zugeständnis besänftigt.

„Es hat mich gelehrt, mich zu schämen.“ Ihre Stimme klang weich; sie sah nicht auf, sondern schien noch immer vom Reinigen des Lichtes sehr in Anspruch genommen zu sein.

„Du hast dich geschämt? Weswegen?“

„Weil ich so böse war.“

Sie sah ihn jetzt so offen an wie gewöhnlich. Er fragte sich, wie es zuginge, daß sie, wenn sie sich beugte, in Wirklichkeit zu wachsen und größer zu werden schien.

„Du hattest Grund, böse zu werden“, gab er bereitwillig zu.

„Das Zürnen ist unrecht, es läßt sich nicht rechtfertigen“, erwiderte sie.

„Du verfährt zu kategorisch mit dir selbst“, sagte er lachend, „deine Grundsätze und Behauptungen sind im allgemeinen zu ideell, um in unserer krassen Wirklichkeit standhalten zu können; du vergißt in deiner Rechnung mit dem Leben zu viele Faktoren.“

„Aber nicht die wichtigsten.“

Er schüttelte den Kopf. „Zuweilen legst du etwas Unbedeutendem große Bedeutung bei. Ich finde deinen Zorn ganz verzeihlich.“

„Wenn du sagtest erklärlich, dann würde ich dir beistimmen“, sagte sie, „aber wenn etwas auch erklärlich ist, so kann es doch unrecht sein.“

„Nun wohl, es war sehr unrecht von dir, böse zu werden, aber ich verzeihe dir. Bist du jetzt zufrieden?“

„Zur Hälfte, ja.“

„Was fehlt noch?“

„Ich habe dir noch viel mehr zu sagen, weiß aber nicht, ob ich es wagen darf.“

„Unsinn! Warum solltest du es nicht wagen dürfen? Komm her und sage mir alles. Ich bin in meinem Zorn nicht so vernichtend wie gewisse andere.“ Er setzte sich auf das Sofa und zog sie an seine Seite.

Sie zögerte, eine ernste Unterredung mit ihm zu beginnen, da er augenscheinlich in scherzhafter Laune war. „Alfred, du liebst mich zu viel und zu wenig“, begann sie.

„Ist das nicht ein Widerspruch? Aber vielleicht findet sich ein innerer Zusammenhang.“

„Du liebst mich zu viel, denn du setzt meinerwegen Menschenliebe und Barmherzigkeit beiseite.“

„So wie heute abend, meinst du?“ unterbrach er sie. „War das unbarmherzig, den Leuten jemand anders als dich zur Hilfe zu geben? Ich konnte nicht einsehen, daß du für sie unersetzlich warst. Du bist doch nicht Herr über Leben und Tod.“

Sie errötete und fühlte sich von seinen Worten getroffen. „Du warst grausam, als du die arme Frau wecktest.“

„Du wolltest mir ja sonst nicht folgen. Übrigens ist sie ohne Zweifel sofort wieder eingeschlafen.“

„Das glaube ich nicht. Sie verläßt sich nicht so auf Brita wie auf mich.“

„Dann kann ich dir nicht helfen. Ich weiß, daß Brita das Notwendige tun kann und tun wird trotz ihrer unfreundlichen Art.“

„Mari hat ein gutes Herz und Mitleid mit Kranken, sie hätte es besser gemacht, aber sie sollte ja zu Hause bleiben, um mein Lieblingsgericht zuzubereiten“, sagte Elisa leise, in dem Bewußtsein, daß ihre Worte verletzen würden.

„Und daraus machst du mir einen Vorwurf?“

„Indem ich dir zugleich dafür danke“, sagte Elisa mit einem beredten Blick, der ihn bat, sie doch ja recht zu verstehen.

„Du bist heute abend voller Widersprüche“, sagte er.

„Dieser Beweis deiner Liebe hat mich wirklich gerührt; trotzdem wäre es mir ungleich lieber gewesen, du hättest in erster Linie an deinen Kranken gedacht. Das war deine erste Pflicht, statt dessen dachtest du nur an mich. Ich habe dich also gehindert, deine Pflicht zu tun. Sieh, darum behaupte ich, du liebst mich mitunter zu viel.“

„Und wann liebe ich dich zu wenig?“

„Ich darf dir nichts anderes sein als deine Gattin. Für meinen inneren Menschen hast du keine Teilnahme.“

„Was verstehst du unter deinem inneren Menschen?“ fragte er. Der Ausdruck erinnerte ihn an seine Beobachtungen, die er vor einigen Jahren in der Anatomie gemacht hatte und was ihm dabei für Gedanken gekommen waren.

„Das, was bei meinem Tod nicht stirbt, mein Glaubensleben.“

Er schwieg, aber nicht ihre Worte machten ihn so nachdenklich, sondern die Erinnerung an jene Zeit, da er das Leben, von dem sie sprach, ernstlich gesucht hatte. Warum hatte er aufgehört, danach zu suchen, jetzt, nachdem er Elisa gewonnen hatte? Hatte er dies Leben wirklich nur darum begehrt, um ihrer würdig zu werden? In diesem Augenblick empfand er einen Schmerz; er fühlte, daß er etwas verloren hatte, und daß es mit ihm zurückgegangen war.

Sie wußte nicht, was er dachte, sah aber den ernsten Ausdruck seines Gesichts und fragte freundlich, ob sie auch zu offen zu ihm gewesen wäre.

„Es liegt zu viel Gewissen in deiner Liebe, Elisa. Du läßt dich in deinem Verhältnis zu mir nicht ausschließlich von deinem Herzen leiten, wie ich das tue, darum verstehst du mich nicht.“

„Das Gewissen ist das Salz der Liebe“, sagte sie.

„Laß nur nicht zu viel Salz hineinkommen.“

Sie fragte sich, ob sie vielleicht zu hart über das rein Menschliche urteile aus Furcht, das Göttliche könnte sonst nicht zu seinem Recht gelangen. Die Gefahr lag ja nicht fern, übertrieben streng zu werden, um Halbheit zu vermeiden. Die goldene Mittelstraße war so schwer zu finden, nur mit Gottes Hilfe ist das möglich. Was hatte sie doch heute abend Signe gesagt? Gott will uns durch das Schwere, das er uns schickt, näher zu sich ziehen. Gib acht, daß Gott das erhält, was er durch diese Trübsal von dir fordert. So ungefähr hatten ihre Worte gelautet. Galt diese Ermahnung nicht auch ihr? Sollte nicht gerade das Schwere ihrer Stellung sie hilfeschend näher zu Gott führen? Nicht nur um ihrer selbst willen lag ihr am Herzen, daß es diese Wirkung haben möchte, sondern auch um ihres Mannes willen; sie hatte nur dann Aussicht, ihn für ihren Herrn zu gewinnen, wenn sie in Gottes Nähe lebte.

„Woran denkst du soeben?“ fragte er.

„Wie wichtig, ja wie notwendig ist es, Gott näher zu kommen“, erwiderte sie, niedergeschlagen von dem Gefühl, daß diese Worte keinen Widerhall finden würden. Vielleicht hätten sie aber doch mehr Eindruck auf ihn gemacht, als das jetzt der Fall war, wenn ihr Zweifeln sich nicht sowohl in ihrem Blick als in dem Ton ihrer Stimme verraten hätte.

Am folgenden Tag ging Elisa wieder zu dem Häuschen im Hanebyer Wald. Sie schämte sich zwar, nach ihrem unfreiwilligen Weggehen am vorhergehenden Abend, sich dort wieder sehen zu lassen, aber sie wollte diesem Gefühl nicht nachgeben und wegbleiben. Die junge Frau war taktvoll genug, das Vorgefallene mit keinem Wort zu berühren; sie dankte nur für Britas Hilfe und erklärte, daß sie in der folgenden Nacht ganz gut allein zurechtkommen konnte; es ginge ihrem Mann heute besser.

Elisa blieb eine Weile dort. Als sie nach Hause ging, fühlte sie sich

ungewöhnlich niedergedrückt. Sie war von ihrem Besuch nicht befriedigt und fürchtete, nichts ausgerichtet zu haben.

„Gott segne sie“, flüsterte der Kranke, als sie sich entfernt hatte, „es ist, als wenn durch ihre Gegenwart alles Böse verscheucht würde.“

KAPITEL 9 --- Kind und Kindeskind

Mütterlich besorgt zu sein war immer ein hervortretender Zug in Elisas Charakter gewesen. Warten und pflegen war ihre Lust. Obgleich sie von frühester Jugend an reichlich Gelegenheit gehabt hatte, dieser Neigung zu folgen, meinte sie doch, dies erst jetzt zu können, wie sie es wünschte, seit sie ein eigenes Kind in ihren Armen hielt. Ihre Mutterliebe war stärker als jedes andere Gefühl in ihr, und sie ahnte nicht, daß sie dabei zu weit gehen könnte.

Aber Hessel war nicht der Mann, der einen Nebenbuhler duldete und wenn dieser auch sein eigenes zartes Söhnchen war. Er fühlte sich von seiner Frau vernachlässigt und zurückgesetzt, ließ das aber nur in der Weise merken, daß er versuchte, sich schadlos zu halten.

Bei dem Eisenwerksbesitzer Hansson auf Bergsjö fand er Unterhaltung, wenn er sich einsam fühlte; dabei mußte das Kartenspiel und der Toddy helfen. Der Hausherr verstand es, Maß zu halten, falls man das nicht zu sehr einschränkte, aber es waren einige Herren unter den Angestellten, die weit über das Maß hinausgingen. Ein Spielklub wurde gebildet und Hessels Besuche auf Bergsjö gaben den Klubmitgliedern jedesmal das Zeichen, sich in einem Zimmer im Flügel einzufinden, um sich dem Spiel und Trunk hinzugeben. Es wurde häufig sehr spät. Wenn den Getränken zu tapfer zugesprochen worden war, kam es vor, daß Hessel die Nacht auf Bergsjö blieb.

Das brachte Elisa schließlich zur Besinnung. Ihr Mann stand im Begriff, ihr immer ferner zu rücken, das durfte nicht geschehen. Eines Tages begleitete sie ihn nach Bergsjö; bald blieb sie mit Frau Hansson allein im Gesellschaftszimmer zurück, als die Herren sich in das Spielzimmer begaben.

„Wollen wir nicht auch hinübergehen?“ schlug Elisa nach einer Weile vor.

„Das würde den Herren gewiß nicht lieb sein“, wandte Frau Hansson ein.

„Warum nicht?“

„Sie wollen ungestört sein, begreifst du? Wir würden auch dort wenig Unterhaltung finden, denn sie haben für uns keine Gedanken, wenn sie die Karten haben.“

„Versuchen wir es trotzdem“, bat Elisa.

Sie gingen hinüber. Dicker Qualm erfüllte das Zimmer, das Kartenspiel war in vollem Gang und es war unverkennbar, daß die Herren dem Grog schon fleißig zugesprochen hatten. Es wurde ihnen nicht ganz leicht, ihr Mißvergnügen zu verbergen. Dem Hausherrn gelang es am besten; er äußerte seine Freude über ihre Liebenswürdigkeit, rückte bequeme Sessel zurecht und bot den Damen Zigaretten an. Die Ritterlichkeit Elisa gegenüber war ihm noch nicht abhanden gekommen.

Sie hatte immer noch Macht über die Männer, wenn sie wollte. Heute abend war sie entschlossen, diese Macht der Karten und des Grog wegen zu gebrauchen, und sie tat das mit Erfolg. Sie nahm eine Zigarette und tat ein paar Züge, nicht weil ihr das ein Genuß gewesen wäre, sondern um die Stimmung ungezwungen zu erhalten. Das gelang ihr so gut, daß die Herren sich nach und nach mit der Unterbrechung aussöhnten. Sie entwickelte ihre ganze Liebenswürdigkeit, sie konnte unwiderstehlich sein, wenn sie wollte.

„Was kam dir heute abend in den Sinn?“ fragte ihr Mann auf dem Weg nach Hause.

„Ich wollte einmal die Luft atmen, die du in der letzten Zeit aufsuchst“, erwiderte sie. „Sie war erstickend; wie kannst du dich in ihr wohlfühlen?“

„Ich finde sie immerhin besser als Kinderstubenluft.“

„Findest du das wirklich?“ Der traurige Ton ihrer Stimme schien eine Anklage zu enthalten.

„Du kannst nicht verlangen, daß ich dasselbe Bedürfnis haben soll wie du, so wenig wie ich verlange, daß du Geschmack an meinen Vergnügungen finden sollst“, erwiderte er ein wenig rauh. „Ich sehe durchaus nicht gern eine Zigarette zwischen deinen Lippen; du paßt nicht in eine Gesellschaft, die ihr Vergnügen beim Glas und beim

Spiel sucht. Meine Königin war in dieser Umgebung fehl am Platz. Es war unter ihrer Würde, diesen Laffen von Angestellten gegenüber so liebenswürdig zu sein.“

„Sie waren es auch nicht, an die ich dachte.“

„An wen denn? Etwa an mich?“

„Ja, nur an dich.“

Er lachte etwas ungläubig. „Das klingt ja sehr hübsch, aber wenn dem so ist, warum kümmerst du dich dann nicht zu Hause ein wenig mehr um mich? Das wäre besser als mitzufahren, um mir deine Liebenswürdigkeit anderswo zu erweisen?“

Elisa gab keine Antwort, aber von diesem Abend an zeigte sich eine entschiedene Veränderung in ihrem Wesen. Sie tat alles, um ihren Mann wieder an sich zu ziehen; sie studierte ihn genau und richtete sich nach dem, was sie beobachtet hatte. Ihre Bemühungen wurden aber nur teilweise mit Erfolg gekrönt. Vielleicht argwöhnte er, daß die Beweise ihrer Zärtlichkeit ebenso sehr dem Pflichtgefühl als der Herzensneigung entsprangen, und das verdroß ihn. Zudem waren auch die Gelüste aus seinem an Abenteuern so reichen Vorleben zu stark, als daß er sie schnell hätte niederkämpfen können.

Elisa fuhr fort zu hoffen und zu glauben. Wegen ihrer Person hatte sie keinen Grund sich zu beklagen, denn gegen sie war er stets rücksichtsvoll. Bei Festlichkeiten daheim mußte sie die Tonangebende sein, und niemals verlangte er etwas von ihr, was gegen ihr Gewissen war. Er sorgte ängstlich dafür, daß sie ihn nie zu sehen bekam, wenn er des Guten zu viel getan hatte. Bei solchen Gelegenheiten hielt er sich fern; sie ahnte aber wohl den Grund, warum er mitunter nachts auf Bergsjö blieb. Von Herzen dankbar war sie ihm, daß er mit ihrem alten, leicht zu beeinflussenden Vater nie trank oder spielte. In seinem Beruf zeichnete er sich durch Tüchtigkeit und Treue aus und zeigte gegen hoch und niedrig die gleiche Teilnahme und den gleichen Eifer. Elisa fand viel Liebenswertes an ihm und er liebte sie mit derselben Innigkeit wie beim Beginn der Ehe; nur hatte sie nicht mehr solche Macht über ihn, wie früher. Von dem, was ihr am meisten am Herzen lag, was den Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens ausmachte, konnte sie nicht mit ihm sprechen, und

einen Dritten zum Vertrauten der Gedanken ihres Herzens zu machen, verbot ihr sowohl der Stolz als auch ihr Zartgefühl. Gott war der einzige, dem sie ihr Leid klagte, und sie gewöhnte sich immer mehr daran, nur Ihm ihre innersten Gedanken und ihre brennendsten Wünsche zu offenbaren; dadurch vertiefte sich ihr Wesen so, daß sie etwas Weltfremdes, wenn nicht Verschlossenes bekam.

Die Zeit verrinnt, ein Jahr reiht sich an das andere. Die Jungen wachsen heran und werden in das Leben eingeführt, und die Alten hängen oft fest am Leben, wenn sie auch wissen sollten, daß der Abschied herannaht.

Der alte Major auf Elghyttan feierte seinen achtzigsten Geburtstag. Er konnte es nicht fassen, daß die Sonne seines Lebens sich bereits so tief geneigt hatte; auch seinen Kindern und Kindeskindern, die von verschiedenen Seiten herbeigeeilt waren, wollte das nicht in den Sinn, als sie seine noch kräftige Gestalt sahen.

Der alte Herr freute sich wie ein Kind, die Seinigen alle um sich zu haben; er war stolz auf sie. „Das meine Kinder so gut geraten sind, ist nicht mein Verdienst, sie haben es dem Segen ihrer guten Mutter zu verdanken“, sagte er gerührt und wischte sich eine Träne ab, und im nächsten Augenblick scherzte er wieder in seiner frohgelauten Weise.

Seine Kinder machten ihm wirklich Ehre. Aus dem bequemen Christian war ein fleißiger Landwirt geworden. Dieses Wunder hatten kleine, zarte Kinderhände zuwege gebracht. Sie hatten die schlummernden Kräfte in ihm geweckt und die Vaterliebe aus seinem Herzen gelockt. Fernstehenden gegenüber war er gleichgültig geblieben, an seinem Vater und seinen Geschwistern hing er; in seine Frau war er anfangs sehr verliebt gewesen, jetzt begnügte er sich damit, ihr zu gehorchen; seine Kinder aber vergötterte er, für sie lebte er. Der Gedanke, daß er selbst einmal Elghyttan erben würde, hatte ihm nicht die Hälfte der Arbeitskraft erweckt, die er zu entwickeln begann, sobald er in dem Gut das zukünftige Erbe seinen ältesten Söhnchens erblickte. Und der Segen der Arbeit trat nicht nur in den äußeren Verhältnissen, sondern auch in seinem Charakter und in seiner ganzen Persönlichkeit hervor.

Gustav Adolf erntete fortgesetzt in seinem Beruf reichen Segen. Was er unternahm, glückte ihm. Seine Volksbeliebtheit, der viele aus Neid oder aus Mißtrauen ein baldiges Ende prophezeit hatten, war ebenso groß, wenn nicht größer, als beim Beginn seiner Wirksamkeit. Die Kirche in der Hauptstadt, an der er angestellt war, füllte sich Sonntag für Sonntag bis auf den letzten Platz. Treu war auch seine Seelsorge; Tausende sahen mit Vertrauen und Liebe zu ihm auf. Aber in dem steten Erfolg seiner Arbeit lag für ihn keine Gefahr, sich zu überheben, denn er sah in ihm ein Geschenk aus Gottes Hand und nicht eine Frucht seines Verdienstes. Aus Gottes Hand nahm er auch das Kreuz, das er zu tragen hatte. Er war glücklich verheiratet, aber seine Frau war sehr kränklich und sein einziges Töchterchen desgleichen. Familienliebe war ein Charakterzug der Gyllenborgs und trat bei Gustav Adolf vielleicht am stärksten hervor. Zärtlich sorgte er für seine Frau und sein Kind. Er freute sich immer, wenn es ihm möglich war, das Elternhaus zu besuchen und diesmal war seine Freude doppelt groß, weil seine Frau und Tochter sich wohl genug befanden, ihn zu begleiten.

Die früher so schwärmerisch angelegte Irene hatte sich zu einer proaischen und tüchtigen Frau entwickelt. Mit demselben Eifer, mit dem sie einst den Gedanken an eine Missionstätigkeit ergriffen hatte, sprach sie jetzt von den ersten Schulaufgaben ihres kleinen Christian und dem dritten Zahn des kleinen Allan. Die wichtigen Lebensfragen machten ihr wenig zu schaffen; gleichgültig waren sie ihr zwar nicht, aber sie hatte aufgehört, eine eigene Meinung über sie zu haben; sie begnügte sich damit, in solchen Dingen das Echo ihres Mannes zu sein. In den kleinen alltäglichen Dingen des Lebens waltete sie selbständig. Sie bestimmte, welchen Rock ihr Mann anziehen und welchen Schlips er tragen sollte. Bei Tisch sah sie ihm scharf auf die Finger, daß er in seiner Zerstretheit nicht mit dem Serviettenring spielte und mit Messer und Gabel herumstocherte, und er ließ sich ihre Zurechtweisungen mit bewundernswerter Geduld gefallen. Vielleicht empfand er es als Erleichterung, daß er nicht an diese kleinen Dinge zu denken brauchte, ebenso sehr wie sie froh war, sich nicht mit großen Gedanken quälen zu müssen. In vieler Beziehung hatte er Fortschritte gemacht, leider aber waren seine Ansichten immer noch schwankend und seinem Glauben fehlte die Festigkeit. Anteil nahm er an verschiedenen gemeinnützigen Vereinen. Allem, was für die Aufklärung der Menschheit geschah, widmete er besondere Teilnahme. Seine Lehrtätigkeit machte ihm Freude, außerdem

hielt er Vorträge zum Nutzen verschiedener Bestrebungen. Diese Vorträge waren stark besucht, besonders von Damen. Auch war er als Schriftsteller außerordentlich tätig und seine literarischen Erzeugnisse fanden immer einen großen Leserkreis.

Es war ihm nicht leicht geworden, sich von seinen vielen Obliegenheiten loszumachen und nach Elghyttan zu fahren. Irene hatte ihre ganze Überredungsgabe aufbieten müssen, um ihren Willen durchzusetzen. Das Elternhaus war ihr, wie den anderen Geschwistern, lieb, und sie wollte am achtzigsten Geburtstag ihres Vaters nicht fehlen. Ohne ihren Mann dahin zu gehen, fiel ihr nicht ein, darum mußte er mit.

Die Hauptperson bei dem Familienfest auf Elghyttan war selbstverständlich das Geburtstagskind mit weißem Haar, nach ihm aber kam Thorwald. Seit zwei Jahren war er als Ingenieur in Rußland angestellt, gegenwärtig war er zu einem kurzen Besuch zu Hause. Frisch und fröhlich, wie er war, wurde er schon nach fünf Minuten der erklärte Lieblingsonkel der Kinder.

Am Geburtstag selbst fanden sich Freunde und Nachbarn ein; der Major wurde in gebundener und ungebundener Rede gefeiert. „Achtzig Jahr“ und „Silberhaar“, das reimte sich so schön und die Freudentränen im Auge des Greises, die waren nun erst recht echte Poesie.

Der Major erhielt viele erwartete und unerwartete Beweise der Liebe. Spät am Abend, als er zu Bett gehen wollte, fand er noch einen Gruß, und der rührte ihn am meisten. Er bestand aus einem Briefchen, das auf seinem Kopfkissen lag. Sorgsam putzte er seine Brille, setzte sich zurecht, rückte das Licht näher und öffnete den Brief. Er war mit großen runden Buchstaben geschrieben und lautete folgendermaßen: „Ja, ich will euch tragen bis in das Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es tun, ich will es heben und tragen und erretten. Jes. 46,4. Gott segne meinen geliebten Großpapa, das bittet der kleine Sven.“

Das war alles, was in dem Brief stand, trotzdem konnte der Major ihn nicht zu Ende lesen, ohne dazwischen seine Brille noch einmal zu putzen. Es dauerte lange, bis er sich an dem Brief satt gelesen hatte, dann legte er ihn unter sein Kopfkissen wohl in ähnlicher

Absicht, wie ein Schüler sein Schulbuch dahin legt. Er dachte wohl, der Segen des unschuldigen Kindes und Gottes Verheißung, ihn zu retten, wäre ein gutes Kopfkissen, um darauf zu ruhen.

Der folgende Tag war ein Sonntag; Gustav Adolf hatte es übernommen, die Predigt zu halten. Er freute sich immer, wenn er in der Kirche seines Heimatdorfes predigen durfte, und die Leute hörten ihn sehr gern. Nach dem Gottesdienst wurde er noch lange auf dem Kirchplatz zurückgehalten; viele wollten ihm die Hand drücken und mit ihm sprechen. Er hatte die Seinigen gebeten, nicht auf ihn zu warten, sondern nach Hause zu fahren, überdies zog er es vor, den Heimweg zu Fuß zu machen.

Endlich war er frei und machte sich in seinem gewohnten Sturmschritt auf den Weg. Der Major pflegte lachend zu sagen: „Er kommt wie aus der Kanone geschossen.“ Vor dem Kirchtor wurde er von Elisa angehalten; sie hatte auf ihn gewartet, um in seiner Gesellschaft nach Hause zu gehen. Es war den beiden immer ein Genuß, in traurem Zwiegespräch ihre Gedanken auszutauschen. Wie selten bot sich ihnen Gelegenheit dazu! Gustav Adolfs Besuche auf Elghyttan waren meist sehr kurz, und viele waren es, die ihn dann in Anspruch nahmen.

„Welchen Weg wollen wir gehen?“ fragte Elisa.

„Den Richtweg am Elg-See vorbei, so daß ich einen Blick auf dein Heim werfen kann“, erwiderte er.

Viel hatten sie einander zu sagen. Das Vertrauen schien nicht darunter gelitten zu haben, daß sie sich so selten sahen. Gustav Adolf wurde es bei seiner offenen Natur nicht schwer, sich über sein inneres Leben auszusprechen; Elisa war von jeher zurückhaltender und war das durch die Verhältnisse in den letzten Jahren noch mehr geworden. Dessen ungeachtet war ein vertrauliches Gespräch mit ihm, dem einzigen Menschen, der sie verstand, ihr eine Wohltat.

Sie sprachen von ihrem geliebten Herrn und dem verborgenem Leben in Ihm, von dem nur der etwas zu sagen weiß, der dies Glück kennt. Doch schien Gustav Adolfs Christentum fröhlicher zu sein, als das seiner Schwester. „Ist es nicht etwas Großes, fühlen zu dürfen, daß wir trotz aller Schwachheit Gott angehören?“ rief er, von der

gleichen Begeisterung beseelt wie in seinen Jugendjahren. „Kannst du begreifen, daß so einer, wie ich bin, sagen darf, meine Sache ist Gottes Sache und Gottes Sache ist die meinige? Gott selbst hat sich für meine Rettung verbürgt, ich stehe und falle mit Ihm. Diese Gewißheit muß uns mit dem Gefühl des Geborgenseins erfüllen.“

Elisa stimmte ihm bei, aber der Klang ihrer Stimme war so traurig, daß Gustav Adolf nicht umhin konnte, sie aufmerksam zu betrachten. Sie hatten den Elg-See erreicht und waren an dem Punkt stehen geblieben, von wo aus man das Doktorhaus am anderen Ufer sehen konnte. Das Gebäude lugte zwischen den Birken hervor, deren herbstliches Laub vom Sonnenschein beleuchtet war. Elisas Augen füllten sich mit Tränen, während sie hinübersah.

„Was ist dir?“ fragte er mild. Hatte das Leben seine seelenstarke Schwester schwach gemacht? Er entsann sich nicht, sie je so mutlos gesehen zu haben.

„Ich habe eine Sünde auf meinem Gewissen, ich glaube, es ist eine der schwersten“, erwiderte sie leise.

Er schlang den Arm um sie, gleichsam als stumme Aufmunterung, die vertrauliche Beichte fortzusetzen. Da verließ sie die Selbstbeherrschung, sie verbarg das Gesicht an seiner Brust und weinte. Es war nicht der ungestüme oberflächliche Schmerz der Jugend; diese Tränen waren der Ausdruck ihres tiefinnersten Wesens. „Nicht wahr, Gustav Adolf“, fragte sie endlich ohne aufzusehen, „du glaubst doch auch, daß wir am strengsten danach gerichtet werden, wie wir unsere Lebensaufgabe gelöst haben?“

„Am strengsten?“ wiederholte er zögernd. „Wie meinst du das? Natürlich muß sich unsere Treue in unserem täglichen Tun und Lassen beweisen; wir nennen das die Verwaltung des Pfundes.“

Sie hob den Kopf in die Höhe und sah ihm tief in die Augen. „Ich habe mein Pfund schlecht verwaltet, es hat keinen Nutzen gebracht, eher das Gegenteil. Ich habe die Lebensaufgabe, die Gott mir anvertraut hat, nicht gelöst. Ich denke doch, Er ist es, der sie mir gegeben hat“, fügte sie hinzu und blickte zu Boden, „mitunter fürchte ich, daß ich sie mir selbst gewählt habe.“ Die letzten Worte sprach sie mit kaum hörbarer Stimme.

Er verstand, worauf sie anspielte und drückte sie fester an sich. „Du weißt, wer dir deine Sorgen tragen helfen will und deine Unruhe stillen kann, und daß Er sowohl um deiner Mißgriffe wie um deiner Sünden willen gestorben ist“, sagte er.

Sie blickte zu ihrem Heim hinüber. „Ein verfehltes Leben liegt hinter mir“, flüsterte sie.

„Wenn dem so wäre, dann wisse, Gottes Gnade ist größer als ein verfehltes Leben. Wenn du dich selber richtest, dann spricht dich Gott frei.“

„Wenn ich auch glauben kann, daß ich, wenn ich jetzt stürbe, um Christi willen selig würde“, flüsterte sie, „so weiß ich doch nicht, was ich Gott antworten sollte, wenn Er mich nach Alfred fragt.“

„Ich glaube kaum, daß Er dich nach ihm fragen wird. Lege Alfreds Sache in Gottes Hand; seine Rettung ist Gottes Sache, nicht die deinige.“

„Aber ist es nicht meine Aufgabe, ihn für Gott zu gewinnen? Ich habe das stets als meinen vornehmsten Lebenszweck angesehen während meiner jetzt bald zehnjährigen Ehe.“

„Die Aussaat deiner Liebe wird Gott sicher segnen, und sie wird Frucht bringen, sobald Seine Stunde gekommen ist.“

„Bis jetzt habe ich noch keine Spur davon sehen dürfen“, sagte sie, ihrer Mutlosigkeit freien Lauf lassend, um sich an dem trostreichen Zuspruch ihres Bruders zu erquicken. „Es kommt mir im Gegenteil so vor, als ob Alfred Gott heute gleichgültiger gegenüberstände als früher.“

„Es kann so scheinen, ohne es zu sein“, sagte Gustav Adolf. „Aber selbst wenn dem so wäre, so kann ein einziges Wort von Gott ihn aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln und seinen Widerstand überwinden.“

„Aber warum zögert Gott, dies Wort zu sprechen?“

„Weil Seine Stunde noch nicht gekommen ist. Hast du nie erfahren, wie ein Wort Gottes, das du hundertmal gehört und gelesen hast,

ohne daß es dich besonders ergriffen hätte, plötzlich Leben in dir gewann und mit Seiner umwandelnden Kraft dein ganzes Wesen erfüllte?“

„Ja, solche Erfahrungen habe ich schon gemacht“, erwiderte sie nachdenklich, und ihr Auge leuchtete bei den Erinnerungen an die Höhepunkte ihres verborgenen Lebens.

„Und was anders war die Ursache, daß das Wort so plötzlich Leben gewann, als ein dir selbst vielleicht unbekanntes Bedürfnis der Seele, die gerade nach diesem Wort dürstete?“

„Aber Alfreds Seele hat keine Bedürfnisse“, sagte sie, und das Aufleuchten ihrer Augen erlosch, als sie an ihren Mann dachte. „Er ist mit sich zufrieden und begehrt nichts von dem, was Gottes Wort geben kann.“

„Gott kann in ihm ein solches Bedürfnis erwecken, das gestillt zu werden verlangt.“

„Das kommt mir ganz unmöglich vor.“

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich, daran halte fest.“

„Gustav Adolf, du bist der einzige, mit dem ich so von meinem Mann sprechen kann“, sagte Elisa und fügte leise hinzu: „Er ist hart wie Stein Gott gegenüber; er war nicht so vor unserer Heirat, auch nicht während der ersten Jahre, erst nach und nach ist er so geworden. Kann mein Einfluß daran schuld sein oder meine Unsicherheit?“

Gustav Adolf zögerte eine Weile mit der Antwort. „Das glaube ich nicht“, sagte er endlich; „Du hast natürlich Fehler, aber du wandelst doch aufrichtig vor Gott; ist es so?“

„Ja“, erwiderte sie, aber in ihrer Antwort lag etwas von der Traurigkeit des Petrus bei der dreimaligen Beichtfrage des Herrn.

„Siehst du, Elisa“, begann Gustav Adolf wieder, „ich glaube nicht, daß es dein Fehler ist, daß Alfred Gott noch nicht gefunden hat; ich denke eher, daß es ihm geht wie jedem Menschen, der in beständiger

Berührung mit einem wahren Jünger, einer wahren Jüngerin Jesu lebt; er entzieht sich absichtlich dem Einfluß, er widerstrebt; aber“, fügt er tröstend hinzu, „Gott kann Felsen zerschmettern.“

„Ach, dazu bedarf es harter Schläge“, sagte Elisa schauernd.

Gustav Adolf glaubte, seine Schwester fröre, weil sie so lange stillgestanden hatte; er legte ihren Arm in den seinen und ging weiter.

Auch heute war eine größere Gesellschaft zum Mittagessen auf Elghyttan versammelt, doch nur die Familienmitglieder und die Familie des Pfarrers.

Zu Hause angelangt, suchte Elisa sofort ihre Kinder auf. Der kleine Sven kam ihr mit freudestrahlenden Augen entgegengeläufen. Er hatte seine Mama den ganzen Vormittag nicht gesehen und hatte ihr nun viel zu erzählen.

KAPITEL 10 --- Er redet noch

Hessel, Gustav Adolf, Helmer Bro und der Pfarrer rauchten nach Tisch ihre Zigarre auf der Terrasse am Herrenhaus.

Der neue Pfarrer, der vor nicht langer Zeit dem alten Probst im Amt gefolgt war, war eine sehr ansprechbare Persönlichkeit. Er und Gustav Adolf fühlten sich sehr zueinander hingezogen. Sie waren beide aufrichtige Menschen, nur war der Pfarrer zum Grübeln und Forschen veranlagt und hatte eine starke Neigung, die Religion wissenschaftlich zu behandeln, während Gustav Adolf Belehrsamkeit für sich allein für eine schlechte Führerin zum Leben ansah. Bei dieser Verschiedenheit kam es zwischen ihnen oft zu lebhaften Gesprächen, die aber immer so geführt wurden, daß die beiden am Schluß ebenso gute, wenn nicht noch bessere Freunde waren als zuvor.

An diesem Nachmittag kam die Rede auf die Bibelkritik der Gegenwart. Helmer Bro trat für sie ein, der Pfarrer fand verschiedenes Gute an ihr, Gustav Adolf verwarf sie ganz. Hessel verfolgte mit den Augen den feinen blauen Rauch, der von seiner Zigarre in die Höhe stieg; er hörte dem Gespräch mit überlegener Gleichgültigkeit zu und machte nur dann und wann eine kurze Bemerkung.

„Mein lieber Gyllenborg“, sagte der Pfarrer, „du mußt doch zugeben, daß die Bibel nicht durch und durch göttlich ist; sie ist doch nur durch die Vermittlung von Menschen zustande gekommen.“

„Gewiß, aber diese Menschen waren heilige Menschen Gottes und haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist.“

„Versteht sich; nichtsdestoweniger hat sich viel Menschliches mit eingemischt und dies von dem rein Göttlichen zu trennen, das ist die Aufgabe der Kritik.“

„Und du glaubst, daß die Kritik das kann? Nie und nimmer kann sie das. Sie kann zerreißen und ausreißen, aber stets mit der Gefahr, den Weizen statt des Unkrauts auszureißen.“

„Du gibst also zu, daß sich Unkraut in der Bibel findet“, fiel Helmer ein.

„Ich meine das, was die Kritik für Unkraut hält; ich habe keins darin gefunden“, sagte Gustav Adolf. „Daß Gott beim Niederschreiben Seines Wortes sich der Menschen bedient hat, das hat für mich nichts Störendes und wenn auch die verschiedenen Bücher das Gepräge der verschiedenen Verfasser tragen, so stehen sie doch in so vollem Einklang miteinander, daß ein und derselbe Geist aus ihnen redet. Was man auch über die Bibel sagen mag, sie ist es doch allein, an die wir uns halten müssen, wenn wir den Weg zu Gott finden wollen; sie ist der Brief Gottes an die Menschheit; den müssen wir mit demütigem Herzen lesen und nicht mit Kritik. Der Heilige Geist, nicht unsere armselige Vernunft, ist der einzige rechte Bibelausleger.“

„Die Vernunft hat also nichts mit der Religion zu schaffen, wie? Und Gottes Wort streitet gegen alle Vernunft, ist es so?“ fragte Hessel.

„Nein, Gottes Wort übertrifft alle Vernunft“, erwiderte Gustav Adolf ernst.

Hessel zuckte die Achseln und schwieg.

„Eine Religion, die andere als phantastische und törichte Leute unter ihre Herrschaft bringen will, muß vernünftig sein“, sagte Helmer.

„Die Geheimnisse des Reiches Gottes sind den Weisen und Klugen verborgen und werden den Unmündigen offenbart“, sagte Gustav Adolf.

„Dann haben die armen Weisen und Klugen also keine andere Wahl, als für sich selbst eine eigene Religion zu erfinden; sie waschen ihre Hände in Unschuld“, fiel Hessel ein.

„Gewiß haben sie eine andere Wahl; sie sollen umkehren und werden wie die Kinder“, sagte Gustav Adolf.

„Ich meine doch, daß die Vernunft ein Recht haben muß, in Sachen der Religion mitzusprechen“, wandte Helmer ein.

„Kannst du deinen beiden Geistesverwandten gegenüber standhalten, G. A.?“ fragte Hessel; der Kürze halber redete er Gustav Adolf öfter mit seinen Anfangsbuchstaben an.

„Gewiß ist Erkenntnis und darum Verstand nötig, um auch in Fragen der Religion richtig urteilen zu können, aber er muß sich wie alle anderen Kräfte und Fähigkeiten des Menschen dem Gehorsam des Glaubens und der Liebe unterordnen“, erwiderte Gustav Adolf. „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Wohlgemerkt, es heißt lieben und nicht kritisieren.“

Gustav Adolfs Worte zeugten von Leben und Wärme; heftig wurde er nicht mehr so leicht wie ehemals. Vielleicht hatten die Jahre seinen Eifer gemildert, wahrscheinlicher aber ist, daß er in dem traulichen und langjährigen Umgang mit seinem sanftmütigen und von Herzen demütigen Meister seinen Eifer hatte zügeln und in den Dienst der Liebe stellen lernen.

„Wer kann von sich sagen, daß er dieses Gebot der Liebe erfüllte?“ fragte der Pfarrer gedankvoll.

„Derjenige, der von Herzen die rechte Antwort auf die Frage geben kann, die der Herr gleich nach dem vornehmsten Gebot an die Menschheit richtet.“

Diese Antwort Gustav Adolfs riß Hessel aus seiner stolzen Gleichgültigkeit. Wie? Kam der, der in seinen Predigten immer betont hat, daß der Mensch nichts vermag, weil er unter die Sünde verkauft ist, jetzt mit der Behauptung, es wäre möglich, das Gesetz Gottes zu erfüllen? Das war überraschend. Dieser Widerspruch veranlaßte ihn, sich in das Gespräch einzumischen. „Ich erinnere mich der Frage nicht.“

„Wie dünket euch um Christus?“

„Hast du die rechte Antwort geben können?“

„Ja, ich habe sie gefunden, als ich meinte, ganz verloren und verdammt zu sein; da stand Christus vor mir und streckte mir Seine Hand entgegen und in Seinem Blick lag jene Frage. Mein Heiland!

das war meine Antwort. Und daß es die rechte Antwort war, habe ich seitdem erfahren.“

„Und seitdem liebst du nun Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt?“ fragte Hessel mit immer größerem Erstaunen.

Gustav Adolf zögerte mit der Antwort; er wollte weder zu viel noch zu wenig sagen. „Meine Liebe zu Gott“, sagte er endlich, „ist ihrem Wesen nach vollkommen, ihrer Erscheinung nach ist sie noch nicht vollkommen; sie wird es aber einst werden. Was ihr jetzt noch fehlt, das ergänzt die Gnade.“

„Das nenne ich in der Tat bequem“, bemerkte Hessel.

„Streitet es nicht gegen alle Vernunft, daß die Tat eines anderen mir angerechnet werden soll?“ warf Helmer dazwischen.

Er erwartete darauf einen stürmischen Widerspruch von Gustav Adolf, der Pfarrer aber kam diesem zuvor.

„Die Geschichte zeigt, daß dies mehr als einmal geschehen ist“, erwiderte er ruhig. „Nur ein Beispiel. Die Feinde des Herrn unter den Juden hätten Ihn gern aus der Welt geschafft, sie konnten das aber nicht, weil die Juden kein Todesurteil fällen durften. Sie überredeten darum Pilatus, Ihn zu verurteilen. Ehe dieser den Herrn zur Kreuzigung überantwortete, wusch er seine Hände und sprach sich damit frei von der Schuld an dem Tod des Gerechten. Da riefen die Juden: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder. Damit nahmen sie den ungerechten Richterspruch des Pilatus auf sich, als wäre es ihr eigener gewesen, und Pilatus überließ ihnen die Verantwortung seiner Handlung. Und durch die Zerstörung Jerusalems, und durch die Zerstreung der Juden in alle Länder der Erde hat Gott jene Übertragung bestätigt. Ein ähnlicher Fall ist es, wenn sich der Mensch den Versöhnungstod Christi aneignet. Der Tod ist der Sünde Sold, aber der Herr hat die Strafe auf sich genommen, so sind wir straffrei. Auch hier bestätigt Gott die Übertragung, indem Er den Menschen den Frieden des Herzens gibt als ein sicheres Unterpfand der Rechtfertigung.“

„Das war ein ausgezeichnetes und klares Beispiel; ich danke dir dafür“, rief Gustav Adolf entzückt.

„Ich habe es nicht selbst gefunden“, erwiderte der Pfarrer. „Ein Freund hat mich darauf geführt, ein philosophischer Theologe. Der würde dir zusagen, Gyllenborg. Er hat viel gelesen und nachgedacht und räumt der Vernunft ihr volles Recht ein; er ist aber schließlich zu demselben Ergebnis gekommen, wie du, daß sie weit unter dem Glauben steht und an die Bibel nicht heranreicht.“

„Da haben wir's.“

„Er wäre wohl nie zu diesem Ergebnis gekommen, wenn man seiner Vernunft die Flügel beschnitten hätte, als sie sich zum Flug in das Reich des Denkens aufschwingen wollte; er wäre im Trotz stehen geblieben. Jetzt ist er freiwillig zu seinem Kinderglauben zurückgekehrt, nachdem er sich in den Lernsystemen der Weisen müde gesucht hat. Man kann keinen zwingen zu glauben.“

„Nicht gegen seinen Willen“, gab Gustav Adolf zu. „Wenn aber ein Mensch aufrichtig sucht und glauben möchte, dann kann er, ohne sich zu weit weg zu verirren, zum Glauben gelangen.“

„Das wage ich nicht zu behaupten“, sagte der Pfarrer. „Nicht alle werden mit der Gnadengabe des Glaubens geboren, wie es bei dir der Fall zu sein scheint; manche müssen durch jahrelanges Dunkel sich zum Licht hindurchkämpfen.“

„Der Glaube liegt nicht in meiner Natur“, sagte Gustav Adolf, „ich habe ohne ihn gekämpft und war nahe daran unterzugehen, als er mir plötzlich wie eine Gabe Gottes geschenkt wurde.“

„Die Schwierigkeiten, die sich dir entgegenstellten, waren aber sicher keine Vernunftzweifel; solche könnte ich mir bei dir unmöglich denken“, bemerkte Hessel lächelnd.

„Doch; es schien mir ganz widersinnig, daß ein so elender Mensch, wie ich, noch Gnade finden könnte. Wenn ich da meiner Vernunft gefolgt wäre, so wäre ich wahrlich nicht zu Gott gekommen.“

„Das Gefühl unserer Sünde ist kein Hindernis, es hilft uns vielmehr, den Weg zu dem Herzen Gottes zu finden“, sagte der Pfarrer nachdenklich.

„Demnach wäre es also recht zu sündigen“, bemerkte Hessel und blies seine Zigarrenspitze aus.

„Nein, das hieße die Gnade billig achten; Gott läßt sich nicht spotten; seine Sünde fühlen und Leid darüber tragen, das ist etwas ganz anderes, als mutwillig zu sündigen“, erwiderte der Pfarrer.

„Man kann sie aber doch nicht fühlen, wenn man sie nicht hat?“ sagte der Doktor.

„Man kann sie haben, ohne sie zu fühlen“, fiel Gustav Adolf ein; er hätte dem Gespräch gerne ein Ende gemacht, denn er sah, daß sein Schwager nur aufreizen und Schlingen stellen wollte.

„Eine Gefahr liegt in dem Sündengefühl, wenn es stärker ist als der Glaube; dann wird es zur Buße ohne Glauben; einem solchen Menschen geht es wie Judas“, sagte der Pfarrer.

„Diese Gefahr hat mir gedroht“, sagte Gustav Adolf.

„Ich dachte es mir. Wie bist du ihr entgangen?“ fragte der Pfarrer voll Teilnahme.

„Ich hatte einen Freund, den besten, den ich je gehabt habe. Auf sein Zureden habe ich gewagt zu glauben, und seit jener Stunde hat weder die Sünde noch irgendein Wind des Zweifels mich irre gemacht. Die Treue Gottes hat mich bewahrt.“

„Wie hieß dein Freund?“ fragte der Pfarrer.

„Sven Rise.“

Schweigen folgte dem Nennen dieses Namens. Gustav Adolfs Gedanken gingen zu dem entschlafenen Jugendfreund zurück; er hatte seine Umgebung vollständig vergessen, als er durch Hessels Stimme wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde.

„Ich finde“, sagte er, „daß ihr veralteten Theologen euch ganz unnötig über die Erlösung Gedanken macht. In unserer aufgeklärten Zeit bedarf es weder des unschuldig vergossenen Blutes noch einer durchgreifenden Sinnesänderung, sondern nur einer geringen Sprach-

änderung, die glücklicherweise zum größten Teil schon durchgeführt ist. Die Worte Hölle und Teufel kommen in der Sprache der Gebildeten nicht mehr vor, und es wird nicht mehr lange dauern, dann verträgt man es auch nicht mehr, von der alten ehrlichen Sünde reden zu hören. Man spricht schon jetzt vielfach nicht mehr von Dieben und Mördern, sondern von armen kranken Leuten, die an Diebeswahn und Mordsucht leiden. Bosheit und Zorn heißen heutzutage Nervosität; so geht es im Sturmschritt weiter. Die Menschheit erlöst sich selbst, sie braucht keinen Erlöser.“

Es war unmöglich aus dem Ton zu erkennen, ob Hessel die moderne Aufklärung verspotten oder preisen wollte.

„Glücklicherweise gibt es heutzutage nicht mehr viele, die an Hölle und Teufel glauben“, sagte Helmer Bro.

„Ja, glücklicherweise“, stimmte ihm der Doktor bei. „Und derjenige, der sich am allermeisten darüber freut, ist sicher der Teufel selbst. Je weniger die Menschen ihn fürchten, desto mehr kann er bei ihnen erreichen. Bei Gott ist gerade das Gegenteil der Fall. Er sollte von Seinem Widersacher lernen, sich vom Glauben an ihn unabhängig machen, sonst wird Er bald abgesetzt werden.“

„Sprich nicht in solchem Ton von deinem Gott“, rief Gustav Adolf und fing an, auf der Terrasse auf und ab zu gehen. Hessel folgte ihm mit den Augen, belustigt wie immer, wenn es ihm gelungen war, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen.

„Du machst die Zeit schlechter als sie ist, Hessel“, sagte Helmer, „wenn sie auch nicht an Hölle und Teufel glaubt und noch weniger Gefallen findet an dem Gerede von der Sünde, so ist doch der Glaube an Gott noch stark vertreten.“

„Stark? Nein, mein Freund; ich sage dir, Er wird sich kaum mehr lange halten. Die Dreieinigkeit ist ja schon abgeschafft. Der Heilige Geist, ohne den man nach Gustav Adolfs Aussage keinen Satz der Bibel recht verstehen kann, ist für den modernen Theologen nur noch Luft, und den Sohn Gottes hat man zu einem gewöhnlichen Menschen degradiert. Noch läßt man Gott auf Seinem Thron, wenn Er aber da bleiben will, muß Er mit sich handeln lassen und alles unterschreiben, was die allmächtige Menschheit beschließt.“

Gustav Adolf blieb vor dem Doktor stehen und betrachtete ihn verwirrt und forschend. „Ich muß dir recht geben in dem, was du sagst, die Art und Weise aber, wie du es sagst, gefällt mir nicht. Was willst du eigentlich sagen?“

Der Doktor stand eben im Begriff, eine höhnische Antwort zu geben, hielt sie aber zurück, weil Elisa sich näherte und schon in Hörweite war, er wollte ihr Ohr nicht verletzen. Er stand auf und ging ihr entgegen. „Ich bin von dem langen Stillsitzen ganz kalt und steif geworden, wenn es dir recht ist, machen wir einen kleinen Spaziergang“, sagte er und nahm ihren Arm.

Am folgenden Tag, als Elisa in der Kinderstube saß und ihren jüngsten fütterte, kam ihr Mann zu ihr, um ihr mitzuteilen, daß er mit dem Mittagszug nach der nächsten Hafenstadt fahren wollte. Ein See-Kapitän, mit dem er während seiner Vagabundenzeit befreundet gewesen wäre, hätte zufällig erfahren, daß sein früherer Kamerad in der Nähe wohne und hätte ihn durch den Fernsprecher aufgefordert, zu ihm zu kommen. „Ich fahre mit dem Mittagszug und werde jedenfalls ein paar Tage dort bleiben.“

„Warum hast du ihn nicht lieber aufgefordert, hierher zu kommen?“ fragte Elisa.

„Das fällt mir nicht ein. Du und er, ihr paßt nicht zueinander, wenn er noch so ist, wie er früher war, und ich habe keinen Grund zu bezweifeln, daß er noch so ist.“

Elisa stellte den Kleinen auf ihren Schoß. Er lallte und strampelte vor Entzücken. Der Vater ließ seine Uhr vor ihm baumeln, und das Kind griff lachend danach.

„Ach Alfred, wenn du nur nicht fahren wolltest!“ sagte Elisa mit bittenden Blicken.

„Warum sollte ich nicht fahren?“

„Du solltest keine Freunde aufsuchen, die einen schlechten Einfluß auf dich haben“, sagte sie.

„Du sprichst, wie wenn ich ein kleiner Junge wäre. Warum meinst du übrigens, könnte dieser Kapitän einen schlechten Einfluß auf mich haben? Du kennst ihn ja gar nicht.“

„Du willst ja nicht, daß er hierherkommt.“

„Nein, weil ihr beide nicht zueinander paßt; damit ist doch nicht gesagt, daß er nichts taugt.“

„Was werdet ihr dort treiben?“ fragte sie kühl.

Ihr Ton gab ihm einen Stich. Kälte und Überlegenheit ertrug er nicht. „Wir werden alte Erinnerungen auffrischen“, erwiderte er kurz.

„Beim Glas?“

„Natürlich.“

Der Trotz in seinem Ton sagte ihr, daß sie ihn gereizt hatte. Ihre Kälte wich einem Gefühl des Schmerzes. Bittend sah sie zu ihm auf. „Alfred, kannst du nicht um meinetwillen darauf verzichten? Bitte fahre nicht.“ Sie begriff selbst nicht, warum sie solche Angst vor seiner beabsichtigten Reise empfand. Sie legte ihre ganze Seele in die Bitte. Hatte sie wohl noch einige Macht über ihn? Liebte er sie noch innig genug, um ihretwegen etwas opfern zu können?

Er zögerte einen Augenblick, dann aber siegten sein Stolz und sein Selbstgefühl. Er wollte Elisa lieben, ehren und beschützen, aber eine Beeinträchtigung seiner Freiheit duldete er auch von ihr nicht. „Ich habe ihm versprochen zu kommen, und ich werde fahren“, sagte er entschieden.

Sie senkte den Blick mit einem Ausdruck der Hoffnungslosigkeit.

Das machte ihn ungeduldig. „Du legst zu viel Wert auf Kleinigkeiten“, sagte er. „Kann denn darin etwas Böses liegen, daß ich einen alten Freund treffen will? Und wenn wir auch alte Erinnerungen auffrischen, was schadet das? Ich verspreche dir, bei meiner Rückkehr völlig nüchtern zu sein. Ich will dir etwas sagen, Elisa: dadurch,

daß du zu viel forderst, erreichst du nichts.“ Mit diesen Worten verließ er sie und ging, um sich zur Reise zu rüsten.

Nach einer Weile folgte sie ihm, um ihm zu helfen und blieb in seiner Stube, bis der Wagen vorfuhr. Es wurden nicht mehr viel Worte zwischen ihnen gewechselt, doch lag in ihrem ganzen Wesen eine Aufforderung zur Versöhnung, doch die ließ ihr Mann unbeachtet.

„Ich mache jetzt erst einen Krankenbesuch“, sagte er hastig, „und dann fahre ich zur Bahn. Adieu indessen. Übermorgen abend bin ich wieder hier.“

Sie blieb im Hof stehen und sah ihm nach. Gerade als der Wagen in den Wald einbog, wandte er sich um und sah seine Frau von der Sonne beschienen unter dem gelben Laub der Birken stehen. Sehnsucht und Trauer lag in ihrem Blick und ihrer Haltung. Nur ein paar Sekunden begegneten sich ihre Augen, dann entzog der Wald sie seinen Blicken. „Ich hätte ihr ein freundliches Wort sagen sollen“, dachte er, „nun, ich werde es nachholen, wenn ich wieder zurück bin.“

„Mama, du weinst?“ Es war Sven. Er legte seine kleine Hand in die der Mutter.

Erst jetzt bemerkte Elisa, daß ihr Tränen die Wangen herabließen. „Es geht gleich vorüber“, sagte sie und sah den Knaben lächelnd an. Ihr Lächeln aber war zu traurig, um den Kleinen trösten zu können.

„Warum bist du traurig, Mama?“ Er war immer fröhlich und hatte auch andere gern so.

„Papa ist weggerüst“, erwiderte sie.

„Aber er kommt wieder“, sagte der Knabe tröstend.

„Ja, er kommt wieder“, wiederholte sie wie im Traum und folgte dem Knaben, der sie an das Ufer des Sees zog. Die Mama sollte sein und Rigmors Schiffchen aus Baumrinde vom Stapel laufen sehen.

Sie setzte sich auf einen Stein. Das Kindermädchen trug den Jüngsten auf dem Arm; Aslög trippelte nebenher. Als sie aber die Mama

gewahrte, lief sie jubelnd zu ihr hin. Elisa nahm sie auf den Schoß und drückte ihre Wange an den Lockenkopf des Kindes. Die Kleine beugte den Kopf zurück, sah mit ihren klaren Augen zu ihr auf und streichelte sie. Aslög hatte das mit Sven gemein, daß sie sogleich merkte, wenn jemand traurig war; auch sie gab sich nicht zufrieden, bis es ihr gelang, ihre Mama zu trösten. Elisa küßte die rosigen Wangen und lächelte.

„Mama“, fragte Rigmor, „dürfen wir nicht ausfahren, während Papa weg ist?“

„Vielleicht morgen. Heute ist das Pferd schon zu viel gelaufen.“

„O wie schön! Aber, bitte, sage nicht vielleicht, versprich es sicher.“

„Wenn das Wetter schön ist, fahren wir morgen vormittag nach Elghyttan.“

Die Kinder jubelten. Elisa sah ihre Freude, sie tat ihr wohl, trotzdem sie mit ihren Gedanken nur halb dabei war. Wo sie ging und stand, was sie auch vornahm, immer hörte sie die Worte ihres Mannes: „Dadurch, daß du zu viel forderst, erreichst du nichts.“

Am Abend, als die Kinder zu Bett gebracht worden waren, saß Elisa allein in ihrem Zimmer. Widerstreitende Gedanken und Gefühle drangen mit Macht auf sie ein. Sie sah hinaus. Von der Erde und von dem Wasser stieg durchsichtiger Nebel empor; er schwebte über dem Elg-See und hüllte die unteren Zweige der Bäume in einen Schleier, die Baumkronen aber ragten hervor, als wollten sie ihre Äste zu den Sternen emporstrecken, die in ungetrübter Klarheit von dem nächtlichen Himmel herabstrahlten.

Als Elisa den Blick von dem Nebel der Erde zu der hohen lichten Himmelswölbung erhob, kam Ruhe in ihre Seele und Klarheit in ihre Gedanken. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff sie, dem, was ihre Seele erfüllte, Ausdruck zu geben. Sie gehorchte der inneren Stimme und setzte sich an ihren Schreibtisch. Es war so natürlich, die Worte an ihren abwesenden Gatten zu richten. Sie tat es, ohne weiter daran zu denken, ob er sie je lesen würde.

„Geliebter, Du sagst, daß ich dadurch, daß ich zu viel fordere, nichts erreiche. Aber muß ich nicht alles von Dir fordern in dem einen Fall,

wo für Dich alles auf dem Spiel steht? Ein tastender, unsicherer Glaube kann tolerant sein, aber befriedigen kann er nicht; unser Glaube muß bedingungslos in Ihm ruhen, der da sagt: ‚Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich.‘ Gib Dich ganz mit Leib und Seele in die Hände Jesu, ich beschwöre Dich um Deiner Seligkeit willen. Ich richte Dich nicht, kein Mensch richtet Dich, aber laß Dich richten von dem Wort des Weltversöhners und Weltrichters: ‚Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.‘ Und dieses Wort wird bestehen, wenn Himmel und Erde untergehen. O laß Dich von Ihm richten, so lange Dir noch Gnade zuteil werden kann. Alfred, Alfred, gleiche nicht dem Volk, über das Christus mit Tränen ausruft: ‚Wie oft habe ich euch sammeln wollen – und ihr habt nicht gewollt.‘“

Sie legte die Feder hin und sah in die sternenhelle Nacht hinaus. Wie offen und strahlend steht doch der Himmel über der Erde! Warum wird es den Menschen so schwer, zu jenen lichten Höhen emporzuschauen?

Ein Gefühl unnennbarer Wehmut ergriff sie bei dem Gedanken an das blinde Menschengeschlecht, das seinem eigenen Wohl im Weg steht, weil es die Zeit nicht erkennt, in der es heimgesucht wird. Sie hätte die bewegten Worte, die sie soeben an ihren Mann geschrieben hatte, hinausrufen mögen in die Welt, hätte die Sturmglocke der Wahrheit läuten mögen, um die Schlafenden zu wecken.

„Aber es gibt geschäftige Hände genug, die es als ihre Aufgabe ansehen, den Klöppel der Glocke mit Watte zu umwickeln, damit sie nicht zu laut töne und dem kranken Ohr der Menschheit wehtue. O Herr, mache das Werk jener Leute zunichte und errette auch sie und wäre es durchs Feuer. Erwecke Dir treue Zeugen, erfülle sie mit Deiner Kraft und laß sie im Kampf gegen Bosheit und Sünde siegreich hervorgehen. Dein Reich komme!“

Elisa schrieb nicht mehr, sie betete aus tiefstem Herzen. Noch nie war sie so durchdrungen gewesen von der weiten, warmen Liebe zu Gott und der ganzen Welt, jener Liebe, in der alle eigenen Wünsche wie Funken in dem großen Feuer aufgehen. Beglückend ist es, Gott für das eigene Herz und Leben bitten zu dürfen, aber beseeligend ist

das Gebet erst dann, wenn das stärkste Verlangen unserer Seele mit dem Seinigen eins wird; dann findet das Gebet sicher Erhöhung und der Kampf wird zum Sieg.

Das Wetter war am folgenden Tag schön, so daß die den Kindern versprochene Ausfahrt unternommen werden konnte. Sogar die kleine Aslög durfte mitfahren, worüber sie nicht wenig entzückt war. Die Mama kutscherte selbst, wie sie das öfter tat; ihre Hand war sicher und das Pferd fromm. Sven durfte mitunter die Zügel halten, worauf er sehr stolz war.

Auf Elghyttan waren sie sehr willkommen und mußten zum Mittagessen bleiben. Gustav Adolf und Irene mit ihrer Familie waren am Morgen abgereist, und der Major fand es sehr öde und leer. Elisa und die Kinder hätten also zu keiner gelegeneren Zeit kommen können. „Ich möchte am liebsten immer alle meine Kinder um mich haben“, erklärte er.

Als man zu Mittag gegessen hatte, forderte er Elisa auf, ihn in seine Stube zu begleiten. Das war etwas ganz Ungewöhnliches. Aber er wollte ihr den Brief des kleinen Sven zeigen und ihr sagen, welchen tiefen Eindruck er auf ihn gemacht hatte. Er war immer leicht gerührt, diesmal aber lag mehr Ernst in seiner Rührung als sonst. „Glaubst du, daß Jesus einen alten Sünder wie mich retten kann? Glaubst du, es liege Ihm etwas daran, das zu tun, glaubst du es?“ fragte er und sah sie mit seinen guten Augen an, die ein wenig trübe zu werden anfangen.

Sie glaubte es, nichts wußte sie gewisser als das. Nur eine Viertelstunde nahm er sich Zeit, mit ihr zu sprechen, aber dieses Gespräch erfüllte Elisas Herz mit großer Freude. Sie dachte an nichts anderes auf der Rückfahrt; ihre Freude spiegelte sich in ihrer Miene wider und blieb nicht ohne Wirkung auf die Kinder. So lustig hatten sie auf dem Heimweg nicht geschwätzt und gelacht wie jetzt.

Einen kurzen Aufenthalt machte man bei Signes Häuschen, dann ging es rasch weiter. Das Pferd schien sich nach dem Stall zu sehnen, es war unruhig. Elisa überlegte gerade, was wohl die Ursache dieser Unruhe sein könnte, als sie merkte, daß die Luft schwül geworden

war und der Abendhimmel die eigentümliche Färbung angenommen hatte, die auf ein Unwetter deutet.

Der Wald stand an beiden Seiten des Weges und versperrte die Aussicht. Elisa bemerkte die dunklen Wetterwolken, die aufgezogen waren, nicht eher, als bis sie über ihrem Haupt standen. Jetzt war ihr die Unruhe des Pferdes klar, es fürchtete sich immer sehr beim Gewitter. Was sollte sie anfangen, wenn ein solches jetzt losbrach? Kein Haus war in der Nähe, es gab also keinen anderen Rat, als zu versuchen, so bald wie möglich nach Hause zu kommen.

Schon lichtete sich der Wald und der Elg-See kam zum Vorschein, bald war man daheim. Da brach das Unwetter plötzlich los. Ein scharfer Blitzstrahl fuhr hernieder, ein betäubender Donnerschlag folgte.

Wild vor Schrecken machte das Pferd einen Seitensprung, so daß es den Wagen umwarf. Elisa wurde mit großer Wucht gegen einen Baum geschleudert und blieb liegen, während die Kinder auf weiches Moos fielen und mit dem Schrecken davonkamen. Voller Angst krochen sie zu ihrer Mutter hin; die aber rührte sich nicht, um sie zu trösten oder ihnen zu helfen.

„Mama, o Mama, so sag doch etwas“, bat Rigmor verzweifelt, während die kleine Aslög sich fest anschmiegte, um vor dem Gewitter Schutz zu suchen.

Sven empfand seine Verantwortung. Er begriff, daß seine Mama sich wehgetan hatte, aber wie konnte er helfen? Die Schwestern und sie hier allein zurücklassen, um Hilfe zu holen, das ging nicht an, noch weniger konnte er sie so liegen lassen. „Mama, bitte, wach auf, liebste, beste Mama!“ sagte er, seine Bitten mit denen Rigmors vereinigend. Er strich behutsam über ihre Stirn und hauchte sie an; sie war so blaß und kalt.

Da kam Hilfe. Das wilde Pferd, das den umgeworfenen Wagen hinter sich herschleifte, hatte die Leute um das Doktorhaus auf die Beine gebracht. Es kam eine ganze kleine Schar, von Angst erfüllt, was sie wohl zu sehen bekommen würden. Der Anblick, der sich ihnen darbot, war in Wahrheit ergreifend. Kein Auge blieb trocken.

Einige nahmen sich der Kinder an, andere machten eine Bahre zurecht, um Elisa nach Hause zu tragen. Ein Bote wurde nach Elghyttan geschickt; den Fernsprecher hatte das Gewitter unbrauchbar gemacht.

Mari sorgte dafür, daß die Kinder zu essen bekamen und dann zu Bett gebracht wurden. Sven aber war weder zu bewegen, zu essen noch zu Bett zu gehen. Er wich nicht von der Seite seiner Mama, sondern saß still neben ihr und sah zu, was mit ihr getan wurde.

Lange waren alle Bemühungen, sie zum Bewußtsein zurückzurufen vergeblich, endlich aber hatten sie doch Erfolg. Elisa schlug die Augen auf, aber sie erkannte offenbar ihre Umgebung nicht. Ein leises Wimmern kam über ihre farblosen Lippen.

„Mama“, sagte der kleine Sven bittend.

Sie wandte sich nach ihm um, nach und nach wurde ihr Blick weniger starr und bekam Leben, indem er auf dem Jungen ruhte. Als das Bewußtsein zurückgekehrt war, hörten die Klagelaute auf; daß aber der Schmerz sich nicht vermindert hatte, verriet der Leidenszug um den Mund. Sie beherrschte sich um des Kindes willen.

„Liebe, gute Mama, du darfst nicht sterben; geht es dir jetzt wieder gut, ja?“ sagte Sven halb bittend, halb tröstend.

Sie hätte lächeln mögen, um ihn zu beruhigen, wagte es aber nicht aus Furcht, daß die Schmerzen das Lächeln in eine Grimasse verwandeln würden. Bald erinnerte sie sich, was vorgefallen war und sah sich unruhig fragend um. Mari verstand ihren Blick und sagte ihr, daß die Kinder vollständig unbeschädigt in ihren Betten schliefen.

Elisa schloß die Augen; ihr war, als ob der Tod nicht mehr fern wäre. „Wie spät ist es?“ fragte sie.

„Etwas nach zehn“, erwiderte Mari, die die Krankenpflege übernommen hatte.

„Am Morgen?“

„Nein, am Abend.“

Elisa seufzte. Erfüllte sie nur die gewöhnliche Sehnsucht der Kranken und Leidenden, daß die Zeit schneller vergehen möchte, oder fürchtete sie, daß ihr Leben zu schnell verrinnen würde? Weil sie still, mit geschlossenen Augen dalag, hoffte Mari, daß sie schlief. Sie schlief aber nicht, auch war sie bei klarem Bewußtsein. In dem Gedanken an den herannahenden Tod suchte sie die Rechnung mit dem Leben abzuschließen. War sie bereit zu sterben?

Ein Gedanke drängte sich mit peinigender Gewalt immer wieder in den Vordergrund: Alfred war im Ärger von ihr gegangen. Sollte sie sterben, ehe es zwischen ihnen wieder gut geworden war?

„Wie spät ist es?“ fragte sie wieder. Es mußte wohl bald Morgen sein.

„Bald halb elf.“

Nur eine Viertelstunde war vergangen seit ihrer letzten Frage. Die Minuten waren wie Stunden. Sie hatte sich ihren Tod wie ein Heimgehen gedacht, so hatte sie ihn in Sven Rises letzter Stunde gesehen, aber er kam zu ihr, ehe es Feierabend war; die Arbeit des Tages war unvollendet. Wenn nur Alfred kam und Worte der Versöhnung ausgesprochen werden konnten! Aber ihre Kräfte nahmen rasch ab, die Schatten des Todes legten sich schon auf sie. Da schlug sie die Augen auf und sah sich um.

Der kleine Sven saß am Bett. Mari machte gerade einen Versuch, ihn durch sanfte Gewalt und durch Überredung wegzubringen; aber vergeblich.

„Sven!“ Seine Mama rief ihn. Mari ließ ihn los und trat an das Fenster, um ihre Tränen zu verbergen.

Sven stellte sich auf einen Schemel und beugte sich über die Mutter; er begriff, daß sie ihm etwas sagen wollte. Die Stimme der Sterbenden war so schwach, daß der Knabe den Atem anhalten mußte, um die Worte zu verstehen. Obgleich er noch ein kleines Kind war, begriff er die Wichtigkeit des Augenblicks vollständig, wenn er auch die ganze Bedeutung der Botschaft, die er übermitteln sollte, nicht verstand.

Elisas Herz war erleichtert. Ihr Mann würde ihre Worte der Versöhnung hören, auch wenn er sie nicht mehr lebend antraf. Die Kräfte sanken rasch, ihre Gedanken aber waren noch klar. Die große Stunde kam immer näher.

Bei bedeutungsvollen Wendepunkten schaut man zurück, um von dem Vergangenen Abschied zu nehmen und vorwärts, um das Kommende zu begrüßen. Elisa sah ihr Leben wie ein abgeschlossenes Ganzes. Die Treue und Liebe ihres Heilandes war dasjenige, was vor ihrem inneren Blick am hellsten hervortrat. Gewiß würde er sie auch jetzt nicht verlassen. „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Nun blickte sie vorwärts. Es war niemand da, der ihr die Verheißungen ihres Herrn vorsagen konnte, aber sie trug sie ja im Herzen. Eine strahlte ihr besonders klar entgegen: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“

„Mama!“ Angst sprach aus der gedämpften Stimme. Der kleine Sven, der über seine Mutter gebeugt stand, um zu hören, ob sie noch etwas sagen würde, hatte gesehen, wie ihr Antlitz in wunderbarer Klarheit leuchtete; dann war alles so unheimlich still geworden. Er stand und wartete, daß seine Mama die Augen aufschlagen, ihm zulächeln und sagen würde, jetzt täte ihr nichts mehr weh, denn so sah sie aus.

Da wurde die Tür geöffnet. Christian und Edith traten ein, blaß vor innerer Unruhe. Sobald sie erfahren hatten, was geschehen war, hatten sie anspannen lassen und waren, was die Pferde laufen konnten, durch den Hanebyer Wald gefahren. Ein einziger Blick auf das regungslose Antlitz mit dem lichten Ausdruck sagte ihnen, daß sie zu spät gekommen waren.

Laut schluchzend fiel Christian neben dem Bett auf die Knie. Sven sah ihn erstaunt an. Warum weinte der Onkel so? Ein Verdacht stieg in dem Herzen des Kindes auf. Er sah seine Mutter an. Sie lag noch genauso wie vorhin.

Edith trat herzu und schlang die Arme um den Knaben. Ein gewisses Etwas in dieser Umarmung ließ ihn fühlen, daß er unendlichen Mitleids bedurfte. Warum nur?

Sie wollte ihn vom Schemel herunterheben, er widerstrebte ihr aber und sagte: „Vielleicht will Mama mir noch etwas sagen.“

„Deine Mama kann dir nichts mehr sagen“, flüsterte sie aufschluchzend.

Sven sah sie mit großen Augen an, in denen sich ein Ahnen der Wahrheit verriet.

„Deine Mama ist zu Gott gegangen.“ Kein anderer Ausdruck wäre in diesem Fall zutreffender gewesen.

Jetzt begriff Sven. Ohne Widerstand ließ er sich zu Bett bringen. Es war spät, aber er war nicht schläfrig. Lange lag er wachend und wiederholte die Worte, die seine Mama ihm gesagt hatte. Er hatte Angst, ein einziges Wort zu vergessen; sie hatte so hohen Wert auf die Worte gelegt und es lag ihr soviel daran, daß er sie verstehen sollte. Die Worte prägten sich in seinem Gedächtnis ein, sie drangen ihm ins Herz, und als er endlich einschlief, träumte er von ihnen.

Christian hatte sogleich, als er Nachricht von dem Unglücksfall erhalten hatte, versucht, seinem Schwager Mitteilung zu machen, das war aber nicht leicht, denn niemand wußte, in welchem Gasthof er eingekehrt war. Eine Depesche wurde auf gut Glück abgeschickt, sie erreichte Hessel aber nicht.

Dieser war mit dem Frühzug nach Hause gefahren. Es marterte ihn, Elisa in so unfreundlicher Stimmung verlassen zu haben; er wollte das dadurch gutmachen, daß er früher nach Hause kam, als sie erwartete.

Die Fahrt dauerte fünf Stunden. Der Doktor, der die Nacht in der Gesellschaft seines Freundes zugebracht hatte, schlief die ganze Zeit, fühlte sich dann aber ganz frisch, als der Zug auf der Haltestelle hielt.

Die Art und Weise, wie der Stationsvorsteher seinen Gruß erwiderte, rief ein flüchtiges Erstaunen bei ihm hervor. Warum sah der Mann so ernst aus? War ihm etwas Unangenehmes zugestoßen? Vielleicht war einer seiner Angehörigen krank. Der Doktor, der keine Lust hatte, sich mit Fragen und noch weniger mit etwaigen Krankenbesuchen aufzuhalten, entfernte sich rasch, während der Stationsvorsteher noch am Zug beschäftigt war.

Die Wanderung in der frischen Luft tat ihm gut und regte seine Lebensgeister an. Er stürmte im Eilmarsch vorwärts. War es ihm seltsam, wie eilig er es hatte, nach Hause zu kommen? Ein paar Frauen, die ihm unterwegs begegneten, sahen ihn an und vergaßen zu grüßen. Er nickte ihnen ganz freundschaftlich zu. Als er sie ein paar Dutzend Schritte hinter sich gelassen hatte, wandte er sich zufällig um. Sie standen noch an derselben Stelle und sahen ihm nach; ganz augenscheinlich war er der Gegenstand ihres eifrigen Gesprächs.

„Was haben nur die Weiber?“ dachte er ärgerlich und setzte seinen Weg fort.

Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn; das verstärkte sich noch, als er nach einer Weile in einiger Entfernung seinen Pächter kommen sah, der, als er seiner ansichtig wurde, rasch in den Wald einbog und zwar an einer Stelle, wo es weder Weg noch Steg gab. Warum wich der Mensch ihm aus? Er beschleunigte seine Schritte. Was bedeutete das alles?

Als endlich sein Heim vor ihm lag, dünkte es ihm plötzlich öde und still. Kein Laut ließ sich vernehmen, kein Mensch war zu sehen, ein paar welke Blätter der Birken fielen leise zur Erde; der erste Nachtfrost hatte sie getroffen. An den Zweigen die eine goldige Wölbung über Elisa gebildet hatten, als sie ihm bei seiner Abreise nachgeblickt hatte, war kaum noch ein Blatt zu sehen.

Jetzt kam die kleine Aslög um die Ecke des Hauses und trippelte nach dem Ufer des Sees hin. Wie kam es nur, daß das Kind ohne Aufsicht war? Der Vater rief ihren Namen. Sie blieb stehen und sah sich um. Als sie seiner ansichtig wurde, kehrte sie um und wurde bald von den Armen des Vaters hochgehoben. „Du kleiner Schelm, wie hast du dich nur so wegstellen können? Was wird Mama dazu sagen?“

„Mama schläft“, erwiderte die Kleine ruhig.

„Schläft? Um diese Tageszeit? Das sieht deiner Mama nicht ähnlich“, sagte er und warf einen Blick nach den Fenstern der Schlafstube.

Sie waren offen.

„Mama schläft“, wiederholte die Kleine sehr entschieden, „Mama ist zu Gott gegangen.“

Rasch betrat der Doktor das Haus, das Kind auf dem Arm. Er meinte, Christian durch die Tür, die zur Wohnstube führte, verschwinden zu sehen, aber als er diese aufriß, kam ihm nicht Christian, sondern Edith entgegen. Ein Blick in ihr Gesicht sagte ihm, was er schon wußte, daß etwas vorgefallen war. „Was ist geschehen?“ rief er und stellte die kleine Aslög so hastig auf den Fußboden, daß sie zu weinen anfang. Niemand achtete jetzt auf diese Kindertränen.

„Du hast das Telegramm doch erhalten?“ fragte Edith.

„Welches Telegramm? Ich habe keins erhalten.“

„Also nicht.“

Es überlief ihn heiß und kalt. „Wo ist Elisa?“ Er packte seine Schwägerin so fest am Arm, daß sie erschrak; als er ihre Aufregung bemerkte, bezwang er sich. „Sage mir alles, ich bin jetzt genug vorbereitet, ich bin ganz ruhig.“ Er war mehr als ruhig, er war starr.

„Versuche, es wie ein Mann zu tragen“, stammelte sie, „Elisa ist – ist krank.“ Es war ihr unmöglich, ihm sogleich die ganze Wahrheit zu sagen. Sie bangte um seinen Verstand.

„Sage mir alles, sage es nur, sie ist tot.“ Er glaubte nicht, wollte nicht glauben, daß dem so wäre, er sagte es nur, damit sie ihm widersprechen sollte, aber ihr Schweigen bestätigten seine Worte. Einige Minuten stand er wie betäubt, dann fragte er, wo er Elisa finden könnte. Als er das erfahren hatte, ging er hinauf. Niemand war bei der Leiche.

Stunde auf Stunde verrann, aber er kam nicht. Man wurde unruhig und öffnete die Tür ein wenig. Er stand noch immer an dem Bett, auf dem der entseelte Körper ruhte. Was in ihm vorging, sah nur der, der in die geheimsten Winkel des Menschenherzens sieht.

„Edith, was fangen wir mit ihm an? Ach, wenn Gustav Adolf hier wäre!“ sagte Christian.

Selbst Edith hatte an diesem Tag Gustav Adolf sehnsüchtig herbeigewünscht, denn niemand verstand so zu trösten und aufzurichten wie er. Man hatte an ihn telegraphiert, doch konnte er wohl heute kaum mehr kommen und etwas mußte getan werden. „Die Kinder“, sagte sie, „wir wollen die Kinder hinschicken.“

„Du weißt immer Rat“, sagte Christian erleichtert.

Sven war nicht aufzufinden, aber Rigmor und Aslög hieß man zu Papa und Mama hineingehen. Edith hatte recht gehabt; das Erscheinen der Kinder rief die Krisis hervor; durch die bloße Gegenwart der Kleinen verlor der Schmerz des Vaters die Starrheit. Nach einer Weile trat er mit ihnen heraus. Er verlangte zu erfahren, wie alles gekommen war. Die äußeren Umstände bei Elisas Tod schienen ihm zwar unwesentlich der Tatsache gegenüber, daß sie nicht mehr war.

Edith nahm mit Erstaunen wahr, daß er sich über den Unglücksfall weiter nicht zu grämen schien. Er betrachtete das Vorgefallene augenscheinlich als eine unvermeidliche Schickung. Eine höhere Macht hatte den Gang der Ereignisse so gelenkt. Diese Überzeugung war ihm in Elisas Nähe gekommen.

Warum aber mußte sie ihm so jäh entrissen werden, daß er nie mehr Gelegenheit haben würde, ihr das freundliche Wort zu sagen, nach dem sie augenscheinlich so sehr verlangt hatte? Ach, warum war er nicht zu Hause geblieben, wie sie ihn gebeten hatte? Welche Macht hatte ihn daran gehindert? War es dieselbe, die sie ihm entrissen hatte? Unter welcher Macht Elisa stand, das wußte er, nicht aber, von welcher er selbst regiert wurde. Daß er sein Schicksal nicht selbst in Händen hatte, das sah er jetzt ein.

Äußerlich erschien er ruhig, nur sein Blick verriet, daß sein Inneres in Aufruhr war. Bald bäumte er sich in wildem Trotz auf, bald sank er niedergeschmettert zu Boden. Er fühlte sich wie ein Spielball grausamer, höhnischer Mächte, aber inmitten des Aufruhrs meinte er eine geliebte Stimme flüstern zu hören: „Es ist alles, alles Liebe.“

Man sagte ihm, daß Elisa das Bewußtsein vor ihrem Tod wiedererlangt hätte. Hatte sie sich wohl nach ihm gesehnt oder war sie froh gewesen, von ihm gehen zu dürfen, da er ja ihren Erwartungen so wenig entsprochen hatte? Hatte sie gewußt, daß sie sterben mußte und an was hatte sie zuletzt gedacht? Niemand konnte ihm Antwort geben. Nur die Diensten und die Kinder hatten an ihrem Sterbebett gestanden, niemand, dem sie einen Abschiedsgruß hätte zuflüstern, eine Botschaft der Vergebung und Liebe hätte auftragen können. Er meinte, ein Wort von ihr würde ihn beruhigen, dann könnte er vielleicht wieder atmen, jetzt aber drohte der Schmerz, ihn zu ersticken.

Er schloß sich in seinem Zimmer ein und gab Befehl, daß niemand ihn stören dürfe. Hier rang er in der Einsamkeit mit der Verzweiflung. Der Tag ging dahin und die Nacht dazu. Als der Morgen graute, rang er noch mit einem, der stärker war, als er. Aber er fing an, nachzugeben; der harte Hammerschlag hatte den Felsen zerschmettert. Die Morgensonne schien hell durch das Fenster. Hessel ließ das Rouleau herab. Er ertrug das Sonnenlicht nicht, während er, die Hände ringend, auf und ab ging.

„Elisa, Elisa“, murmelte er, „was gäbe ich um ein einziges Wort von dir! Aber dein Mund ist stumm, und – ich verdiene es.“ Es war still um ihn her und still im Haus; er hatte ein Gefühl, als stände die Zeit still.

Wie sonderbar, daß er nicht an Elisa denken konnte, ohne an ihren Gott zu denken, diese harte, grausame, unerbittliche Macht, die sie hinweggenommen hatte. Aber Elisa hatte ihren Gott geliebt und von Seiner Barmherzigkeit gesprochen. Gewiß war sie Ihm willig gefolgt, ja vielleicht voll Jubel, ohne Abschiedsschmerz um das, was sie zurückließ.

„Bist Du barmherzig, Gott, so erweise auch an mir Barmherzigkeit!“

Dieser Schrei kam aus der Tiefe seines Herzens, fast gegen seinen Willen, es lag viel Trotz darin und nur wenig Glauben.

Die Tür wurde leise geöffnet. Der Doktor zog die Stirn kraus. Wer wagte es, ihn zu stören? Es war der kleine Sven, der zu ihm kam.

Gestern hatte man ihn den ganzen Tag zurückgehalten, wenn er in die Stube seines Vaters gehen wollte, aber heute war er früh aufgestanden und hatte sich hinuntergeschlichen. Er war überrascht, den Vater schon dort zu finden, es war noch so früh, aber er war zugleich auch froh, denn nun brauchte er nicht zu fürchten, daß man ihn wegbringen würde, ehe er mit ihm gesprochen hatte.

„Was willst du?“

Die Botschaft, die ihm anvertraut worden war, hatte dem kleinen Burschen eine gewisse Wichtigkeit in seinen eigenen Augen verliehen, aber jetzt war es mit seiner Würde vorbei. „Mama hat mich gebeten –“ begann er verlegen und schwieg dann ratlos. Daß seine Botschaft so aufgenommen werden könnte, hatte er nicht erwartet. Um seine Lippen begann es zu zucken, er schlug die Augen nieder, um seine Tränen zu verbergen; Papa hatte es nicht gern, wenn er weinte.

„Was hat Mama dich gebeten?“

War das Papas Stimme? Wie sonderbar sie klang! Sven sah erstaunt auf und vergaß seine Tränen. Hessel hob ihn auf seine Knie und wiederholte die Frage.

Da kam dem Kleinen seine Wichtigkeit und Würde wieder. „Mama sagte: Bitte Papa, mir alles zu vergeben, wie er selbst Vergebung haben möchte, wenn er einmal sterben muß.“ Der kleine Bursche sah seinem Vater gerade in die Augen und richtete seine Botschaft aus, als hätte er eine merkwürdige Aufgabe herzusagen, in der jedes Wort recht genau sein mußte.

„Wann hat Mama das gesagt?“

„Als sie zu Jesus ging, nein, ein wenig vorher.“

„Zu dir?“

„Ja.“

„Hat es sonst niemand gehört?“

„Nein, ich glaube nicht. Mari stand am Fenster und weinte, und Onkel Christian und Tante Edith waren noch nicht hier. Ich bin ganz sicher, daß sie so sagte, ich habe es genau gehört und habe kein einziges Wort vergessen.“

„Hat sie noch etwas gesagt?“ Hessel sah den Knaben an, als wollte er jedes seiner Worte verschlingen.

„Ja, nach einer kleinen Weile sah sie wieder auf und sagte: Gib Papa einen Kuß von mir.“ Sven sah den Vater fragend an, ob er ihm wohl jetzt den Kuß geben dürfte, und, von dem Ausdruck seiner Augen ermuntert, wagte er es.

Hessel drückte den Knaben fest an sich. Der starke Mann erbebt, von Rührung überwältigt. Gott war barmherzig, er hatte es ihn soeben erfahren lassen.

Auf den Wegen um die Kirche herum sah es aus, als wäre es Sonntag. Ganze Scharen in Feiertagskleidern gingen nach der Kirche hin. Die war bald bis auf den letzten Platz gefüllt. Kaum wurde drinnen geflüstert, aber viele weinten leise.

Die Glocken begannen zu läuten; die Gemeinde erhob sich, der Trauerzug näherte sich dem Altar. Gustav Adolf erwartete hier seine Schwester. In seinen Augen standen helle Tränen, sein Herz war von Trauer erfüllt, aber von der Trauer, die in Freudigkeit verkehrt wird. Seine Rede trug das Gepräge seiner Gemütsstimmung, die Gottesstadt schien allen näher gerückt und die Erde mit ihren Sorgen und Kummernissen schien klein und nichtig. In dem Herzen der Menschen liegt ein Verlangen, in die Zukunft schauen zu können, aber viele wenden den Blick von dem ab, was sie ganz gewiß treffen wird, von dem Tod. Lebe, um selig zu sterben, lebe in Jesus Christus.

Gustav Adolfs Rede streute keine Blumen auf Elisass Lebenswerk, aber sie ließ die Krone des Lebens ahnen. Sie lud alle ohne Ausnahme ein, das ewige Leben zu ergreifen. Als er am Schluß von der Verstorbenen sprach, waren es nur wenige Worte, groß in ihrer Einfachheit. „Ich weiß“, sagte er, „daß ihr einziger Ruhm das Kreuz Christi war, ihre einzige Hoffnung Sein für sie vergossenes Blut. Und jetzt,

wo sie vor Gottes Thron steht, ein vollendetes Werk der Gnade, ruft sie uns zu: Kommt zu Jesus.“

Niemand hätte besser als Gustav Adolf ausdrücken können, was Elisa selbst an ihrer Bahre hätte sagen mögen. Und viele, die sie lieb hatten, meinten, sie heute zum letztenmal reden zu hören.

Gustav Adolf ging von der Kirche denselben Weg nach Hause, den er vor kurzem mit Elisa gegangen war. Heute ging er ihn allein. Am Ufer des Elg-Sees blieb er stehen; er sah hinüber nach dem verwaitsten Heim seiner Schwester und erinnerte sich seines Gesprächs mit ihr. Als er dastand, betete er inbrünstig für ihren Mann. O, daß doch diese Trübsal sein Herz erweichte, daß sie doch den Zweck erreichte, wozu sie gesendet war.

Männer kamen vorüber. Sie blieben stehen, um ihm ihre Teilnahme auszudrücken.

„Es ist unbegreiflich, daß sie vor der Zeit dahingerafft werden mußte“, sagte der eine.

„Nein“, erwiderte Gustav Adolf, „sage nicht: vor der Zeit; die dem Herrn angehören, sterben weder zu früh noch zu spät, sie sterben in der Stunde, die ihr Herr für sie ersehen hat.“

Diese Worte wurden mit der Kraft der Überzeugung gesprochen und es fiel dem anderen nicht ein, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

Gustav Adolf wohnte diesmal im Doktorhaus; es war ein Trost für den trauernden Mann, ihn bei sich zu haben. Er machte keinen Versuch, ihm Trostgründe aufzuzählen, er trauerte nur mit ihm, und das war eine Kunst, die Gustav Adolf verstand. Er trauerte nicht wie die, die keine Hoffnung haben, darum war seine Trauer segensbringend und erhebend. Hessel konnte nicht anders als diesen Einfluß spüren. Die Sonne wärmt, auch wenn man nicht daran denkt, daß sie scheint.

Am Abend des Begräbnistages saß Hessel allein in Elisass Stube. Er hatte auf Elghytta zu Mittag gegessen, die Kinder waren noch dort und er hatte versprochen, sie abzuholen. Aus dem Familienkreis war er zu einem Kranken gerufen worden, dann war er, einem unbe-

zwingbaren Zug folgend, in sein verödetes Heim zurückgekehrt. Er mußte eine Stunde in diesem Zimmer verweilen, wo die Geliebte seines Herzens ihre letzten Gedanken gedacht, ihren letzten Kampf gekämpft hatte. Ach, warum war er nicht bei ihr gewesen? Der Schmerz hierüber war wohl etwas gemildert worden durch den Gruß voll vergebender Liebe, den er erhalten hatte. Seinetwegen hätte er bei ihr sein mögen, sie hätte gewiß ausreichenden Trost gehabt, das wußte er, ohne sich klar zu machen, warum er dessen so gewiß war.

Wenn er jetzt auf ihr Leben zurückblickte, trat es verklärt vor sein Herz und Gemüt. Er mußte an ihren Glauben glauben. Ihr Geistesleben hatte Mängel gehabt, aber es war echt gewesen. Während sie bei ihm war, war sein Blick für die Fehler ihres Glaubenslebens besonders scharf gewesen, jetzt trat ihm die Echtheit ihres Glaubens besonders klar vor die Augen. Es war ihm, als finge er erst jetzt an, sie zu verstehen. Ach, warum war sie nicht mehr bei ihm?

Er sah sich im Zimmer um. Es war ihm, als weilte ihr Geist noch hier zwischen allen diesen Gegenständen, die sie noch vor kurzer Zeit berührt hatte. Dort lag ihre Bibel. Sie hatte sie viel benutzt, sie war ganz abgegriffen. Er nahm sie in die Hand, als wäre sie eine Reliquie. Als er darin blätterte, fiel ein Blatt Papier heraus. Er hob es auf und las, was sie an ihn geschrieben hatte am Abend des Tages, an dem er abgereist war, an dem sie sich für einige Tage, wie er meinte, getrennt hatten, in Wirklichkeit für immer. Ob es wohl für uns kein Wiedersehen gibt, fragte er sich, als er den kurzen Brief zu Ende gelesen hatte.

Elisa hatte sich nichts abdingen lassen, sie forderte alles, und sie tat das im Namen ihres Herrn. Er wurde jetzt nicht dadurch gereizt, er empfand es nur schmerzlich, daß während sie gewachsen war in allem Guten, er weit hinter ihr zurückgeblieben war. Gerade das, daß ihr Glaube und ihre Liebe zu Gott so ganz aus einem Guß waren, das hatte sie in der Zeit getrennt, sollte das sie auch in der Ewigkeit trennen?

„Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“

„Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.“

Das waren unbestechliche Worte, da gab es kein Entrinnen und nichts, was das Urteil milderte.

Hessel stellte sich in Demut unter diese Worte, er fühlte den Zorn Gottes. Es war finster in ihm, kein Lichtstrahl erhellte das Dunkel. Die Entschuldigungen, die ihm früher genügend erschienen waren, um die Schuld von sich auf Gott zu wälzen, verfielen jetzt nicht mehr. Gott hatte ihn verstoßen. Es half ihm nicht, sich im Trotz aufzulehnen und zu Gott zu sagen: Warum hast Du mich geschaffen? Warum hast Du mir einen freien Willen gegeben, da Du doch sahest, daß ich ihn mißbrauchen würde? Warum forderst Du mehr von mir, als ich geben kann?

Das Rollen eines Wagens und fröhliche Kinderstimmen weckten ihn schließlich aus seinem hoffnungslosen Sinnen. Er hatte die Zeit und sein Versprechen, wieder nach Elghyttan zu kommen, vergessen.

„Da du nicht kamst, mußten wir ohne dich nach Hause fahren“, sagte Gustav Adolf.

„Nein, ich bin nicht gekommen“, erwiderte er. Fast war es, als läge ein tieferer Sinn in den Worten. Gustav Adolf sah ihn fragend an; der Doktor aber beugte sich herab und gab den Kindern einen Gutenachtkuß.

Als die Kleinen gegangen waren und die beiden Männer allein waren, war es dem einen nicht mehr lange möglich, seine Verzweiflung zu verbergen und dem anderen, mit seinem Trost zurückzuhalten.

„Komm“, sagte Hessel, „sieh her, was ich soeben gefunden habe.“ Und er reichte seinem Schwager Elisás Brief.

Als Gustav Adolf ihn gelesen hatte und wieder aufsaß, strahlte sein Blick.

Der Blick des anderen aber verdüsterte sich noch mehr. „Ihr letzter Gruß ist ein Urteilsspruch über mich und trennt mich unerbittlich von ihr“, sagte er bitter.

„Wie kannst du so sprechen?“ rief Gustav Adolf. „Was ist dies anderes als eine herzbewegende Bitte an dich, ihr nachzukommen?“

Hessel wiederholte jetzt seinem Schwager die Beschuldigungen, die er vorher Gott gegenüber vorgebracht hatte.

„Du bist dazu geschaff'n, Gott anzugehören“, erwiderte Gustav Adolf lebhaft, „du hast freien Willen bekommen, um Gott erwählen zu können, nachdem Er dich zuerst erwählt hat; Er selbst will dir das geben, was Er von dir fordert, Er hat dir die ganze Schuld erlassen. Niemand kommt zum Vater, denn durch Christum, darum bitte Ihn und Er wird dich zum Vater führen. Wenn du Gottes Zorn fühlst, weil du nicht an den Sohn glaubst, so höre nicht auf zu beten, bis dir dieser Glaube geschenkt wird.“

„Das ist leichter gesagt als getan“, wandte Hessel finster ein.

„Ich weiß es“, erwiderte Gustav Adolf teilnehmend, „aber ich weiß auch, daß es nur auf dich ankommt, wie lange du zu denjenigen gehörst, zu denen der Heiland sagt: ‚Ich wollte, aber du hast nicht gewollt.‘“

Schweigend stand der Doktor da und starrte in die Nacht hinaus. Wie klar und einfach klang das, was Gustav Adolf ihm geraten hatte! Das kleinste Kind konnte es verstehen und den Weg des Heils betreten. Mit ihm aber mußte sicher vorher, ehe er diesen Weg gehen konnte, eine durchgreifende Umwandlung vorgehen. Er mußte ein anderer Mensch werden. Und hatte er dazu den Mut? Hatte er den Willen? Oder wollte er sich noch länger hilflos auf dem stürmischen Meer des Zweifels herumtreiben lassen?

Gustav Adolf reiste ab, als die ersten Tage der Trauer vorüber waren. Nun erst wurde die Leere recht fühlbar. Hessel litt unsagbar, sein ganzes Herz schrie nach Elisa. Ein Trost war es ihm, mit den Kindern von ihrer Mutter reden zu können, besonders mit Sven, der sie am besten verstanden hatte. Er war ein nachdenkliches Kind. Seine Gedanken bewegten sich ebenso sehr in der himmlischen Welt wie in seinem irdischen Heim, und seitdem seine Mama in den Himmel gegangen war, fühlte er sich dort fast noch mehr zu Hause.

Viele Fragen hatten er und seine Geschwister dem Papa vorzulegen über Gott und Gottes Reich, kindliche Fragen, tiefgehend in ihrer Einfachheit. Sie konnten sich ja nicht mehr an die Mama wenden, so

gingen sie zu ihm. Er erklärte ihnen alles, was sie wissen wollten, so gut er konnte und fühlte dabei eine große Verantwortung. Oft flocht er in seine Antworten Fragen ein, was Mama über dies und jenes gesagt hätte, und wie froh waren dann die Kinder, wenn sie irgend etwas anführen konnten, was sie ihnen gelehrt hatte.

Der ehemalige Zweifler war sehr besorgt um seine Kleinen und um ihren Glauben. Lieber hätte er sich ins Meer gestürzt, einen Mühlstein am Hals, als daß er auch nur einen Schatten von Zweifel bei einem von ihnen hätte hervorrufen mögen. Seine Antworten auf ihre Fragen paßten sich stets dem Kinderglauben an.

Seine Kenntnis der heiligen Schrift kam ihm jetzt sehr zustatten; dieses sein Wissen war bisher wie die Totengebeine im Gesicht des Propheten gewesen. Aber jetzt durch den Umgang mit den Kindern, die in ihrem bedingungslosen Glauben dem Himmelreich am nächsten sind, kam er in Berührung mit dem Geist Gottes, dem Odem, der lebendig macht. Die Totengebeine begannen sich zu regen, sie fügten sich aneinander und bekamen Leben. Hessel fing an, die Wahrheit zu begreifen: „Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Niedergeschmettert und gebeugt, kritisierte er nicht mehr das ewige Wort, von dem allein er noch einen Hoffnungsstrahl erwarten konnte, er nahm es an wie ein Kind.

Hierdurch verwandelte sich, ihm selbst unbewußt, sein Wesen und er wurde immer mehr so, wie Elisa sich gedacht hatte, daß er werden könnte. Als die Kinder heranwuchsen, erblickten sie in ihrem ersten Vater die Verkörperung alles Guten, das sich denken läßt. An ihn wandten sie sich mit allem, denn sie hatten ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Daß er immer edel und aus reinen Beweggründen handelte, erschien ihnen das Natürlichste von der Welt; sie ahnten nicht, daß er nicht immer so gewesen war, wie sie ihn kannten.

Die Zeit ging dahin. Man sagt, daß sie alle Wunden heilt, aber Hessel ist anderer Meinung. Wenn er sein Herzeleid einem medizinischen Bild vergleichen sollte, dann würde er sagen, es ist wie eine tiefliegende Fistel, deren Kanäle sich niemals schließen und am besten auch offen bleiben. Das schmerzliche Empfinden seines Verlustes will er nicht entbehren, denn er fühlt dasselbe, was Elisa

einstmals empfand: daß die Erinnerung an einen geliebten Menschen, der im Glauben an Jesus gelebt hat und gestorben ist, nicht niederdrückt, sondern dazu beiträgt, Herz und Auge auf das große Ziel zu richten.



J.F. Lövgren

Philister über Dir!

Taschenbuch

224 Seiten

DM 6,80

ISBN 3-89397-766-X

Elling Tande sitzt zwischen allen Stühlen – die Situation in seiner eigenen Familie spiegelt die traurige Realität innerhalb der Christenheit wider – es herrscht Zerrissenheit, jeder geht in eine andere Gemeinde. Er selbst findet nirgendwo auf Dauer ein geistliches Zuhause, weil es überall Praktiken und Lehren gibt, die er für unbiblich hält.

Diese Not läßt ihn wieder zur Feder greifen, um ein Werk zu schreiben, daß seinen schuldigen Mitchristen die Augen öffnen soll. Doch dann legt Gott seine Hand auf ihn und das Schwert, das erhoben war, um andere zu richten, zeigt plötzlich auf ihn selbst und bringt die heilsame Erkenntnis, daß die »Philister« auch über ihn sind.

Eine weitere spannende Erzählung zu einer aktuellen Problematik von dem Autor des bekannten Buches »Und ihre Lampen verlöschen«.